It. sing. 1195 sh/(1

Reisen

in

Nordamerika

in den Jahren 1852 und 1853

von

Dr. Moritz Wagner

und

Dr. Carl Scherzer.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1854.

73/15058

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die gesellschaftlichen Zustände des alten Orients in ihrem unaufhaltsamen Verfall, mit ihren unheilbaren Leiden hatte ich lange bis zum Ueberdruß beobachtet und miterlebt. Nach siebzehn Wanderjahren in den drei östlichen Welttheilen regte sich der Wunsch in mir, jene andere Hemisphäre zu schauen, wo in der Natur wie im Völkerleben die Erscheinungen einen noch jugendlicheren Charakter tragen, wo ein gesünderer Organismus der Gesellschaft eine längere Lebensdauer verspricht und eine freiere Atmosphäre dem Beobachter einen hellen Blick in die Zukunft gestattet.

Die Ereignisse von 1848 bis 1851 verzögerten die Ausführung dieses Reiseplanes. Inmitten einer Bewegung, welche durch ein neues Wundermittel einem morschen wurmstichigen Organismus frische Lebenssäfte wiedergeben zu können schien, wollte Keiner, der an den Geschicken seiner Nation mit warmer Theilnahme hing, ferne vom Vaterlande weilen. Nachdem jene Bewegung eben so winzig und erbärmlich geendigt hatte, als sie groß und vielverheißend begonnen, nahm ich jenen Wander-

plan wieder auf, und der Zug nach dem Westen wurde zur unbezwinglichen Sehnsucht.

Denselben Wunsch, das gleiche Streben theilte ein Freund, mit dem ich die Herausgabe dieses Werks unternommen. Im Interesse der wissenschaftlichen wie der literarischen Resultate dieser Reise kamen wir überein, Aufgabe und Arbeit zu theilen. Dr. Scherzer widmete mehr der Statistik und National-Oekonomie, ich den geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen besondere Aufmerksamkeit. Gemeinschaftlich waren unsere ethnographischen und politischen Studien. Nur durch diese Theilung der Arbeit wurde es uns möglich, ein ziemlich umfassendes Material zu sammeln. Wir hatten auch, indem wir beide verschiedene Wege einschlugen, den wichtigen Vortheil, einen größeren Theil Nordamerika's durch persönliche Anschauung kennen zu lernen als irgend ein deutscher Reise-Schriftsteller vor uns.

Während Dr. Scherzer zuerst die östlichen Staaten der Union besuchte, dann die Richtung nach dem Lake Superior, dem größten Süßwasserbecken der Welt, nahm und vorzüglich das wichtige Gebiet Minesota und den Staat Jowa bereiste, ging ich den nächsten Weg nach Unter-Canada, verweilte einige Zeit an den Ufern des St. Lorenzstroms, später am Niagara und an

den westlichen Seen und nahm dann einen längeren Aufenthalt in dem für die deutsche Emigration hochwichtigen Staat Wisconsin. Gemeinschaftlich bereisten wir die Staaten Illinois und Missouri. Von St. Louis schiffte Dr. Scherzer, nachdem er in Begleitung des kenntnißreichen Geologen Whitney von Boston den Iron-Mountain besucht hatte, nach dem Ohio und wanderte zu Land durch die Staaten Kentucky, Tenessee, Georgien und Alabama, während ich den gewöhnlichen Wasserweg nach der Louisiana auf dem unteren Mississippi wählte. In den südlichen Staaten Louisiana und Mississippi brachten wir einen Theil des Winters zu, um die frischen Erinnerungen unserer Reise niederzuschreiben.

Die Aufnahme, welche wir in den Vereinigten Staaten fanden, können wir nur von Herzen rühmen. Behörden wie Privatleute boten bereitwilligst die Hand, unsere Zwecke zu fördern. Ausnahmen hiervon waren selten. Es gelang uns, viele wichtige Documente, die nicht im Buchhandel erschienen sind, und eine Masse von schätzbaren mündlichen Mittheilungen besonders über statistische und nationalökonomische Verhältnisse der Staaten zu erhalten.

Herr Fillmore, Präsident der Vereinigten Staaten, General Scott, Eroberer von Mexico, Daniel Webster, der berühmte Redner und

Staatsmann, an dessen frischem Grabe eine Welt trauert, so wie andere hervorragende Mitglieder der Regierung und des Congresses haben persönlich die freundlichste Theilnahme an unserem wissenschaftlichen Unternehmen dargelegt und uns mit Rath und Empfehlungen unterstützt. Dieselbe Aufnahme fanden wir in Canada sowohl von Seiten der britischen Behörde als vieler hervorragender Männer der gebildeten Gesellschaft. Den Gelehrten des Smithson'schen Instituts gebührt unser wärmster Dank für ihre uneigennützige und unermüdliche Unterstützung.

Ueber die politischen und gesellschaftlichen Zustände Nordamerika's haben wir die Meinungen und Ansichten von Männern der verschiedensten Standpunkte zu vernehmen gesucht. Die frommen und gelehrten Väter der Gesellschaft Jesu, deren stiller Einfluß und Reichthum in den letzten Jahrzehnten mächtig angewachsen, haben wir in den verschiedenen Städten besucht und aus ihrem Munde manches Interessante und Lehrreiche gehört. Andererseits verschmähten wir auch nicht, mit den Mormonen-Aposteln zu conversiren, die Gemeinde der Rappisten zu besuchen, in der Communisten-Colonie Ikarien aus dem Munde des vielbekannten Herrn Cabet socialistisch-communistische Ansichten über die neue Welt zu hören und uns von ihm

die praktischen Resultate seiner ikarischen Theorieen zeigen zu lassen.

Von den wissenschaftlichen Ergebnissen unserer Reise ist in diesem ersten Buche nur ein kleiner Theil niedergelegt. Zu ihrer Ausarbeitung hätten wir mehr Zeit und Ruhe bedurft. Das ziemlich umfangreiche Material, das wir zu diesem Zwecke gesammelt, gedenken wir in einem späteren wissenschaftlichen Werke über Amerika zu veröffentlichen. Hier ist nur der beschreibende Theil unserer Reise ausführlich behandelt. Unsere Eindrücke und Beobachtungen würden durch eine spätere Veröffentlichung vielleicht nicht an Treue, doch sicher an Frische und Neuheit eingebüßt haben. Die Herausgabe meiner verschiedenen Schriften über den Orient überzeugte mich, wie sehr jede Reiseschilderung sowohl an Lebendigkeit als an Interesse für den Leser verliert, wenn sie erst Jahre später aus dem Tagebuche und aus dem Gedächtniß niedergeschrieben wird. Wer in diesem Buche reichere Beiträge zur Völkerkunde und Naturgeschichte, zur Statistik und Staatswissenschaft Nordamerika's zu lesen erwartet, als ihm geboten sind, den bitten wir, sein kritisches Urtheil bis zur Veröffentlichung des wissenschaftlichen Theiles unserer Reise aufzuschieben.

Das Unvollständige und Lückenhafte dieses

Reisewerkes gestehen wir gern zu. Aber das glauben wir ohne Verletzung der Bescheidenheit aussprechen zu dürfen, daß kein deutscher Reise-Schriftsteller Gelegenheit hatte, ein so umfangreiches Material zur Kenntniß der Vereinigten Staaten zu sammeln. Die meisten Schriften über Amerika leiden überdieß an jener Einseitigkeit der Auffassung, die eine natürliche Folge des einseitigen Standpunktes und Wohnortes ihrer Autoren war. Bei Vielen haben auch persönliche Schicksale oder selbstsüchtige Zwecke, das Glück, das sie gefunden, oder die Täuschungen, die sie erfahren, mitgewirkt, den Blick zu trüben und das Urtheil zu bestechen. Von diesem Vorwurf wenigstens wird uns der billig denkende Leser freisprechen. Wahrheit, nur Wahrheit, auch wenn sie allen unseren Erwartungen, Sympathieen und Wünschen entgegen sein sollte, zu erfahren und mitzutheilen, die Licht- und Schattenseite der neuen Welt mit fester Hand zu zeichnen, war unser erstes, ernstes Streben.

Obwohl in den meisten Punkten meine Ansichten und Erfahrungen mit denen meines Freundes zusammenstimmen, so übernimmt doch Jeder nur die Verantwortlichkeit der von ihm selbst verfaßten Kapitel. Die von Dr. Scherzer geschriebenen Abschnitte tragen am Schlusse sein Zeichen.

Was ich selbst von der Gegenwart und Zukunft

Nordamerika's wie von der Zukunft Europa's nach langjährigen zeitgeschichtlichen Studien an den wichtigsten Punkten der Bewegung denke — nicht was ich wünsche und hoffe — das findet der Leser in dem ersten einleitenden Kapitel, welches ich seiner Aufmerksamkeit besonders empfehle. Wer andere Ansichten hegt, welche auf Kenntniß der Naturverhältnisse, auf klare Anschauung des Ganges der Culturgeschichte, überhaupt auf Thatsachen und ein nüchternes Urtheil sich stützen, nicht aus persönlichen Interessen und frommen Wünschen entspringen, den bitte ich, mit Gründen mich von meinem Irrthum zu belehren, und ich werde ihm dafür dankbar sein. Die Wahrheit jedenfalls kann bei der Discussion solcher Gegenstände nur gewinnen. Selbst unter unseren deutschen Staatsmännern giebt es schwerlich noch viele beschränkte Köpfe, welche glauben, daß Dinge, von denen man nicht redet, auch nicht geschehen. Die letzten großen Ereignisse, welche Europa bis in den Grund erschütterten, und denen in Deutschland keine Agitation vorausgegangen war, haben wenigstens dieser Ansicht ein furchtbares Dementi gegeben.

Einsichtsvolle Politiker, welchem Parteistandpunkte sie auch immer angehören mögen, werden eben so wenig den absoluten Willen des Herrschenden für machtvoller als die ewigen Naturgesetze

halten. Kein heller Beobachter kann ernstlich glauben, daß dieser Wille stark genug sei, das Rad der Zeit von jener Bahn abzulenken, die ihm die Gottheit selber vorgezeichnet hat. Für das heutige Europa wenigstens ist nichts veralteter und irriger als jener Ausspruch des byzantinischen Usurpators: Königen sei Alles möglich, und kein Uebel sei im Staate so groß, daß es ihr fester Wille nicht zu heilen vermöge.

Was meine und meines Freundes Ansichten über Amerika betrifft, so sind dieselben keineswegs geschlossen. Noch Jahre lang gedenken wir die neue Welt zu bewohnen und zu durchwandern und ihre physischen und politischen Eigenthümlichkeiten zu studiren. Im Augenblick, wo dieses Werk die Presse verlassen wird, weilen die Verfasser wohl nahe den Gestaden des stillen Weltmeeres oder in jenen fernen Thälern des Columbia-Flusses, wohin bereits ein Theil der östlichen Völkerwanderung strömt.

New-Orleans, im Januar 1853.

Dr. Moritz Wagner.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

I.

Amerika und die deutsche Auswanderung.

Zur Einleitung.

„Manchmal kommt mir in den Sinn,
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitsstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln.

Doch es ängstigt mich ein Land,
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien."

H. Heine.

Dem poetischen Grauen des Dichters der „Reisebilder" vor jener sonderbaren neuen Welt und ihrem „Kegelspiel ohne Könige" zum Trotze scheint die Masse der deutschen Auswanderer, wie die stille Sehnsucht der Wanderlustigen, der westlichen Richtung beharrlich treu zu bleiben.

An abmahnenden Warnungen und Lockstimmen für andere Richtungen hat es zu keiner Zeit gefehlt. Bald war der Osten, bald der Süden der gepriesene Boden, wo die Auswanderer Besseres finden sollten,

wo man ihnen das sichere Ziel ihres Verlangens nach Gleichheit und Wohlstand verhieß.

Wie mannichfaltig auch die Beweggründe sind und waren, welche in verschiedenen Zeiten jeden Einzelnen vermochten, dem Lande der Väter den Rücken zu kehren, das Grundmotiv und der Grundzweck der Emigration sind bei der unermeßlichen Mehrzahl die gleichen: Mißstimmung und Unzufriedenheit mit den heimischen Verhältnissen und die Hoffnung, ihre materielle Lage zu verbessern. Dazu wurden die verschiedensten Wege gesucht und empfohlen.

Vor kaum einem halben Jahrhundert zogen die Separatistengemeinden aus Würtemberg, das Traumbild der heiligen Erde in sehnsüchtiger Schwabenseele tragend, die Donau hinab. Nach dem gelobten Lande wollten sie, und sie verirrten sich — nach Rußland! Hunger, Krankheit und Noth hatten ihre schwäbische Hartnäckigkeit gebrochen. Mit deutscher Resignation nahmen sie vorlieb mit dem, was ihnen die Gnade des Selbstherrschers aller Reußen an magerem Steppenland und steinreichen Bergen jenseits des Kaukasus spendete, statt der fetten Triften, die ihre Seher ihnen aus den Händen der heiligen Erzengel versprochen hatten.

Schon einige Jahrzehende vor der Separatistenauswanderung hatten die in Preußen verfolgten Mennoniten eine Zufluchtsstätte in Neu-Rußland am ge-

segneten Milchflusse gefunden, unter dem mächtigen Patronat der großen Katharina, „des Mütterchens“ (maminka), wie sie der russische Muschik noch heute mit Liebe und Ehrfurcht nennt. Dort haben sie Mustercolonieen errichtet und sind durch ihren ausdauernden Fleiß, ihre einfache Lebensweise und ihre Liebe zur Sparsamkeit wohlhabend geworden.

Andere Wanderlustige hat in derselben Zeit, wie später, das Sirenenlied von der Naturpracht der südlichen Zonen nach Brasilien, nach Neu-Granada, nach Chili gelockt. Auch Algier bekam nach seiner Eroberung durch Frankreich deutsche Colonisten, welche der böse Ruf des Samums und der Beduinen nicht schreckte. Sogar nach der Mosquitoküste hat man unsere zuglustigen Landsleute des fatalen Namens ungeachtet dringend eingeladen.

Ungarn, Siebenbürgen und die unteren Donauländer wurden zu verschiedenen Zeiten als die nächsten und passendsten Gegenden für deutsche Niederlassungen, wohin der größte deutsche Fluß als bequemste Wasserstraße führt, von wohlmeinenden oder eigennützigen Rathgebern empfohlen. Immer fanden sich einzelne Hunderte bereit, die neuen Wege einzuschlagen, die ihnen neue Lockstimmen priesen. Es war ja überdies ein so schöner Gedanke, den edlen deutschen Strom, dessen Mündungen heute der russische Schlagbaum sperrt, an seinen fruchtbaren Ufern

von der schwäbischen Wiege bis zum Pontus Euxinus hinab bevölkert zu sehen mit Ansiedlern deutscher Zunge, die, mit dem alten Mutterlande in ununterbrochenem Verkehr und Austausch leiblicher und geistiger Bedürfnisse bleibend, die germanische Vorhut und den ersten Damm bilden sollten gegen das überfluthende Slaventhum. Die patriotischen Enthusiasten dachten nur an das schöne Ziel, nicht an die Hindernisse, nicht an die praktische Ausführbarkeit.

Da kamen zuletzt noch reisende deutsche Alterthumsforscher und Philologen dazu, die an den Donaumündungen nicht stehen bleiben wollten und gar nach Kleinasien und Griechenland mit ihren deutschen Colonieträumen hinüberschweiften. War es doch ein Königssohn bayoarischen Namens, welcher Hellas Thron bestiegen hatte. Warum sollte nicht germanischer Schweiß den klassischen Boden düngen und germanische Kraft die alten Prachttrümmer zu neuen Glanzstätten erheben? Die Begeisterung solcher Stimmführer für die östliche Richtung wurde erst dann ein wenig kleinlaut, als die freche Revolte der Fustanella-Krieger zu Athen im Jahre 1843 den jungen Wittelsbacher Thron erschütterte und das undankbare Griechenvolk seine bavarischen Vormünder ohne Rücksicht auf ihre administrative Weisheit und ihr Philhellenenthum zur Thür hinauswarf.

Die Züge der deutschen Auswanderer nach Osten

und Süden erscheinen in der großen Emigrationsgeschichte als periodische Verirrungen. Es waren bald löbliche, bald leichtsinnige Versuche, anderwärts für die deutschen Ansiedler einen günstigeren Boden zu entdecken als im großen Continente Nordamerika's. Die Kosten, der weite Wasserweg, die Angst vor Sturm und Wellen schreckten Viele. Die patriotischen Männer, denen dort hauptsächlich die schnelle Assimilirung der Deutschen durch eine stammverwandte und kräftigere Nationalität zuwider war, wollten von der schönen Idee nicht lassen, die sich ablösenden Bruchtheile in einer anderen Richtung zu vereinigen und irgendwo ein Neu-Deutschland zu gründen, dessen Bevölkerung seine nationale Eigenthümlichkeit bewahren sollte. Aber während sie dicke Bände schrieben und die Beilage der Allgemeinen Zeitung füllten, blieb die Masse der Emigration instinctmäßig und einseitig, wie die Magnetnadel, ihrer ursprünglichen Richtung getreu.

Vor gerade 170 Jahren hat Franz Daniel Pastorius aus Frankfurt a. M. die erste deutsche Niederlassung am Delaware gegründet. Germantown sollte die erste Stadt heißen, und der berühmte englische Quäker William Penn war einer von ihren Taufpathen. Dem wachsenden Strome war das Bett in dieser Richtung gebahnt, und Tausende und Hunderttausende haben seitdem muthig Leben

und Zukunft seinen Fluthen anvertraut. Im Jahre 1709 erfolgte der erste massenhafte Zug der 32,000 Deutschen vom Rhein nach Amerika, nachdem in Deutschland Krieg, Druck und Hungersnoth die Menschen zur Verzweiflung gebracht.

Seitdem war der Strom periodisch im Steigen oder Fallen, je nachdem Zeitereignisse und locale Ursachen auf ihn gewirkt haben. Die größte Höhe hat er im verflossenen Jahre 1852 erreicht, wo 235,000 Deutsche in den verschiedenen Häfen Nordamerika's von der Mündung des St. Lorenz bis zu den Mündungen des Mississippi landeten. Zum ersten Mal hatte die deutsche Einwanderung in Amerika die irische an Zahl übertroffen. Den Irländern hatte der australische Goldruf ein neues Locklied gesungen, das Viele unwiderstehlich anzog. Die europamüden Wanderlustigen im „Philosophenlande" schienen, wenn man von den Vorzügen der beiden Welttheile sprach, aus dem Namen der großen Republik noch ein anderes Zauberwort herauszuhören, das für sie klangreicher tönte als selbst der Eldoradoruf des großen Eilandes der südlichen Hemisphäre.

Ist aber diese große deutsche Emigration wirklich eine Naturnothwendigkeit, die man weder polizeilich verbieten, noch durch weise Reformen abwenden kann? Spukt sie bloß durch unsere Zeitgeschichte als ein bedenkliches Krankheitssymptom unserer Gesellschaft?

Wird sie durch die Zeit und unsere Verhältnisse geboten, oder ist sie lediglich eine Folge der Agitation und Verführung?

Jedenfalls ist sie eine offene Wunde, die dem Mutterkörper manche gute Lebenssäfte entzieht und in ihrem ganzen Organismus eine tiefe Verstimmung nachweist. Giebt es kein Mittel der Heilung? Was sind ihre wahren Ursachen in der Gegenwart und ihre wahrscheinlichen Folgen in der Zukunft? Ist Nordamerika das passendste Ziel für jene Millionen Deutsche, die sich daheim unwohl fühlen und nach dem Besseren der Ferne sich sehnen, das sie mehr ahnen und nach ihren Wünschen formen, als wirklich kennen? Winkt ihnen an den Ufern des Ohio und Missouri wirklich das ersehnte Glück, das ihnen die Thäler der Heimath versagten? Und finden in Amerika alle Stände und alle Bildungsstufen das Ziel, welches sie suchen: eine Besserung ihrer häuslichen Lage und eine Erhebung ihres gedrückten Gemüths?

Zur Lösung dieser Fragen hat unsere Zeit unendlich viel Druckpapier verschwendet, und zahllose Heilkünstler und Quacksalber haben nicht aufgehört, unserer kranken Gesellschaft den Puls zu fühlen, Diagnosen des Uebels aufzustellen und Mittel der Heilung vorzuschlagen. Und das Uebel ist dennoch fortgeschritten, und die Krankheit spottet ihrer Weisheit und

ihrer Arzneien! Mancher hat auch die Reise selber nach Amerika gemacht, um sich zu überzeugen, ob die dortige Atmosphäre in der That das einzige heilkräftige Geheimmittel besitze und wie die große „maison de santé“ eingerichtet sei, in welcher die Mehrzahl Derer, die an der allverbreiteten Seuche „Europamüdigkeit“ leiden, ihre sichere Genesung hoffen.

Auch für uns war in Verbindung mit anderen, wissenschaftlichen Zwecken das Studium der großen Zeitfrage eines der ersten Motive der Oceanfahrt. Die Eindrücke, welche Institutionen, Leben und Gesellschaft in der westlichen Hemisphäre auf uns gemacht, werden unsere Leser aus den Skizzen der verschiedenen Staaten vernehmen. In den Einzelnheiten unbefangener Schilderungen zweier Reisenden, die kein Beweggrund des Parteigeistes oder Eigennutzes, nur die Liebe zur Wahrheit leitete, dürfte man manche Beiträge zur Beantwortung jener Fragen finden. Aus all den verschiedenen Verhältnissen, in denen wir unsere angesiedelten Landsleute im Osten, Westen und Süden der großen Union gefunden, und aus all den Aeußerungen, die wir aus dem Munde von Männern der verschiedensten Bildungsstufen über die Licht- und Schattenseiten Amerika's gehört, haben wir das Wesentlichste theils in größeren Umrissen, theils in Detailskizzen mit Treue und Wahrheit zu zeichnen ver-

sucht. Hier nur einige Worte als Einleitung zu einem vielverhandelten Gegenstande, der so lange nicht an Interesse, Reiz und Neuheit verlieren wird, als bei uns das gesellschaftliche Uebel im Fortschreiten begriffen ist, als Millionen von Augen sehnsüchtig der Himmelsgegend zugewendet sind, wohin die Sonne wandert, wenn es in Europa dunkel wird, und so lange das Land der Verheißung und das Ziel der großen Völkerwanderung selbst noch in einem Gestaltungsprozesse begriffen ist. Mit jeder neuen Phase seiner Geschichte, mit jeder Aenderung seines Schwerpunktes, mit jedem Zuwachs seiner buntgemengten Millionen werden sich hier neue Verwandlungen, neue Ansichten der Gegenwart und neue Fernsichten für die Zukunft öffnen.

Der große Zeitprozeß der Zersetzung, „Gährung und Stoffverwandlung" in der alten Welt ist darin von der neuen so verschieden, daß in letzterer die Aussicht auf den Hintergrund eine ziemlich klare und sichere ist. Der Vorhang, der noch einen großen Theil dieser Weltbühne deckt, hebt sich, und das Morgenroth beleuchtet sie. In der alten Welt aber vermag das schärfste Seherauge nicht einmal die nächste Zukunft zu durchdringen. Bei der Unmasse von anwesenden Stoffen, welche die Vergangenheit dort aufgehäuft, ist der Zersetzungsprozeß zu großartig und allgemein. Es bilden die Dünste, die dort dem Bo-

den entsteigen, so dicke Nebelschichten, und es starren so viele Klippen empor, daß in den verschiedenen Staaten die erfahrensten Pilotenhände selbst nicht wissen, wie lange sie das morsche Fahrzeug der Gesellschaft durch das immer schmaler werdende Fahrwasser zu lenken vermögen.

Daß viel selbstverschuldete Fäulniß vorhanden im „Staate Dänemark," das haben außer Hamlet noch viele Politiker, Staatsmänner und Zeitgeschichtsforscher selbst von der conservativsten Färbung eingestanden. Ebensowenig hat man zu leugnen versucht, daß die faulen Stoffe in Amerika minder dicht gelagert seien, daß dort noch eine gesundere Atmosphäre die Gesellschaft durchwehe. Selbst der berühmte Berliner Historiker hat diese Thatsache bei seinem flüchtigen Besuch in den Vereinigten Staaten eingestanden, und die folgende Stelle ist das Beste und Richtigste, was man in seinem Buche gefunden.

„In einem Lande," schreibt Herr von Raumer, „wo der Arbeitslohn hoch, das Land wohlfeil, die Abgaben gering und keine lästige Kriegspflicht vorhanden ist, müssen die Massen sich wohl befinden. Und aus diesem Wohlsein geht Zufriedenheit hervor, welche mehr werth ist als die Neigung zu tadeln und zu kritteln. Zu diesem allgemein verbreiteten Wohlsein tragen wesentlich die Grundsätze der gleichen Vertheilung aller Erbschaften bei. Hätte man

ungleiche Erbrechte, Fideicommisse und dergleichen beibehalten oder eingeführt, so würde Reichthum in den Händen Weniger sich angehäuft haben und eine Classe unthätig Genießender entstanden sein."

Es giebt aber noch ein anderes Gut, nach welchem die Masse der Deutschen, wenn auch nicht immer bewußt, ein tieferes Verlangen und Sehnen trägt als selbst nach der Besserung ihrer ökonomischen Lage, ein Gut, das die neue Welt in vollem Maße ohne Opfer bietet und welches von Herrn von Raumer nicht genügend hervorgehoben worden: die gesellschaftliche Gleichheit. Diese versagt ihr das Vaterland, in welchem selbst der beste Wille der Herrscher, wahre Rechtsgleichheit einzuführen, an traditionellen Hindernissen und eingerosteten Sitten, die über jede souveraine Macht hinausgehen, scheitern würde.

Gegen die sociale Gleichheit des amerikanischen Lebens stehen alle Länder Europa's weit, sehr weit zurück, selbst Frankreich, welches dieses Gut durch die Revolutionen eines halben Jahrhunderts errungen zu haben wähnt. Eine Gesellschaft, die noch heute nach Titeln, Orden und äußerlichen Auszeichnungen schmachtet, mit dem rothen Bändchen im Knopfloch sich am seligsten fühlt und dem armen Manne den Zutritt zu seinen nationalen Monumenten versagt, weil er eine Blouse statt eines Rockes trägt, hat von einer wirklichen Gleichheit keinen Begriff, mag ihre natio-

nale Eitelkeit sich auch noch so sehr mit der vorgeblichen „Egalité“ brüsten. Man muß in Paris und in den Vereinigten Staaten gelebt haben, um die Größe des Unterschieds zwischen der französischen und der amerikanischen Gleichheit zu begreifen, und es zeugt eben so sehr von der Ignoranz, wie von der incurablen nationalen Bornirtheit des Herrn Proudhon, wenn dieser unter dem heutigen Systeme Frankreichs noch zu sagen wagt, es gebe kein Land der Welt, in dem noch gegenwärtig mehr Freiheit und Gleichheit zu finden als in Frankreich.

Jene Achtung der Menschenwürde, welche in Amerika wenigstens der weißen Race gewonnen ist, jenes stolze und freie Selbstgefühl, das dort alle Bürger der Republik vom ersten Beamten derselben bis zum ärmsten Tagelöhner, der ihm seine Stimme gegeben, sittlich erhebt und für alle Mühseligkeiten des Daseins entschädigt, ist in einer gealterten Gesellschaft nicht möglich, wo die historische Gewohnheit sich dagegen stemmt. Man mag Gesetze machen und Verordnungen erlassen, welche gleiche Justiz und gleiche Behandlung gegen jeden Staatsbürger, von welchem Stande und Vermögen er immer sei, vorschreibt, man wird nicht hindern können, daß der Richter und der Beamte sich anders benehmen gegen den armen Mann als gegen eine Person der höheren Gesellschaft. Die besten Gesetzbücher geben keine Gewähr, wo der Sinn

für Recht und Gleichheit in der Gesellschaft fehlt, wo nicht der Buchstabe des Gesetzes, sondern der Rechtssinn des Richters eine andere Waage hat für den armen Mann, welchen Noth oder verwahrloste Erziehung auf die Bank des Gerichtshofes geführt, und für den adeligen Betrüger, der aus Leichtsinn oder Leidenschaft zum Verbrecher geworden. Für dasselbe Vergehen, das den „Mann der Gesellschaft" in gelinden Festungsarrest führt, büßt der Proletarier mit schwerer Arbeit im Zuchthause. Ungleicher noch als die Justiz drückt die Polizei auf die verschiedenen Gesellschaftsstände, und daraus folgt nothwendig Haß gegen jede Autorität. Das hat selbst ein vorurtheilsfreier Franzose, Herr von Tocqueville, eingestanden, der in seinem bekannten Werke über Amerika sagt: der Europäer sehe in den Staatsbeamten und Richtern meist nur die Gewalt, während der Amerikaner in ihnen das Recht sehe und damit den freiwilligen Respect verbinde.

Gealterte Gesellschaften werden durch Adoption neuer Rechtsprincipien alte Mißbräuche nicht so leicht los. Der Reiche und der Gebildete wird allen Legislatoren zum Trotze von seinen höheren Prätensionen nicht lassen, der arme Mann seine demüthige Schüchternheit und sein gedrücktes Bewußtsein nicht verlieren. Deutschland leidet, wenn es in ihm auch keine rechtlosen Hörigen und Heloten und keine Barone mit

dem Privilegium der Ungestraftheit und der Menschenquälerei mehr giebt, an den Nachwehen des alten Kastengeistes gleich den meisten Staaten Europa's. In dem halbcivilisirten Asien hat das Kastenwesen den Stillstand der Cultur bewirkt, in Europa den schnelleren Fortschritt gehemmt. Es ist ein alter wohlbewährter Satz, daß Völker wie Individuen sich von ihrer Vergangenheit nie völlig loszumachen vermögen. Die Umstände, unter welchen Staaten und Nationen entstanden, wirken auf ihre ganze Laufbahn ein. Wer mit einigem Scharfblick die Geschichte der Völker studirt, wird ohne Schwierigkeit zur Kenntniß der Entstehung vorherrschender Fehler und Tugenden wie auch der Vorurtheile und der Leidenschaften gelangen, aus denen ihr Nationalcharakter noch heute besteht.

Da, wo schon die älteste Geschichte mit der Sklaverei der Masse und mit den verschiedenen Vorrechten einer Stufenreihe von Ständen und Kasten beginnt, wie die Geschichte Deutschlands und der meisten Staaten Europa's, da ist die Schwierigkeit, eine wahre Rechtsgleichheit für Alle herzustellen, unendlich groß. Die Zeit und der sie begleitende Fortschritt kämpfen nur mühevoll gegen die alten socialen Gebrechen. Wahrscheinlich endigen sie mit einem Siege, aber dieser Sieg ist ein sehr allmäliger, der oft durch Schlappen, Niederlagen und Reactionen unterbrochen wird. Wenn er dereinst wirklich errungen

ist, dann werden die Völker noch lange die schlimmen Folgen des Zeitverlustes in dem nationalökonomischen und politischen Wettstreit mit jenen Staaten tief nachempfinden, in welchen Freiheit und Rechtsgleichheit schon durch ihre Entstehungsgeschichte, wie durch ihre geographische Lage begünstigt war, und die reich geworden sind, während jene verarmten.

Nordamerika hat vor allen Staaten der alten Welt den unschätzbaren Vortheil voraus, daß das demokratische und republikanische Element schon in seinem Bildungskeim vorwaltete. Die Geschichte der englischen Colonie erzählt hier kein Ereigniß, das die Entstehung einer Aristokratie unter der weißen Bevölkerung begünstigt hätte. Dasselbe Element empfing im Laufe seiner Entwickelungsgeschichte fortwährend Nahrung aus Europa, und es bedurfte daher nicht erst gesellschaftlicher Zerrüttungen, um die Gleichheit der Rechte Aller herzustellen.

Es waren Flüchtlinge, welche Glaubenszwang und religiöse Verfolgung aus dem Vaterlande vertrieben hatten, und die, auf dem Boden Amerika's eine Freistätte suchend, hier die ersten Colonial-Niederlassungen gründeten. Es waren Emigranten, welche in Folge der Kriegsverheerungen oder des politischen und gesellschaftlichen Druckes daheim diese Ansiedlerbevölkerung vermehrten und stärkten. Noch heute bringt die ungeheuere Mehrzahl der Auswanderercolonnen, welche

die westliche Richtung nimmt, einen tiefen Haß gegen das politische System der Heimath, dem sie mit Recht oder Unrecht ihr ökonomisches Elend zuschreibt, mit über den Ocean hinüber.

Die Constitution der Vereinigten Staaten stellte nach der erkämpften Unabhängigkeit auch die religiöse Gleichheit her, gegen welche früher die puritanische Intoleranz sich in einigen Staaten hartnäckig gesträubt hatte. Ein Geburtsadel, der in der alten Welt überall nur da entstanden, wo ganz oder halbbarbarische Völker civilisirtere Staaten eroberten, hat in Amerika keine Aussicht der Zukunft. Der Mensch hängt hier aus Naturdrang an der Gleichheit und muß sie ungleich mehr lieben als die politische Freiheit, weil er durch jene mehr persönlichen Vortheil genießt. Der Freiheit mag Nordamerika im Laufe kommender Jahrhunderte verlustig gehen. Die einzelnen Republiken können sich in Monarchieen verwandeln, wenn bei wachsender Bevölkerung und inneren Kriegen auch die Centralisation der Gewalt eine politische Nothwendigkeit werden und nur in der Vermehrung des stehenden Heeres ein Zügel für die Leidenschaften des großen Haufens gefunden werden kann. Die bürgerliche Gleichheit aber wird der Amerikaner sich nimmer entreißen lassen. Sie ist ein Gut, dessen Werth jeder Einzelne tief fühlt und das ein wesentlicher Theil des Nationalcharakters geworden ist.

Mit dieser bürgerlichen Gleichheit, welche in den Vereinigten Staaten keine ephemere „Errungenschaft", sondern eine feste Institution ist, welche alle politischen Stürme überdauern, wie dem stillen Zahne der Zeit trotzen wird, ist das materielle Wohlsein innigst verbunden und kann ohne jene kaum gedacht werden. Was würden der Masse des Volks ausgedehnter Bodenraum, unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erde und die herrlichen Verkehrsmittel seiner großen Binnenseeen und Ströme nützen, wenn hier nur privilegirte Stände oder Monopolgesellschaften Colonieen gründen, Handel treiben, Eisenbahnen und Schiffe bauen dürften?

Wie die vollendete gesellschaftliche Gleichheit den Charakter der Einwanderer aus den niederen Ständen erhebt, so spornt die vollkommene Freiheit der Niederlassung, der Gewerbe und des Handels den Arbeitseifer und die Thatkraft des Mannes, den Muth und die Lust, alle Kräfte an Geist und Knochen, die ihm die Natur verliehen, zu gebrauchen. Daheim waren oft dem Talentvollsten, dem Unternehmendsten die Flügel gestutzt oder gebunden, wenn er nicht einer der bevorzugten Kasten angehörte. Alte Privilegien und Zunftrechte, die Erfüllung langwieriger und peinlicher Formalitäten, tausend Hemmnisse, welche interessirte Monopolisten und ein unseliges Bevormundungssystem des Schreiberregi-

ments, dieser alte Fluch und der empfindlichste Hemmschuh des deutschen Gewerbfleißes, seiner bürgerlichen Laufbahn entgegenstellten, hatten ihm Lust und Muth benommen, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen.

Amerika bietet mit seinem weiten Bodenraum bekanntlich jedem Ansiedler die unbeschränkteste Freiheit, nicht nur zu weilen und zu wandeln, wann und wo es ihm behagt, sondern auch jedes Feld nützlicher Thätigkeit zu betreten, das seinen Kräften und seiner Neigung zusagt. Hier bewährt sich der Mann, und wer ökonomisch zu Grunde geht, ohne durch eigene Thätigkeit sich wieder zu erheben, hat wenigstens keinen Vorwand, das Schicksal oder die politischen Verhältnisse anzuklagen. Staaten, welche ihren Bürgern die Gemeindefreiheit, die freie Niederlassung und das Recht, sich selbst seinen Erwerbszweig zu wählen, versagen, werden in der Masse der Bevölkerung nie eine anhängliche conservative Stütze finden, sondern nur ein Element des Widerstandes und des Umsturzes nähren.

Das volle Recht, das die Staatsgesetze in Amerika jeder Gemeinde zugestehen, sich zu constituiren und zu regieren und ganz nach eigener Einsicht und Bedürfniß ihre Angelegenheiten zu ordnen, erzeugt jene bürgerlichen Tugenden, über deren Mangel man in Deutschland soviel klagen hört, den Sinn und

das Interesse für das öffentliche Wohl, die Opferfähigkeit für das Allgemeine, die wahrhafte Vaterlandsliebe. Diesen Mangel schreiben Viele bei uns den Wühlereien und Aufreizungen der Agitatoren zu, während Andere den Grund in alten Einrichtungen finden wollen, gegen welche es gar keiner künstlichen Hetzerei bedürfe, weil sich gegen sie der Geist des Jahrhunderts empört.

Nur den an Municipalfreiheit gewöhnten Völkern wird es, wie die Geschichte uns überzeugend lehrt, leicht, Colonieen zu gründen und zur Blüthe zu bringen, weil sie längst gelernt haben, für sich selbst zu denken und sich selbst zu regieren — Eigenschaften, die zum Gedeihen von Niederlassungen unentbehrlich sind. Es liegt in dieser Institution zugleich die sicherste Garantie der Ordnung und des gesetzlichen Sinnes im Volke. Selbst manche europäische Staatsmänner der alten Schule, deren Hirnkasten nicht völlig vernagelt ist, sehen das ein, und manche Staatsregierung bedauert sogar den Mangel des Municipalsinnes im Volke. Aber die Staatsregierung weiß eben nicht, wie sie ihn hervorbringen soll. Sie will ihre Gewalt nicht mit den Gemeinden theilen, will sie nicht stark und unabhängig sehen. Sie möchte die Vortheile für sich ohne die Opfer. Ohne die Unabhängigkeit der Gemeinden giebt es aber, wie ein berühmter französischer Staatsmann mit so beredten

Worten bewiesen, auch keinen Gemeinsinn. Ohne sie ist ein wirklich uneigennütziges Interesse an dem öffentlichen Wohl undenkbar, wie schon Herr von Tocqueville uns gezeigt.

Diese bürgerliche Gleichheit, dieses Recht der freien Niederlassung, diese Selbstständigkeit der Gemeinden — sie müssen doch wohl tiefgefühlte natürliche Bedürfnisse und sehr theuere Güter den Massen sein, da die Mehrzahl der Eingewanderten in ihrem Besitz sich über alles Andere tröstet, was sie durch den Wechsel des Vaterlandes verloren haben und entbehren.

Frei von schmerzlichen Verlusten ist kein Tausch der Heimath. Man wird nicht bloß herausgerissen aus so mancher lieben Gewohnheit, in welcher nach dem Worte eines großen Dichters „das einzige Behagen des Menschen ruht," sondern hat auch bei der Eingewöhnung in fremde Sitten und Verhältnisse schwere und schmerzliche Prüfungen zu bestehen. Es überfällt den Proletarier in den ersten Jahren seines amerikanischen Aufenthalts so gut, wie den Gebildeten inmitten einer Gesellschaft, deren Sprache er nicht versteht, deren Gewohnheiten und Charakter dem deutschen Wesen in vielen Zügen schroff entgegentreten, ein eigenthümlich beklemmendes Gefühl des Fremdseins, das oft in schmerzliches Heimweh übergeht. Hat der Deutsche in Masse keinen Patriotismus, so fehlt ihm doch nicht die Liebe zur engen

Heimath, die Anhänglichkeit an seinen Geburtsort, die allen Menschen natürlich ist und in ungebildeten Individuen sogar tiefer liegt als in Personen der höheren Gesellschaftsstufen, in rohen Völkern mächtiger lebt als in civilisirten Nationen. Der Beduine verweilt in der Wüste und verschmäht den grünen Schmelz der Oase, der Indianer Südamerika's bleibt oft in steinigen und dürren Felsgegenden und meidet eine paradiesische Landschaft in der Nähe aus alter Macht der Gewohnheit und Liebe zur Geburtsstätte. Kein wahrerer Satz ist je gesagt worden als der bekannte Ausspruch des Jakobiners Danton, daß man sein Vaterland nicht an den Schuhsohlen mitschleppen könne.

Selbst für die entschiedenen Vortheile, welche die Fremde gewährt, ist man in der Regel nicht sehr erkenntlich und tauscht, wenn auch Alles gleich beim Beginne glücken sollte, nie ohne einigen Mißmuth die kleinen Freuden der Vergangenheit gegen die reicheren Genüsse des neuen Lebens aus. Wenn wir ernste und schwermüthige Landsleute in Amerika, welche diesen Reactionsprozeß noch nicht völlig überwunden hatten, fragten, was ihnen in ihren scheinbar so günstigen Verhältnissen fehle, so war die gewöhnliche Antwort: „Wir wissen es selbst nicht. Es geht uns nichts ab. Wir haben Brod, leben ungenirt und sind nicht bevormundet und gehudelt

von Polizei und Beamten, aber wir können uns eben hier nicht eingewöhnen."

Immer bedarf es Jahre und oft Jahrzehende, bis Zeit und Gewohnheit zuletzt den Sieg davon tragen und die Leute den Werth der neuerrungenen Güter schätzen lernen. Auch dann noch erscheinen die vergangenen Bilder der Heimath dem Gedächtniß meist in einem rosigeren Licht, als sie verdienen. Nur die sehr kleine Minderzahl der stärkeren Charaktere spürt vielleicht nichts von diesem Prozeß der Gefühle oder läßt sich nichts davon merken, oder der politische Haß über Alles, was sie zu Hause erduldet haben, ist noch weit mächtiger als das Heimweh. Bei Vielen kommt erst in Amerika das Gefühl des demüthigenden Verhältnisses, in dem sie zu Hause gelebt, zum rechten Bewußtsein. Dann wird über die deutschen Zustände kräftigst geschimpft und geflucht und damit mancher kleine Seufzer übertäubt wegen des Einen oder des Anderen, das man am Ende doch beim Tausche vermißt.

Die Frauen sind es, die von jenen namenlosen Leiden der Sehnsucht nach den Bildern der Vergangenheit am meisten geplagt sind, wie alle gemüthlichen Naturen. Der Mann, der in den Strom der Thätigkeit sich stürzt und von neuem Thatensturm ergriffen ist, wird das Heimweh schneller los. Schwäbische „Liesli's", welche weinen, wenn sie an „Has-

lach" und „die Abendstunde, wo daheim die Kühe von den Feldern kamen und ein herzig Schwabenliedel für sie zum letzten Mal erklang," denken, giebt es unter den deutschen Ansiedlern in Amerika nicht wenige, wenn auch nicht in dem überschwänglichen Grade der Liesli des Herrn Karl Gutzkow. Diese wäre ein vortrefflich gezeichneter Charakter, wenn der Dichter sie nicht übertrieben hätte. Hartnäckigkeit ist allerdings dem schwäbischen Stamme eigen, auch innige Anhänglichkeit an die Heimath, besonders den Schwäbinnen. Aber die Treue für den Gatten und die Liebe für die Kinder, die stille Resignation und die Opferfähigkeit gehen noch weit darüber, und wir halten kein Liesli aus dem Schwabenlande für fähig, ihren Mann, wenn sie ihn liebt, allein über den Ocean ziehen zu lassen, und nicht selbst die Anhänglichkeit für das „Mühlradrauschen und Kuhbrüllen" in den heimathlichen Feldern der ehelichen Pflicht freudig zum Opfer zu bringen.

Der Mann aus den höheren Gesellschaftsstufen, der Gebildete überhaupt, findet sich in der neuen Welt ungleich schwerer zurecht als der Proletarier. Der Tauschwerth ist bei ihm ein umgekehrter. Er genoß daheim der Vortheile der socialen Ungleichheit, steuerte zu den öffentlichen Lasten nicht im Verhältniß wie die niederen Stände bei, konnte nach

altem Brauche der Gönnerschaft seine Söhne leichter von der Conscription befreien oder ihnen in der Armee, wie in den Civilämtern das Vorrecht der Beförderung verschaffen, wurde von den Behörden rücksichtsvoller behandelt als der Arme und fand im Falle der Verfolgung leichter den Weg der Genugthuung. Er profitirte von der Armuth, wie von der Demuth des niederen Standes, indem es ihm leicht wurde, dienstwillige Individuen zu finden, welche nicht nur zur Bequemlichkeit seines häuslichen Lebens, sondern auch zu seinem ökonomischen Wohlstande beitrugen.

In Amerika, wo Niemand demüthig ist und Keiner gerne dient, entbehrt der Gebildete dieser Vortheile. Er muß selbst Hand anlegen oder den Beistand Anderer viel theuerer als daheim erkaufen. Er findet hier ebensowenig die Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse und vermißt viele feine Lebensgenüsse der fashionablen Gesellschaft. In einem jugendlichen Lande, wo der materiellen Thatkraft noch ein unermeßliches Feld offen steht, hat man weder Zeit noch Lust, mit den raffinirten Genüssen gealterter und überbildeter Völker die Zeit zu vertändeln. Der Einwanderer von guter Erziehung, welcher Liebe für Kunst und Wissenschaft und alles Schöne nach Amerika mitbringt, modificirt hier in der Regel bald seine Passion, und selbst die

Neigung zum Bücherlesen verliert sich. Sogar der deutsche Gelehrte wird hier etwas praktischer, ohne sich dabei befriedigt zu fühlen. Es giebt unter den sogenannten „Lateinerfarmern" Gelehrte, welche die alten Neigungen völlig abgestreift haben, eben so prosaisch und eben so lesefaul sind, wie die Yankees, aber dabei doch nicht so praktisch wie sie und so glücklich geworden sind.

Dem Gebildeten würden wir die Auswanderung nur nach sorgfältigster Prüfung seines Charakters wie seiner Leistungen rathen. Zu viele Beispiele sind uns im Westen vorgekommen, wie Männer von feiner Erziehung selbst unter ziemlich günstigen ökonomischen Verhältnissen sich äußerst unbehaglich fühlten und, ohne zur Rückkehr sich entschließen zu können, ein unbefriedigtes trauriges Dasein fortschleppten.

Wem es ein schweres Opfer kostet, seine früheren Gewohnheiten mit einer einfacheren Lebensweise zu vertauschen, wer nicht nöthigenfalls ganz auf seine Familie und Häuslichkeit sich beschränken kann, wem die republikanischen Institutionen und Sitten, die politische Freiheit und die gesellige Gleichheit, die persönliche Unabhängigkeit und Ungenirtheit nicht theuerer sind als die Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse, als der gesellige Umgang mit Männern seines Strebens und seiner Bildungsstufe, als jene mannichfaltig bunten Genüsse europäischer Haupt-

städte, die mehr reizen, aber auch früher ermüden, der findet in Amerika nie sein Lebensglück, der gebe den Gedanken der Auswanderung auf.

Am unglücklichsten müssen sich hier phantasiereiche Menschen mit complicirten Leidenschaften fühlen, vom Schlage Lenau's und Heine's. An den Dollarklang und „das amerikanische Kegelspiel ohne Könige" hätten diese Dichter sich vielleicht mit der Zeit noch gewöhnen können. Das Uebermaß von praktischem Verstand und praktischer Thätigkeit, der Mangel an graciösen und koketten Frauen, an Lerchen und Nachtigallen, das hausbackene Familienleben und die löbliche, aber langweilige eheliche Treue der Temperenzleute in den Neu-England-Staaten müssen nächst dem gesetzlichen Gebot des Wassertrinkens deutschen Lyrikern nothwendig äußerst antipathisch sein und können nicht einmal für den langen Mondschein während der heiteren Sommernächte Entschädigung gewähren.

Kurzweiliger und vollgenießender durchstürmt man das Leben in Europa. Aber man endigt auch mitunter in einem Wiener Narrenhause, wie der unglückliche Lenau, oder auf einem Pariser Siechbett, wie der arme Heine. Ein so trauriges Ende wenigstens hätte beiden Dichtern das nüchterne Leben in der neuen Welt erspart.

Wer in Amerika sich schnell eingewöhnen und ganz glücklich werden will, muß als Kind hieher kommen. Es giebt auch einzelne hochgebildete Männer im Westen, welche in der Freiheit und im innigeren Familienleben für alles Verlorene Ersatz fanden und Göthe lesen oder die Geige spielen, wenn das Gefühl der Einsamkeit und Wehmuth sie überfällt, wie der treffliche Dr. Fessel in Wisconsin, oder die im Naturleben als Farmer, Jäger und Fischer ihre Freude suchen und finden, wie der alte Magyar Ujhazi in Texas. Aber ihre Zahl ist nicht groß, und nur das Leben der Jugend ist hier von keinem Schatten des Heimwehs getrübt. Kinder lassen sich die einfachen Farmerfreuden der Gegenwart nie durch verführerische Erinnerungen aus Europa schmälern.

Muntere Buben, welche im Ahornwalde den tanzenden Eichhörnchen lauschen oder vom süßen Saft dieser Zuckerbäume naschen, in der Prairie Buschhühner schießen oder auf halbwilden Pferden sich tummeln — liebe Farmermädchen, die im Busche Erdbeeren und Hickorynüsse suchen oder mit den Geislein der Heerde spielen, dann mit glühenden Wangen nach Hause laufen, um der Mutter die große Tagesneuigkeit zu melden, „daß die alte Gluckhenne, die zur Brütezeit verschwunden, plötzlich wieder mit einer Schaar allerliebster Hühnchen zum Vorschein

gekommen" — sie hörten wir nie ein Wort der Sehnsucht nach der deutschen Schulbank und dem deutschen Professor äußern.

Zur vergleichenden Betrachtung des Schicksals der Massen in beiden Welttheilen genügt folgende einfache Thatsache, die kein Kenner der Verhältnisse bestreiten wird: in Europa giebt es Millionen Unzufriedener, wanderlustiger und europamüder Individuen, die sich nach Amerika sehnen, in Amerika dagegen fanden wir einen einzigen eingeborenen Yankee, der einige Sehnsucht nach dem Leben in Europa aussprach, und dieser einzige war ein wenig bemittelter Gelehrter, der auf deutschen Universitäten studirt hatte.

Amerika ist vielen ehrlich conservativen Leuten der alten Welt aus tiefster Seele zuwider, und sie haben vollkommen Recht. Es ärgert sie, daß das Experiment des großen Jefferson und seiner Gesinnungsgenossen, eine große Föderativ-Republik auf allerbreitester demokratischer Grundlage zu gründen, wenigstens jenseits der großen Wasser gelungen zu sein scheint und sogar eine gewaltige Zukunft vor sich hat — allem Rabengekrächze der Unglückspropheten, allen Sentenzen politischer Zopfphilosophen von der alten historischen Schule, die uns aus der Geschichte bewiesen, daß eine große demokratische Republik nie lange gelebt und florirt habe, zum Trotze.

Weil ein solches Gebäude früher nie dagewesen, argumentiren letztere, also könne auch keines errichtet werden und bestehen!

Man könnte die verrückte Staatsweisheit dieser Philosophen fragen: Ist unsere Zeit überhaupt so arm an völlig neuen Gestalten? Habt ihr nicht erst vor wenigen Jahren in Europa Erscheinungen erlebt, welche nie zuvor dagewesen, und die euch mitten im Weisheitsdusel sonderbar genug überraschten? Ist die bildende Kraft der Weltgeschichte schon so völlig erlahmt, daß sie nicht mehr fähig wäre, auch in Bezug auf staatliche Formen Neues zu erfinden? Sind nicht vielmehr mit den wunderbaren Entdeckungen und Fortschritten der Technik und des Wissens auch neue politische Versuche und neue zeitgeschichtliche Combinationen natürlich und nothwendig? „Il faut une science politique nouvelle à un monde tout nouveau," gestand ein Staatsmann Frankreichs nicht lange vor der letzten französischen Revolution.

Auf starkem Granitgestell zwischen zwei Weltmeeren steht der Koloß fertig und fest, dehnt gewaltig seine hundert Riesenarme aus und scheint im vollsten Bewußtsein seiner Kraft. Zweifler, Neider und Gegner sehen mit Gefühlen, in welchen das Erstaunen sich mit dem Schrecken paart, wie der Koloß wächst und immer dräuender sich gebehrdet. Man fürchtet nicht nur, daß er den Dreizack wider den Gegner

schwingen und den Blitz in dessen brennbares Wohnhaus schleudern, sondern am Ende gar noch auf seinen Granitbeinen sich bewegen und über den Ocean schwimmen könne. Es ist eine so riesige, so fatale Erscheinung! Man kann ihren Anblick nirgends mehr loswerden, mag man sich drehen und wenden wohin man will und die Schlafmütze noch so tief über die Augen ziehen. Die Erscheinung spukt über das Erdrund hinüber und macht selbst die Chinesen wanderlustig. Leider kann man auch die Massen nicht hindern, sie zu sehen. Weder durch Sonnenfinsterniß, noch durch Dunstwolken, noch durch Gaukelspiele können ihre Augen abgewendet werden von dem Koloß, in welchem Einige den Messias, Andere den bösen Genius zu erkennen glauben, Viele aber die kommende Nemesis der alten Welt hoffen oder fürchten.

Wenn alles Verdecken und Anschwärzen nichts hilft und ein atlantischer Titan, von dem mancher ferne dunkle Erdfleck das wärmende und leuchtende Element zu empfangen hofft, immer furchtbarer über die Wasserwüste blickt, wäre es da wenigstens nicht rathsam, jeden Verkehr mit ihm abzubrechen? Sollte man nicht eine chinesische Mauer um das europäische Festland ziehen und die Auswanderung nach Amerika geradezu verbieten?

Das würde in der That höchst zweckmäßig schei-

nen, wenn es nur auch politisch ausführbar wäre. Um mit offener Gewalt der Union zu trotzen, dazu ist diese bereits zu mächtig. Am allerwenigsten wäre es in diesem Augenblick rathsam, wo eben Poseidon-Pierce aus seines Vorgängers schüchterner Hand das Sternenbanner mit dem Dreizack in die kühne demokratische Faust genommen und feierlichst erklärt hat: jeder Bürger der Vereinigten Staaten möge eingedenk sein, daß auf dem Capitol von Washington der Mann wohne, bereit und stark, jede Unbill gegen Amerika zu rächen. Auch die Emigration nach den Vereinigten Staaten aufzuhalten, würde den Regierenden schwerlich gelingen.

Die Polizei ist in Deutschland nicht nur, wie die Unterwelt, eine ausgezeichnet nützliche Anstalt, die Völker in Respect zu erhalten, sondern auch eine anerkannte Großmacht, vor deren inappellabler Autorität wir uns in Demuth bücken. Allmächtig ist sie aber so wenig als irgend eine menschliche Institution. Auch für die deutsche Polizei giebt es unlösbare Probleme, zu welchen in erster Reihe die Unterdrückung der Auswanderung gehört. Man könnte allenfalls den Unterthanen das Ziehen nach Amerika durch ein Regierungsrescript untersagen. Aber man würde damit bei der jetzigen politischen Geographie Deutschlands Leute, die ihre Habe zu Geld gemacht, nicht hindern können, nach Bremen oder Hamburg, nach

Antwerpen oder Havre zu reisen, wo jedes amerikanische Schiff auch ohne Paß und Polizeivisa sie aufnimmt. Ueberdies sind bereits die deutschen Hansestädte, der deutsche Handel und die deutsche Schifffahrt zu tief bei dieser Frage betheiligt. Der freien Stadt Bremen könnte man eher ihre alte reichsstädtische Unabhängigkeit als die Spedition der Emigranten nach Amerika nehmen, auf welcher ihr Handel und ihre Rhederei basirt sind.

Dazu kämen schwere Bedenken politischer Natur. Man würde ein Proletariat zur Verzweiflung bringen, dem man kein Brod zu geben wüßte und noch dazu den Weg versperrte, sich sein Brod zu suchen. Das revolutionäre Element müßte in Deutschland nothwendig furchtbar anwachsen, sobald das Gefühl, einen unentweichbaren Kerker zu bewohnen, Alle beseelte. Die Regierenden wissen, daß ihnen die wachsende Auswanderung zwar bedeutende Steuerkräfte, aber auch viele böse Elemente der Unruhe und des Mißmuths entführt. So lassen sie in Gottes Namen mit ziemlich passiver Haltung geschehen, was sie weder hindern können, noch zu hindern wagen.

Giebt es aber für die große gesellschaftliche Krankheit in Europa kein anderes gründliches Heilmittel als das amerikanische Zugpflaster, welches das Uebel nicht heilt, sondern nur ableitet? Wir antworten aus tiefster Ueberzeugung: es giebt keines! Tempo-

räre Mittel der Linderung kann die Weisheit der Aerzte entdecken, deren Concilium die Staatslenker versammeln, hinhalten kann man den alten morschen Organismus, aber die lebensfrischen Säfte jugendlicher Staaten kann ihm kein Gott wiedergeben, so lange dieser Gott nicht seine eigenen Naturgesetze zerstört.

Das ist das Tragische der europäischen Zustände: man erkennt still oder laut das unvermeidliche Verderben. Man sieht vor sich den Abgrund gähnen, von dem man ahnt, daß er das Grab der bestehenden Verhältnisse sein werde. Alles Stemmens und Sträubens ungeachtet wird man seinem Rande näher und näher gedrängt. Nur den Tag weiß Keiner, an dem er die Gesellschaft verschlingt.

In der Ahnung der Gefahr glauben Viele mit jenem römischen Imperator, es sei das Klügste, ganz darüber zu schweigen. Deutsche Staatsmänner und Staatspapierbesitzer hört man unaufhörlich von ihrem Vertrauen in die Festigkeit des Bestehenden und von ihren heiteren Aussichten in die Zukunft reden, aber sobald ein leichtes Dunstgewölke am Horizont Europa's sichtbar wird, klappern ihnen vor Angst die Zähne. Viele kurzsichtige und bornirte Leute wollen nicht einmal jene Dünste sehen, aus denen künftige Ungewitter brüllen, aber Jeder hat wenigstens Augenblicke, wo er sie fühlt und ahnt.

Der Zufall brachte uns in Amerika häufig in

Berührung mit einem dort reisenden deutschen Fürsten aus souverainem Hause, einem geistreichen, welterfahrenen Manne, der noch mit dem alten Napoleon gesprochen und aus Metternich's Munde politische Weisheitsentenzen gehört hat. Derselbe Fürst äußerte jeden Tag eine andere Ansicht über Europa's Zukunft. Bald erschien ihm der dortige Horizont grün und rosig, bald schwarz und dunkelroth wie ein Ocean voll Blut. Er wußte vortrefflich die Symptome des herrschenden Uebels und seine Ursachen anzugeben, erkannte auch ziemlich richtig die Mittel einer heroischen Cur, die im besten Falle freilich nur eine künstliche Verjüngung, keine natürliche Jugend mehr in die alte Gesellschaft bringen würde, dann aber erschrak er wieder selbst über die Heilmittel, wie über die Diagnose, die er doch so klar angegeben, und er suchte Anderen und sich selber auszureden, daß der Zustand so gefährlich und die Gefahr so nahe sei.

Im vergangenen Jahrhundert hatten es die deutschen Staatslenker noch in ihrer Gewalt, den unheimlichen Schlund von ihren friedlichen Gauen und von den nächsten Generationen weg in eine sehr ferne Zukunft zu rücken. Man konnte damals noch schöne Länder erwerben, Colonieen gründen, den Thatendrang der Völker beschäftigen, die scharfe Trennung der Nationalitäten hindern und vielleicht darin die Mittel gegen die Nöthen des Proletariats und des Pau-

perismus finden. In bequemer Nähe an den Küsten des schwarzen Meeres gab es noch fruchtbare, fast herrenlose Länder, in welchen die einheimischen Regierungen äußerst schwach und schutzbedürftig und die türkischen Ansprüche der Oberhoheit nur nominell waren. Es giebt in der alten Welt wenige Gegenden, die an paradiesischer Fruchtbarkeit dem Phasisthal im alten Kolchis, dem Boden von Imerethien, Mingrelien und Gurien vorzuziehen. Jetzt sind diese schönen Länder in den Klauen des nordischen Doppeladlers, der sie nicht mehr fahren lassen wird.

Damals existirte noch das deutsche Reich und konnte im innigen Bunde mit Oesterreich auch die unteren Donauländer in Besitz nehmen. Serbien und die Donaufürstenthümer flehten um das Protectorat Oesterreichs, Bulgarien war leicht zu gewinnen. Der Siegesglanz des Halbmondes war bereits verblaßt. Die christlichen Völkerschaften waren ganz geneigt, das Paschajoch abzuschütteln. Rußland begehrte noch nicht den Löwentheil der türkischen Beute, sondern war bescheiden und mit der Acquisition der Krimm zufrieden. Die Magyaren erhoben in jenen Tagen auch noch nicht ihre nationalen Prätensionen, waren loyal im österreichischen Sinne, und die ritterlichen Säbel ihrer Magnaten klirrten noch für das Haus Habsburg auf dem Reichstage von Preßburg.

Ohne bedeutende Schwierigkeiten konnte man da-

mals die deutsche Uebervölkerung nach den Donauufern und dem schwarzen Meere lenken, blühende Colonieen zur Stärkung des Mutterlandes gründen und am Pontus Euxinus einen mächtigen Wall bauen gegen sibirische Stürme und gegen die Wölfe der Steppe. Das hat sich dort seitdem gewaltig geändert. Der Schwerpunkt der Macht hat seinen Standort verrückt. Keine Reue und keine Anstrengung der Gegenwart können wieder gut machen, was die damaligen Machthaber versäumt haben. Die deutsche Emigration nach dem Orient zu führen und germanische Colonieen am Pontus zu gründen, ist heute ein eilel Traumbild unpraktischer Schwärmer oder deutscher Professoren.

Die Pessimisten unserer Tage meinen, auf dem Sumpfboden der europäischen Gegenwart sei nichts Schönes und Dauerhaftes mehr zu bauen. Jeder feste Stein müsse hier im Schlamme eines durch Sittenverfeinerung, Ueberbildung, Egoismus und Genußsucht grundverdorbenen Geschlechts versinken. Andere speculiren als solidere Grundlagen künftiger Bauten auf Ruinen. Wenn nur einmal das Pulverfaß dieses wurmstichige Gebäude der modernen Gesellschaft in die Luft gesprengt, dann — meinen sie — werde sich schon etwas construiren lassen. Es giebt kurzsichtige und bornirte Menschen, besonders unter den deutschen Demokraten, die sich einbilden,

man brauche in Europa nur die gleichen politischen Formen wie in den Vereinigten Staaten, um den Völkern aus allen Nöthen zu helfen und mit dem Stein der amerikanischen Weisen auch das alte Europa zu verjüngen. Tocqueville, der klare Seher, der Bewunderer der demokratischen Institutionen Nordamerika's und der Prophet der allgemeinen bürgerlichen Gleichheit, hat dem alten Welttheil kein so günstiges Horoskop zu stellen gewagt. Europa, meinte er, könnte selbst im Vollbesitze der amerikanischen Institutionen nimmer die gleichen socialen Vortheile aus denselben ziehen. Naturverhältnisse, wie der Gang der Weltculturgeschichte stemmen sich dagegen, wie wir in den späteren Kapiteln beweisen werden.

Der tollkühnste Usurpator oder der unternehmendste Dictator wäre heute schwerlich verwegen genug, eine durchgreifende Lösung der socialen Frage durch einen „kühnen Griff" zu versuchen. Zu viele Interessen und zu starke Widerstandskräfte sind in Europa wenigstens an der theilweisen Erhaltung des Bestehenden betheiligt. Wer möchte sich für stark genug halten, allen Forderungen der Socialisten nachgebend, die Gesellschaft radical zu reformiren, die stehenden Heere aufzuheben, die Beamten zu vermindern, die Staatsschulden zu streichen, das Kirchengut einzuziehen, die ganze Besteuerung den Besitzenden aufzuwälzen, mit der vollsten Gewerbefreiheit auch das Recht auf Ar-

beit einzuführen, die Reichen zu Gunsten der Armen zu brandschatzen und vielleicht gar noch das Erbrecht aufzuheben! Die ganze Säbelgilde und Schreiberkaste mit ihrer zahlreichen Sippschaft, die auf das Erbe von Portepee, Gehalt und Titel speculirt, der noch immer sehr einflußreiche Klerus, der Adel, die Reichen, die gesammte Bourgeosie würden zum Widerstand sich einigen und gegen den radicalen Reformator conspiriren, auch wenn sein Haupt ein Diadem umgäbe. Millionen von abhängigen oder bisher indifferenten Individuen würden sich ihnen beigesellen, sobald sie mit ihren Familien durch die unausbleibliche Zerrüttung des Handels und der Industrie ökonomischen Schaden litten. Dazu käme die Unzahl von Unzufriedenen der einen Partei, deren maßlose Ansprüche nie zu befriedigen wären. Solchem vereinigten Widerstande wäre selbst ein socialistischer Robespierre in die Länge nicht gewachsen. Reactionen und Gegenrevolutionen könnten nicht ausbleiben, wenn Millionen durch den Umsturz der Verhältnisse und den ökonomischen Ruin zur Verzweiflung getrieben würden. In Deutschland zumal, wo die Charaktere, wenn nicht kühn und thatkräftig, doch zähe und hartnäckig sind, könnte daraus wohl am ersten ein neuer dreißigjähriger Krieg entstehen, der, vielleicht noch grausiger als der frühere, die Lebenskraft der Nation bis in das tiefste Mark erschüttern dürfte.

Amerika aber würde sich während dieser Periode europäischer Wirren organisch immer herrlicher entwickeln und vorwärts schreiten und mit dem Welthandel und der Industrie sich auch den Reichthum und die Weltherrschaft sichern. Vor den alten Staaten hat es mit seinen jugendlichen Kräften und unermeßlichen Naturschätzen auch die Ueberlegenheit des Associationsgeistes voraus.

Der Associationssinn schafft in diesem Continent vielleicht noch größere Wunder als die republikanischen Institutionen, die bürgerliche Gleichheit und die Freiheit der Gemeinden zusammengenommen. Die überallhin verbreitete Gesellschaft der Odd Fellows, d. i. der sonderbaren Brüder, ist eine der herrlichsten Erfindungen der amerikanischen Civilisation. Die Idee dieses Ordens ist in Europa mit den Freimaurern entstanden, aber die Kunst der praktischen Ausführung in großartigem Maßstabe haben einzig nur die Yankees entdeckt. Diese Association gewährt der Gesellschaft alle Vortheile des Socialismus und der Verbrüderung, **ohne** die Auswüchse und **ohne** die zerrüttenden Symptome, die man bei den praktischen Experimenten der Socialisten in Frankreich sah. Sie richtete in den Vereinigten Staaten zugleich die mächtigste Schutz-

wehr gegen Communismus und ökonomisches Elend, wie gegen jede Propaganda der Unsittlichkeit auf.

Die Monarchieen Europa's würden nimmer wagen, eine so großartige und herrliche Association, wie die der Odd Fellows, in ihren Staaten zu dulden oder gar zu fördern, obwohl ihr Wirken auch bei ihnen ein segensreiches werden könnte. Mißtrauen und Furcht, damit irgend eine geheime Verbrüderung mit politischen Tendenzen zu begünstigen, halten die Odd Fellows und ähnliche Einrichtungen vom europäischen Continent ferne. Manche Kenner dieses Ordens und seiner Wirksamkeit meinen freilich, die Dynasten könnten nicht nur ihren Völkern, sondern sich selbst keine größere Wohlthat erweisen, als durch die Zulassung einer so gemeinnützigen Brüderschaft, welcher die Regierenden persönlich beitreten sollten. Diese neuen „Ritter vom Geiste“ könnten ihnen und der Gesellschaft sogar einen soliden Schild gewähren gegen schleichende Dolche, wie gegen offene Keulenschläge. Eine Escorte solcher „Ritter vom Geiste“ aber, meinen die humanen Rathgeber, werde desto nothwendiger zur Erhaltung der alten Staaten, jemehr der Egoismus überhand nehme und das ehrwürdige Geschlecht „der frommen Möpse, der getreuen Pudel und der mittelalterlichen Rüden von 1814“ aussterbe.

Andere freilich fürchten, daß es selbst mit diesem

Rettungsmittel für Europa schon längst zu spät sei, und daß die Regierenden am Ende noch ihrem richtigsten Instinct folgen, wenn sie lieber die humanen Institutionen*) der Zwölfpfünder, der Shrapnells und des Standrechts so lange zu conserviren versuchen, als es eben geht. Ohnehin hat schon ein alter klassischer Historiker das tiefe Wort gesagt, daß Regierungen sich nur durch dieselben Mittel zu erhalten vermögen, durch die sie entstanden sind. Für das Versetzen der frischen westlichen Pflänzlinge ist der Boden Europa's vielleicht schon zu ausgemergelt oder zu schlammig. Zu tief steckt das Gift gegenseitigen Hasses und Argwohns in den verschiedenen Parteien und Schichten der Gesellschaft, als daß ein Bruderorden, wie jener amerikanische, sich bei uns noch eines Gedeihens erfreuen könnte. Die heutigen Institutionen der Anglo-Amerikaner hat eine lange gesunde organische Entwickelung, die in der Geschichte Englands begonnen, zur Blüthe gebracht. Ein anderer war der historische Gang auf dem europäischen Festlande, der den Völkern weder jene frühe Wohlthat der Gemeindefreiheit gebracht, noch sie mit dem praktisch-politischen Yankeeverstande gesegnet hat.

*) Auch die humane Seite dieser Einrichtungen ist uns in der Beilage der Allgem. Zeitung vom Jan. 1853 durch einen deutschen Offizier in einem Artikel über die Shrapnells bewiesen worden.

Laßt dem Verhängniß seinen Lauf! Macht euch nicht unnütze Mühe, in das Rad des Geschickes einzugreifen! Keinem sterblichen Arme ist gegönnt, dessen Umschwung lange aufzuhalten, besäße er auch die Arme eines Herkules. Es ist ein tückisches Verhängniß in der Geschichte Europa's, daß dieselben momentanen Rettungsinstitutionen der Staaten: große Armeeen, zahlreiches Beamtenthum, wachsende Anleihen und Besteuerung u. s. w., zugleich die natürlichen Ursachen ihres unvermeidlichen, wenn auch ferngerückten Untergangs sind. Die meisten absolut regierten Staaten schwanken zwischen der Gefahr der Revolution und des Bankerotts. Ein vergleichender Blick auf Amerika, England und die Staaten des europäischen Festlandes macht es Jedem, der nicht sonnenklare Thatsachen bestreiten will, offenbar, daß nur allein die sogenannten freien Staaten ökonomisch gedeihen, daß nur sie in Handel und Industrie die Meister sind und in demselben Verhältnisse reich und blühend werden, wie die Völker unter einem absolutistischen Princip ökonomisch herunterkommen, in den Gewerben zurückbleiben und dem Pauperismus verfallen.

Die Religion, nicht die Kraft des Absolutismus — meinen manche Beobachter in Widerspruch mit der bekannten Behauptung Montesquieu's — habe früher die materielle Blüthe absolut regierter

Staaten begünstigt. Der tiefere religiöse Sinn der Völker scheint aber dem Verlöschen näher und näher zu rücken, der alte Glaube an Autoritäten wenigstens nimmt zusehends ab, und wer nicht ungläubig sein oder scheinen will, ist oft ein Zweifler oder Heuchler, oft auch ein Gläubiger aus Ueberwindung und Selbstzwang, aber ohne Wärme, ohne Festigkeit, ohne Befriedigung. Das große Contagium des Jahrhunderts hat selbst die Menge angesteckt, obwohl der menschliche Sinn religionsbedürftig ist, und der berühmte Demokrat Mirabeau sehr wahr gesagt hat: Gott sei den Menschen eben so nothwendig wie die Freiheit. Welches sind nun die Ursachen des wachsenden Unglaubens, und läßt sich auch gegen dieses Uebel kein Heilmittel finden?

Der Berliner Professor Stahl, ein berühmter Jurist, hat die Schuld den Naturwissenschaften zugeschrieben und im Ernste vorgeschlagen, ihnen einen Zaum anzulegen, um „die Ordnung im Staat zu erhalten." Vielleicht wirksamer wäre es, wenn Herr Stahl den Versuch empfohlen, allen Unterricht aufzuheben, alle Bücher zu verbrennen, alle Druckpressen zu zerstören, besonders aber die Zeitungen und das Lesen und Denken zu verbieten. All diese Schätze der Civilisation werden offenbar unter gewissen Bedingungen antikirchliche und selbst revolutionäre Elemente. Nur scheint eben die

leitende Weltmacht, die über dem Gang unseres Planeten thront, allen solchen heroischen Widerstandsmitteln zum Trotze den Sieg des Denkens, der Kritik und der Umgestaltung zu wollen, wie die Culturgeschichte so deutlich lehrt. Ein frommer Mann aber, wie Professor Stahl, sollte am ersten vor solchem providentiellen Willen sich beugen.

Ein mohammedanischer Eroberer hat bekanntlich in seinem Glaubenseifer die alexandrinische Bibliothek verbrannt und allem Geschriebenen mit Ausnahme seines Gesetzbuches den Krieg erklärt. Galilei mußte aus Furcht vor Inquisition und Folter den kühnen Ausspruch widerrufen, daß die Erde sich bewege. Jener moslemische Herostrat hat aber durch seine Brandfackel doch weder dem Koran zur Weltautorität verholfen, noch die Bücherpyramiden deutschen Gelehrtenfleißes, noch die alljährliche Geburt des dickleibigen Leipziger Meßkatalogs gehindert. Und daß die Erde trotz Folter und Inquisition sich noch heute wirklich bewegt, das wird selbst Professor Stahl nicht leugnen.

„Gehen wir nach Amerika!“ — hörten wir noch in den letzten Tagen unseres Aufenthalts im Vaterlande einen Mann sagen, der mit Kopf und Herz der alten Zeit angehörte und sich grämte, daß die Sitten nicht mehr patriarchalisch, die Völker nicht mehr kindlich seien, und daß das „stille Traum-

land“ nicht mehr friedlich träume, wie ehedem, sondern selbst im Schlafe fieberhaft phantasire — „gehen wir nach Amerika! die Pietät, die alte Harmlosigkeit und der alte Gemütherfriede kehren doch nicht wieder. Ziehen wir nach Westen um unserer Kinder willen!“

Und wie er sprach ein anderer Mann, ein Anhänger der constitutionellen Monarchie und des gemäßigten Fortschritts, der vielleicht weniger vor einer möglichen Republik als vor einer wahrscheinlichen Anarchie zurückschauderte. Die Freiheit liebte er, aber er glaubte auch wie jener geistreiche Beobachter französischer Zustände: „man dürfte wohl das Sprüchlein vergessen, womit man die Geister wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird; man könnte vielleicht die begeisterten Besenstiele nicht wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannen, wenn sie mit allzuviel rothem Wasser das Haus überschwemmen.“ Beide fürchteten sich!

Andere leidenschaftlich patriotisch gesinnte Deutsche, welche, wie Franz Löher, Amerika selbst besuchten und ihm gram sind, „weil es im deutschen Volk eine ewige Sehnsüchtelei erhalte und es hindere, zu Hause Besseres zu leisten,“ gestehen wenigstens, daß sie nicht ohne Wehmuth von Amerika geschieden und es bedauerten, sich dort nicht eingewöhnen zu können. Denn wenn auch im Lande ein vor-

herrschend materieller Sinn, so sei doch die Freiheit kein leerer Schall. „Und das Wort Freiheit ist ja so schön!“ — sagt der große Dichter — „und wir könnten es nicht entbehren, auch wenn es einen Irrthum bedeuten würde!“

So zeigt sich die neue Welt Jedem in einer anderen Gestalt. Die Einen sehen, die Anderen schielen nach ihr hinüber. Dem Ultra-Conservativen erscheint sie manchmal als ein Vulkan und manchmal wieder als ein künftiges Versorgungshaus, und indem er über Yankees, demokratische Institutionen, Dollars- und Ländergier weidlich schimpft, kauft er in aller Stille an der Frankfurter Börse amerikanische Papiere „für den Nothfall.“ Gegen seinen Willen befördert er damit das dortige Gedeihen mancher großen technischen Unternehmung.

Andere Parteimänner erblicken in Amerika den Leuchtthurm von voreiligen Hoffnungen, die vielleicht selbst trügerisch und ganz eitel sein dürften. Aber die Weisen aller Parteien ahnen wenigstens, daß der wachsende occidentalische Riese jener verhängnißvolle Sohn des Saturnus sei, der den orientalischen Vater entthronen werde. Wenn Papa ihn einmal fressen will, statt seiner aber einen Stein verschluckt und in der Agonie sich krümmt, dann wird der neue Herrscher sein Haupt erheben zwischen den Oceanen, nicht mehr wie der verschmitzte Gott

der Krämer und der Diebe, sondern wie Zeus mit dem Donnergebieterauge ostwärts blickend und die Siegesgöttin auf der Faust, als welchen ihn Phidias dargestellt hat. Dann werden die Locken seines Hauptes im Sturm sich kräuseln wie die Schlangenhaare der Eumeniden!

II.

Die Naturverhältnisse Nordamerika's und ihr Einfluß auf die Nationalökonomie und die Zukunft der Vereinigten Staaten.

Daß der Gang der Culturgeschichte, der Staatenbildung und der Völkerschicksale mit den physischen Erscheinungen und den plastischen Formen der Erdrinde in wesentlichem Zusammenhange stehe, ist eine jener Wahrheiten, welche mit jedem Fortschritt der vergleichenden Länder- und Völkerkunde bestimmter hervortreten und bei den Eingeweihten längst Ueberzeugung gewesen. Die physische Erdbeschreibung liefert vielleicht die sichersten Commentare zu den alten Historien. Aber sie erklärt uns nicht bloß mit Hindeutung auf gewisse orographische, klimatische und mitunter physiologische Eigenthümlichkeiten, wie Vieles im Laufe der Jahrtausende wo Staaten aufblühten und untergingen, als eine Naturnothwendigkeit nicht anders kommen konnte, sondern

sie erhellt auch manche dunkle Seite der Gegenwart und lüftet an mehr als einer Stelle den Schleier des Kommenden und Werdenden. Der Sehkraft der Forscher verleiht sie optische Waffen, die ihnen Blicke in Fernen vergönnen, welche über das kurze Erdenwallen einer Generation hinüberreichen. Das Trefflichste, was sie dem Auge zeigt, ist, daß unsere Erde nicht blos Raum und Mittel für den allgemeinen Fortschritt auf sehr lange Zeiten hinaus besitzt, sondern daß nach den herrschenden Naturgesetzen die Cultur zum Weiterschreiten gezwungen ist. Perioden des Stillstandes oder Rückganges sind nur scheinbar. Den Blüthenstaub, den eine locale Sterilität nicht zum Keimen bringen will, führen Luftströmungen empfänglicherem Boden zu, und oft ist die scheinbare Unfruchtbarkeit mancher Nationen nur Winterschlaf, welchem Thauwetter und neues Grün folgen können. Die Civilisation aber im Allgemeinen muß, wie es scheint, um zu leben, irgendwo Eroberungen machen. Nicht bloß der innere Drang, sondern auch die äußeren Naturverhältnisse und der Erhaltungstrieb nöthigen sie dazu, sie kann nicht auf ihrer Wanderung stille stehen. Das Vorhandensein eines „Migrationsgesetzes,“ nach welchem Cultur und Bildung sich über die ganze Erde verbreiten müssen, ist eine von scharfsinnigen Forschern ebenso anerkannte Wahrheit, als der Gang der Gestirne und die Cir-

culation des Blutes im menschlichen Körper. Denker fast aller gebildeten Völker und Zeiten haben in verschiedenen Zungen das Axiom wiederholt, daß wie im Leben der Natur so auch im Leben der Staaten der Fluch auf den Stillstand gelegt sei.

Eine Wissenschaft, welche zugleich als eine Leuchte dunkler Vergangenheit wie als Wegweiser in manchem Labyrinthe der Zeitgeschichte und als Sybille der Zukunft dienen kann, verdient wohl allgemeineres Interesse, als ihr bisher zu Theil geworden. Wie viele historische Thatsachen, die uns ohne sie Mysterien sein würden, finden durch sie eine so einfache Erklärung. Nicht die Geschichte, sondern die physischen Verhältnisse China's erklären uns z. B. das seltsame Factum, warum das ungeheuere „Reich der Mitte" in seiner alten Culturentwickelung einen so langsam schleichenden Gang ging, der fast dem Stillstand gleicht. Bei seiner Umgränzung durch hohe Gebirgsketten, Wüsteneien und gefährliche Meere wie bei der einseitigen Richtung seiner Ströme fehlten ihm die Verkehrsmittel und der Ideeenaustausch mit anderen Völkerracen, und das Abschließungsprincip des chinesischen Despotismus ward dadurch höchlich begünstigt. Nur von reicher gegliederten Küstenländern könnten ihm neue Culturideeen, die nothwendigen Pfropfreiser zukommen, aus denen der alte Stamm

vielleicht einmal wieder junges Laub und neue Blüthen treiben wird.

Die herrschenden Naturverhältnisse erklären uns eben so einfach, warum jenes Morgenroth der Cultur, welches von Westasien und Aegypten ausgegangen und im südöstlichen Europa zum ersten Sonnenschein geworden, nicht in Zonen des kalten Nordens oder des heißen Südens, „da, wo die Natur erstarrt oder wo sie zerfließt," entstehen konnte, weder in Ländern, wo der Pisang seine nahrhaften Früchte von selber bietet und das Klima dem Menschen nackt zu gehen und ein Faullenzerleben zu führen gestattet, noch in Gegenden, wo die Rauhheit der Atmosphäre denselben zum ewigen Ringen und Mühen für die tägliche Existenz zwingt und weder den freien Gedanken, noch die Erkenntniß des Schönen so leicht von selbst aufkommen lassen konnte, wie in milderen Zonen des Erdgürtels. Warum unter einem sonnigen und heiteren Himmel wie in Hellas zuerst das Reich des Wissens und der Kunst in so edler Form blühen konnte, das erklärt ein Blick in die physischen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten des Landes ebenso wie den seltsamen Umstand, daß ein vom Orient ausgegangenes glänzendes und heiteres Licht, nach dem minder beglückten nördlichen Himmel versetzt, so lange Zeit nur den trüben Dämmerschein des halbbarbarischen Mittelalters und seiner folgen-

den Jahrhunderte gezeigt hat. Aber erklärt wird uns auch durch Einsicht in denselben Naturcharakter, warum die Bildung im Norden zwar langsamer wachsend und minder schöne Blüthen treibend, doch zu einer mächtigeren und dauerhafteren Pflanze als im Süden werden konnte, da auch bekanntlich die nordische Eiche älter wird und mehr Material zum Bauen und Brennen liefert als die schöneren südlichen Myrthen und Lorbeerbäume. Unter Völkern, welche durch Boden und Klima zur rastlosen Arbeit gezwungen waren, mußte die Cultur eine mehr praktische als anmuthige Form gewinnen. Niobidengruppen und Iliasverse vermochte die germanische Cultur selbst in Ländern, wo sie sich am freiesten entwickeln konnte, wie in England, nicht hervorzubringen, wohl aber Dampfmaschinen und Spinnräder, Banken und Associationen, deren Wunder heute die Welt regieren und zwei Staatengebäude erzeugten, welche eine Ausdehnung, Macht, Freiheit und Blüthe erlangten, wie sie von den blühendsten Staaten der anmuthigen Südvölker nie erreicht worden sind, und die in ihren geographischen Verhältnissen die Gewähr einer langen Dauer haben — einer Dauer, welche nicht bloß über Hellas' kurze Blüthenzeit, sondern selbst über die Dauer eines Römerreichs weit hinausgehen dürfte.

Daß den Völkern des Erdballs die Gottheit ihre verschiedenen historischen Rollen nach der Structur

und dem Klima ihrer Wohnplätze angewiesen hat, erscheint uns eben so gewiß, als daß diese Gottheit den langsamen und stätigen Fortschritt und die allmälige Nivellirung gesellschaftlicher Stufen will und nur das „übereilte Streben" dem Verderben preisgibt. Länder, welche mit reichentwickelten Meeresküsten oder vielfach gegliederten Binnenseeen und schiffbaren Strömen, dazu noch mit Kohlen und Eisen gesegnet sind, richten auf Handel, Industrie und die Beherrschung der Meere ihren natürlichen Instinct, ihre besten geistigen Kräfte, — Völker, welchen die Natur *diese* Mittel versagt hat, *müssen* in der Concurrenz zurückbleiben oder unterliegen. Jene sind die Vertreter der großen friedlichen Zeitinteressen, während in Binnenländern mit unermeßlichen Steppen der rohe, vorherrschend kriegerische und zerstörungslustige Völkercharakter ebenso natürlich ist. Aehnliche Rollen, wie heute England und Nordamerika, spielten vor Zeiten die Küstenstaaten des Mittelmeeres, Tyrus, Carthago, Venedig, Genua. Auf dem Elemente, das ihre Städte bespülte, basirten sie ihre Macht; ihre meisten Großthaten verrichteten ihre Schiffe, Handel und Industrie gingen mit ihren Eroberungen naturgemäß Hand in Hand, obwohl die Haupttriebfedern ihrer Politik commercieller Egoismus war. Einem entgegengesetzten Naturcharakter des Landes getreu verbreiteten die Steppenvölker

Sibiriens, der Mongolei und Tatarei auf ihren Zügen nach dem Vorbilde der Heuschreckenschwärme ihrer Wildnisse von jeher nur Verheerung und Zerstörung, und ihre gefeiertsten Herrscher von Attila bis auf Hulaku-Chan und Timur hinterließen der Nachwelt nichts als Schädelpyramiden und Barbarei.

Auch für viele räthselhafte Ereignisse der Neuzeit in Ländern, welche noch jetzt die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, bietet die physische Erdkunde den allein richtigen Schlüssel. Der berühmte deutsche Geolog Abich hat uns vor Kurzem den wunderbaren Gebirgsbau Daghestans und Lesghistans geschildert und aus den plastischen Formen jener Trachyt- und Sandsteinfelsen, welche als ein ausgedehntes System von Naturschanzen und Bollwerken jene Länder umgeben, den zähen und erfolgreichen Widerstand erklärt, welchen die nicht zahlreichen Völker des östlichen Kaukasus den zahllosen Kriegerhaufen Tamerlan's und Nadir Schah's wie den jetzigen Armeeen Rußlands entgegensetzten. Aehnliche Erklärungsgründe lassen sich für die Sterilität Algeriens als Colonie anführen, da, abgesehen von dem Umstande, daß die Eroberer dieses Landes von jeher die schlechtesten Colonisten der Welt waren, bei dem Mangel aller natürlichen Communicationsmittel — kein einziger schiffbarer Fluß strömt bekanntlich vom Atlasgebirge nach dem Becken des Mittelmeeres — der Verkehr

zwischen Küste und Binnenland auf Hindernisse stößt, deren Beseitigung Opfer kosten würde, für welche die günstigsten Resultate keinen hinreichenden Ersatz bieten können. Man könnte denselben natürlichen Schlüssel auf die Geschichte und die Zustände fast aller europäischen Staaten anwenden und z. B. beweisen, wie in Deutschland und Italien bei einer verschiedenartigen Gliederung und mannichfaltigeren plastischen Structur des Bodens, der die Absonderung und Isolirung der Stämme und Staaten begünstigte, die Versuche, eine staatliche Einheit durchzuführen, auf weit größere natürliche Hindernisse stoßen mußten als z. B. in Frankreich oder im Nordosten Europa's. Es darf im letzteren Lande bei einer so großen Monotonie der physischen Erscheinungen nicht Wunder nehmen, wenn daselbst ebenso monotone Einrichtungen zur Geltung kamen, wenn dort eine casernenartige Gleichförmigkeit in Verwaltung, Sitte und Sprache erfolgreicher durchzuführen war als im Occident.

Die Schwierigkeiten beginnen aber auch dort sogleich, wo das einförmige Flachland aufhört und Gebirgssysteme sich erheben, deren Bewohner noch immer nicht recht gelernt haben, dem Ukas in passivem Gehorsam zu lauschen. Um aber schon vor drei Jahrhunderten die naturnothwendige Entstehung einer großen slavischen Weltmacht zwischen der Ostsee, dem

Ural und dem Kaukasus vorauszusagen, dazu brauchte man kein inspirirter Prophet, sondern in der physischen Erdkunde nur einigermaßen bewandert zu sein. Die Entstehung eines solchen großen und einheitlichen Staates mit autokratischem Princip war in einem so leicht zu beherrschenden Flachlande ebenso natürlich wie die Bildung winziger Freistaaten mit verschiedenartigen Verfassungen in den helvetischen Gebirgen, wo sie, umgeben von kriegsmächtigen Staaten, zur allgemeinen Verwunderung der Politiker seit einem halben Jahrtausend sich erhalten haben.

Wir wollen diese kurzen Andeutungen nicht weiter ausspinnen, da wir in diesem Kapitel nur mit Hinweisung auf die Wichtigkeit der physisch-geographischen Studien als der besten Commentare alter und neuer Geschichte nur einige Blicke auf den herrschenden Naturcharakter Nordamerika's werfen wollen, bei dessen Betrachtung sich manche Schlüsse für Gegenwart und Zukunft denkenden Leuten von selber bieten.

Der nordamerikanische Continent stellt sich zwischen den Ketten der Alleghanies oder Rocky-Mountains oder Felsengebirge im Westen, deren vorherrschende Richtung, der Configuration der beiden Oceanküsten entsprechend, dort im Allgemeinen eine nordöstliche, hier eine nordwestliche ist, als eine Längeneinsenkung oder als ein Thalbecken dar, welches sich von der Tropenzone bis zum Eismeer erstreckt und

dessen einförmige Structur durch die Erhebung von mehreren kleineren in verschiedenen Richtungen streichenden Höhenzügen, welche die Gestalt von Tafelländern zeigen, modificirt wird. Solche Tafelländer bilden das Ozarkgebirge in Arkansas und das Côteau des prairies jenseits des St. Petersflusses, beide nur mit einer Meereshöhe von etwa 2000′, dann die Black=Hills, welche von den Felsengebirgen als gesonderter Zweig sich ablösen, eine Höhe von 8000′ erreichen und in nordöstlicher Richtung gegen das weite Savannenland abfallen.

Die Rocky=Mountains als die westlichen Gränzmarken des großen Thalbeckens sind bekanntlich eine nördliche Fortsetzung der mexicanischen Cordilleras und erstrecken sich bis an die Küsten des Polarmeeres, während die östlichen Gränzmarken der Alleghanies ihr äußerstes Ende schon unter dem 53sten Breitengrade in den Ebenen von Labrador finden, ohne die Oceanküste zu erreichen. Von hier an also verliert das große Binnenland seinen thalartigen Charakter und bildet eine unermeßliche Fläche, die im Osten nur den Ocean zur Gränze hat.

Die Rocky=Mountains bestehen wie die Alleghanies aus mehreren parallel streichenden und durch Querjoche verbundenen Ketten von sehr verschiedenartiger Kammhöhe. In den Felsengebirgen variirt dieselbe zwischen 10,000 und 14000′, in den Alle=

ghanies zeigt sie durchschnittlich nur ein Viertheil dieser Höhe, und nur einzelne Gipfel steigen bis zu 6000′ empor. Die mit den Felsengebirgen parallel streichenden californischen Seealpen*) erreichen eine Kammhöhe von 15000 bis 16000′. Diese beiden Hauptgebirgssysteme zeigen einzelne thalförmige Durchbrüche in verschiedenen Richtungen. Aber die tiefen Kammeinsenkungen, welche als Pässe oder natürliche Durchgangspforten den Verkehr nach Ost und West vermitteln, sind in den Alleghanies zahlreicher als in den Rocky-Mountains, wo deren bis jetzt erst wenige aufgefunden worden. Die durch Alluvionen der von beiden Gebirgssystemen herabströmenden Gewässer gebildeten Küstenstriche des nordamerikanischen Continents sind auf der Ostseite fast durchgehends, auf der Westseite theilweise vollkommen flach oder von sehr geringer Erhebung und zeigen uns an den Mündungen des Hudson und des Sacramento die beiden schönsten und größten Seehafen-Bassins der Welt.

Unendlich wichtiger als die vergleichweise schmalen Litorale an beiden Oceanen ist das Binnenland zwischen jenen beiden Gebirgen, dessen tiefste Thalsohle der Missisippi, der „große Vater der Ströme“, einnimmt. Vor allen Binnenländern der Welt zeich-

*) So nennt sie Humboldt, während Fremont die Gebirgskette unter dem Namen Sierra Nevada beschreibt.

net sich die große Thaleinsenkung Nordamerika's durch die Menge und die Mannichfaltigkeit seiner herrlichen Wasserstraßen aus, die in den verschiedensten Richtungen ziehen. Dieser Segen allein schon giebt dem Lande, abgesehen von seinen übrigen unerschöpflichen Ressourcen, die Mittel einer schnelleren und großartigeren Culturentwickelung, als sie in anderen ausgedehnten Continenten, denen der Schöpfer diese Wohlthat viel sparsamer zugemessen hat, möglich ist. Die Hudsonsbai und der mexicanische Golf schneiden als zwei ausgedehnte Mittelmeere in Nordosten und Süden tief in das Land hinein, nehmen eine große Zahl von Flüssen auf, geben dem Binnenlande ausgedehnte Seeküsten und vermitteln den Verkehr des Inneren mit dem Ocean. Eine fortlaufende Reihe von Süßwasserseeen durchschneidet das große Becken von Nordwest nach Südost in einer Länge von nahebei 5000 englischen Meilen. Diese Seeen zeigen in ihrer langen Reihenfolge vom großen Bärensee, an dessen eisbedeckten Ufern die Eskimos streifen, bis zum Becken des hellgrünen Ontariosees, der den Niagara aufnimmt, ein bestimmtes Verbindungssystem, während die zahllosen kleineren Seeen zwischen Minesota und der Hudsonsbai mehr regellos zerstreut sind.

Vom Lake Superior bis zum Eriesee erreichen

diese Süßwasserbecken eine so ungeheuere Ausdehnung, daß man sie Binnenmeere mit demselben Recht wie den Caspiasee nennen kann. Ihre Süßwassermassen kommen nach angestellter Berechnung der Masse des gesammten übrigen Süßwassers aller Seeen und Flüsse der Erde gleich. Ihr Flächeninhalt beträgt 43,040,000 Quadrat-Acres, ihre mittlere Tiefe 600 bis 700 Fuß. Ein charakteristisches Merkmal dieser Wasserbecken, welches für die Nationalökonomie Nordamerika's von hoher Wichtigkeit, ist die Verbindung der meisten Seeen durch natürliche Wasserstraßen. Da, wo die Communication noch auf Hindernisse stößt, sind bei den geringen Niveau-Differenzen des dazwischen liegenden Landes künstliche Canäle ohne großen Aufwand von Zeit und Kosten herzustellen.

Dem nordamerikanischen Continent vor allen anderen Weltgegenden eigenthümlich und in seinem nationalökonomischen Einflusse noch bedeutungsvoller als die beiden Mittelmeere und die lange Serie von Süßwasserbecken ist die Zahl, die Mannichfaltigkeit, die glückliche Vertheilung und die geringe Meereshöhe der wasserscheidenden Landhöhen, jener „Hydrographical Axes and Centres", wie sie die amerikanischen Geographen, oder Schwellen, wie sie Humboldt nennt*). Diese Er-

---

*) Humboldt meint, diese Erhebungen in den Ebenen

hebungsaxen sind die Wiegen einer unendlichen Zahl wasserreicher Ströme, deren Bett in der Regel schon in gewisser Entfernung von den Quellen so breit und tief wird und so geringes Gefälle hat, daß Dampfboote aller Größen sie befahren. Der Wasserscheider, von welchem die Quellen des Missisippi, des nördlichen Red-River und des St. Lorenzstromes nach drei verschiedenen Himmelsgegenden strömen, ist nur 1500 englische Fuß über dem Niveau des Oceans, und doch sendet er zu langem Laufe die größten Ströme aus, von welchen der Missisippi von seiner Entstehung bis zu seiner Mündung mit Inbegriff seiner Krümmungen eine Reise von mehr als 3000 englischen Meilen zurücklegt und von den Fällen bei St. Anthony bis zum mexicanischen Golf zwar viele Untiefen und gefährliche Stellen, aber doch kein die Schifffahrt wirklich unterbrechendes Hinderniß hat, wie die Katarakten des Nils oder die sogenannten eisernen Thore der Donau.

Die größte Höhe jener appalachischen Wasserscheide, von welcher der Alleghanyfluß und der Monongahela, deren Vereinigung den herrlichen Ohio bildet, nach Südosten strömen, beträgt nicht über

---

als Wasserscheidungslinien (terrae tumores nach Frontin) seien gleichsam wie unentwickelte Bergsysteme zu betrachten.

1800′. Die meisten flußscheidenden Schwellen im Innern des großen Thales sind noch niedriger. Im Staate Michigan steigt der Wassertheiler nur 1100′, in den Staaten Illinois, Indiana und Ohio, südlich und südwestlich vom Eriesee, an den höchsten Stellen 1200′ empor. Letzterer ist von hoher Wichtigkeit, nicht nur weil von ihm zahlreiche kleine und zum Theil tiefe Flüsse nach den Thälern des Ohio und Indiana strömen, sondern auch, weil er die zwei größten Wassersysteme Nordamerika's trennt, welche, von einem gemeinschaftlichen Centrum ausgehend, die Richtung einerseits nach dem St.-Lorenzgolf, anderseits nach dem mexicanischen Meerbusen nehmen. Die Umrisse der meisten dieser „hydrographischen Axen" haben zudem das Eigenthümliche und für die Nationalökonomie Amerika's Wichtige, daß sie nicht steile mauerartige Gebirgskämme, sondern Plateaux und Tafelländer bilden, welche mit vielen Teichen und kleinen Seeen bedeckt sind und wodurch die Errichtung mannichfaltiger Verbindungswege durch Canäle zwischen den verschiedenen Flußsystemen auf sehr geringe Schwierigkeiten stößt. Die langsame Strömung der Flüsse bei so wenig gehobenen Wasserscheidern und die Tiefe des Bettes der meisten kommt der Schifffahrt in diesem Lande unendlich zu statten. So z. B. ist das Bett des Illinois in

geringer Entfernung von seinen Quellen schon so tief, sein Gefälle so gering und die Höhe des Wasserscheiders so flach, daß in der Regenzeit, wo die Gewässer der Plateaux anschwellen und der Missisippi mit seinen hohen Fluthen an der Mündung des schwächeren Illinois einen starken Gegendruck übt, leichte Canots in die entgegengesetzten Gewässer gelangen, welche nach dem Michigansee strömen, also die Wasserscheide überfahren können. Es ist dies einer von den vielen Beweisen, mit welch geringen Anstrengungen in Nordamerika die Kunst der Natur zu Hülfe kommen kann, um Verbindungswege herzustellen, die in der alten Welt bei weit complicirteren Flußsystemen einen colossalen Kostenaufwand erfordern würden.

Neben den unermeßlichen Vortheilen innerer und äußerer Verkehrsmittel durch Oceanküsten, tiefe Meerbusen, große Binnenseeen, mannichfaltig gegliederte Flußsysteme und Quellgebiete von verhältnißmäßig geringer Culmination wiegen die Hülfsquellen, welche die geognostischen Verhältnisse darbieten, beinahe eben so schwer. Die ganze geognostische Structur des großen amerikanischen Thalbeckens trägt, wie der gelehrte Drake richtig sagt, den vorherrschenden Charakter der Gleichförmigkeit und Einfachheit. Ungeheuere Wasserfluthen haben nach der Meinung der kenntnißvollen Geologen Nordame-

rika's diesen Continent einst von Nord nach Süd durchzogen, Höhen aus dem inneren Thal weggeschwemmt, Tiefen ausgefüllt und die Schichten der verschiedenen geologischen Perioden abgesetzt, ohne in dieser Bildung durch die Durchbrüche plutonischer Massen so oft gestört und unterbrochen worden zu sein, wie der neptunische Bau der Erdrinde in der alten Welt.

Die Erhebungen und Durchbrüche krystallinisch-massiger Felsarten, wie des Granits und des Trapps, hatten wenigstens in der Breite keine bedeutende Ausdehnung und haben nirgends jene steilen zusammenhängenden Riesenbarrièren aufgethürmt, welche in den Gebirgsländern Europa's dem Verkehr unendliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Wo aber plutonische Felsarten in Nordamerika zur Oberfläche gelangten, waren sie dadurch wohlthätig, daß sie nützliche Metalle, wie Eisen, Kupfer und Blei, in unerschöpflichen Massen mit zu Tage hoben, z. B. in den kupferreichen Trappgebilden am Lake Superior, in den Bleihügeln am Fever-River bei Galena und am sogenannten Iron-Mountain im Staat Missouri. Dieser „Eisenberg“ ist noch wenig bekannt und zur Zeit noch nicht technisch ausgebeutet, da er ziemlich entfernt vom Missisippi gelegen ist und das Eisen auch anderwärts in reicher Menge vorkommt. Geologisch

aber ist sein Vorkommen sehr interessant. Doctor Engelmann, Professor Whitney und Doctor Scherzer, welche den Iron-Mountain in letzter Zeit besuchten, erstaunten über das Gesehene. Ein Berg von 700′ Meereshöhe und 3 bis 4 englischen Meilen im Umfang ganz von Eisen! Der Unkundige, welcher darüber wandelt und dunkles Felsgestein, etwa Dolerit oder Trapp, zu sehen glaubt, erkennt erst, wenn er ein Stück aufzuheben versucht, am Gewichte, daß er auf Metall, nicht auf Felsen steht. Während unseres jüngsten Aufenthaltes in St. Louis war die Rede, eine Actiengesellschaft zu bilden, um diesen Eisenberg auszubeuten. Sein Reichthum ist so ungeheuer, daß Hunderte von Generationen vorübergehen werden, ohne seinen Inhalt zu erschöpfen, und daß er für eine Eisenbahn um den ganzen Erdgürtel die Schienen liefern könnte, ohne daß die Verminderung seines Volumens sehr augenfällig würde.

Die ungeschichteten Formationen nehmen in der großen Thalsenkung dieses Continents kaum den achtzigsten Theil der Bodenfläche ein. In allen übrigen Theilen ist die feste Erdrinde aus Niederschlägen des Wassers gebildet, welche von den alten Formationen des cambrischen und silurischen Systems bis zu den jüngsten Alluvialgebilden des sogenannten Bottomlandes eine meist regelmäßige und

ungestörte Reihenfolge zeigen. Horizontale oder wenig geneigte Schichten von so unermeßlicher Ausdehnung wie in Nordamerika hat die Geologie noch in keinem anderen Theile der Erde nachgewiesen. Diese regelmäßige Structur des großen Beckens ist für die Nationalökonomie des neuen Continents von unendlicher Wichtigkeit. Sie erklärt nicht nur die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher hier Eisenbahnen in's Leben gerufen werden, sondern auch die Großartigkeit der Projecte hinsichtlich der künftigen Ausdehnung dieser Verbindungswege. Wer die geognostischen und hypsometrischen Verhältnisse nicht beachtet, dem wird der gigantische Plan einer Eisenbahn, welche, ganz Nordamerika in der Breite durchscheidend, über die Rocky-Mountains und die Seealpen nach Californien und Oregon führen und beide Oceane verbinden soll, chimärisch erscheinen, während derselbe in der That auf geringere Schwierigkeiten stößt als manches Eisenbahnnetz in Süddeutschland. Die Niveauverhältnisse in Nordamerika sind solchen riesenhaften Communicationsprojecten überaus günstig. Wir verweisen auf die hochwichtigen hypsometrischen Arbeiten von Nicollet und Fremont.

Westlich vom Missisippi an den Ufern des Missouri und seiner tributären Flüsse dehnen sich die größten Savannen der Welt aus. Die Steigerung von der

Mündung des Missouri (388′) bis zur Höhe des Southpaß in den Rocky-Mountains (7490′) ist eine so gedehnte und allmälige, daß, ungeachtet die Wasserscheide dort eine Höhe erreicht, welche der Paßhöhe des Simplon und St. Gotthardt nahe kommt, doch der Verkehr nirgends auf ernste Schwierigkeiten stößt und selbst jetzt, wo nicht einmal ein gebahnter Fahrweg durch die Savannen führt, die schwerbepackten Wagen der Mormonen und der nach Californien und Oregon ziehenden Auswanderer in der guten Jahreszeit leicht nach dem Southpaß gelangen. Bei so langsamer Steigerung der Hochebenen von Osten nach Westen war es dem Capitain Fremont nicht leicht, den Culminationspunct des Wasserscheiders zu finden, der in den mauerähnlich aufsteigenden Hochgebirgen Europa's so leicht zu bestimmen ist. Wie sehr eine solche plastische Gestaltung der Oberfläche die Ausführung von Schienenwegen im riesenhaftesten Maßstabe ermöglicht, fällt klar in's Auge. Die Ausdehnung der Hochebene in den Rocky-Mountains zwischen dem 37. und 43. Breitengrade ist nach Humboldt's Bemerkung ziemlich einzig in der Welt.

Ebenso wie die Niveauverhältnisse in dem geognostischen Bau Nordamerika's den nationalökonomischen Fortschritt mächtig begünstigen, so kommt auch die petrographische und orographische Beschaffenheit

desselben dem raschen Wachsthum der ungeheueren Republik überaus zu Hülfe. Die älteren Flötze bieten Steinkohlenlager und gute Bausteine, während unendlicher Metallreichthum die Durchbrüche des Trappgesteins begleitet und die Bildungen des Alluviums, welche zum Theil noch unter unseren Augen fortdauern, dem Boden jene erstaunliche Fruchtbarkeit verleihen, die man am meisten im fetten Bottomlande des Mississippithales bewundert. Nicht übertrieben nennt Herr von Tocqueville dieses herrliche Thal von 3000 englischen Meilen Länge, dessen üppiger Boden mit allen Producten des Nordens auch die Baumwolle und das Zuckerrohr hervorbringt: „la plus magnifique demeure que Dieu ait jamais préparée pour l'habitation de l'homme.“

In den meisten Staaten der Union wie auch in Canada sind bereits Steinkohlen- und Anthracitflötze als zusammenhängende Lager von großer Ausdehnung aufgefunden oder wenigstens Spuren ihres beschränkten Vorkommens entdeckt worden. Pennsylvanien, Ohio, Illinois, Missouri, Arkansas und Alabama sind damit am reichsten gesegnet. In Ohio sind diese Lager ausgedehnter als jene des berühmten Steinkohlenbeckens von Newcastle in England. Noch umfangreicher sind die Kohlenlager in Illinois. Bei unzureichender Kenntniß ihrer Ausdehnung und ihrer durchschnittlichen Mächtigkeit sind die Schätzungen noch

etwas schwankend. Aber sachkundige Männer behaupten, daß im Staate Illinois selbst bei einer zehnfach zahlreicheren Bevölkerung als der gegenwärtigen die bisher gefundenen Kohlenlager noch auf 20,000 Jahre ausreichen könnten. Selten vergeht ein Jahr ohne Entdeckung neuer Kohlenflötze, und nur der Holzüberfluß in den Vereinigten Staaten ist bis jetzt Schuld, wenn man diesen Entdeckungen geringeres Gewicht beilegte, als sie verdienen. Die meisten Dampfschiffe des Missisippi und seiner tributären Flüsse heizen ihre Kessel noch mit Holz, da die Wälder ohnehin des Anbaues wegen gelichtet werden müssen. Wenn im nächsten Jahrhundert die Axt in diesem Wäldermeer nicht mehr so wirthschaften kann, wie bisher, dann wird der Ansiedler gern nach jenen steingewordenen Vegetabilien der Urzeit greifen, deren Brennstoff ihm die Eingeweide der Erde hier so massenhaft darbieten.

Nach Drake's Angaben enthält das innere Thal von Nordamerika, ungerechnet die schönen Littorale der Neuenglandstaaten, Oregon und Californien, eine Bodenfläche von 6 Millionen englischen Quadratmeilen, wovon nahebei die Hälfte wegen localer Sterilität oder Rauhheit des Klima's uncultivirbar ist und nur als Viehweide benutzt werden kann. Das anbaufähige Land von 3 Millionen Quadratmeilen besteht zum größten Theil aus den Anschwem-

mungen der Flüsse, dem fruchtbaren Bottomlande. Davon ist bis jetzt etwa ein Dritttheil von der weißen Race dünn bevölkert. Die übrigen zwei Dritttheile sind unbewohnt oder dienen schweifenden Indianerhorden als Jagdreviere. Rechnen wir nur den anbaufähigen Theil des Binnenlandes als den künftigen zusammenhängenden Staatencomplex der Anglo-Amerikaner, so ergiebt sich, daß derselbe 25mal größer als Großbritannien, 12mal größer als Frankreich, 11mal größer als das Kaiserthum Oesterreich ist, und wenn wir für die künftige Gesammtbevölkerung dieses Thalbeckens nur die gegenwärtige Bevölkerung des Staates Massachusetts, deren Dichtigkeit noch lange nicht den dünnbevölkertsten Staaten des mittleren Deutschlands gleichkommt, als Maßstab annehmen, so haben auf diesem Boden 360 Millionen Menschen Raum, sich gut zu nähren und zu bewegen, ohne die schmalen Küstenländer beider Oceane und die weidenreichen Thäler und Plateaux zwischen den Ketten der Rocky-Mountains und der californischen Seealpen mit in Anschlag zu bringen.

Es lassen sich aus diesen Naturverhältnissen, die wir, um den Leser nicht zu ermüden, nur in ihren wesentlichen Umrissen dargestellt, folgende Hauptschlüsse auf die Staatenentwickelung und den künftigen Gang der Geschichte Nordamerika's, wenn nicht mit einer

mathematischen Gewißheit, doch mit einer Wahrscheinlichkeit ziehen, welche nichts mit den vagen Hypothesen und Speculationen von Natur- und Geschichts-Philosophen gemein hat, sondern auf materielle Thatsachen und physische Gesetze sich stützt:

1) In Nordamerika sind alle natürlichen Bedingungen zu einem Staatengebäude von einer Größe, Macht und Blüthe vorhanden, wie die Geschichte der alten Welt nichts Gleiches bietet, weder in den Reichen des Sesostris und des Alexander, noch im Reiche der Römer, noch in irgend einem Staate der Gegenwart. Die Hand des Schöpfers hat über dieses glückliche Land durch Fruchtbarkeit und Ausdehnung des Bodens, durch glückliche Vertheilung der natürlichen Verkehrsmittel, besonders durch die reiche Gliederung jener Flußrinnsale, welche Humboldt „das belebende, culturweckende, menschenverbindende Element" nennt, und durch die freigebigste Verleihung der zwei nützlichsten Mineralien, der Kohle und des Eisens, reicheren Segen ausgestreuet als über irgend einen anderen Theil des Erdrundes*).

---

*) Zu den Naturkräften, mit welchen Nordamerika so wunderbar ausgestattet ist, gehören auch die senkrechten Wasserfälle seiner größten Ströme. An den Fällen des Mississippi bei St. Anthony, des oberen Missouri, des Niagara, St. John- und St. Moritzflusses sowie vieler anderen Flüsse Canada's stehen der Industrie so colossale Wasserkräfte zur

2) Nordamerika ist zu einem innigen politischen Zusammenhang unter irgend einer Staatsform be-

---

Verfügung, wie wir sie in keinem anderen Lande der Welt vereinigt finden. Betrachten wir dazu den Reichthum der Wälder im Osten wie am westlichen Littoral und in den Thälern der californischen Seealpen, wo Fremont die höchsten Bäume der Erde gefunden und gemessen hat, besonders den Ueberfluß an Eichen für den Schiffbau, — erwägen wir die merkwürdige Vereinigung aller Rohproducte in einem Lande, dessen südlicher Theil noch einer unendlichen Vermehrung der Baumwollproduction fähig ist, dazu die Mittel, all' diese Rohproducte schnell und wohlfeil zu transportiren, — bedenken wir zugleich, daß der hohe Handlohn wie der hohe Zinsfuß, der bis jetzt von so vielen Fabrikunternehmungen abschreckte, nur eine künstliche und vorübergehende Erscheinung in einem Lande ist, wo die Steuern nicht drückend und die ersten Lebensbedürfnisse so wohlfeil sind, — daß der hohe Handlohn, der in England eine Folge der hohen Besteuerung ist, bei Zunahme der Volksmasse, wie der hohe Zinsfuß bei Zunahme der Kapitalien mit jedem Jahre mehr abnimmt — daß manche für das Manufacturwesen sehr günstig gelegene Staaten, wie Massachusetts, Vermont, New-Hampshire, Delaware, Connecticut, Arkansas, Missouri u. s. w., entweder gar keine oder sehr unbedeutende Schulden bei sehr mäßiger Besteuerung haben, — rechnen wir zu all' den natürlichen, politischen und socialen Vortheilen Nordamerika's jenen angloamerikanischen Associationsgeist, in dem hier eines der größten Förderungsmittel des Fortschritts liegt, jene von Natur und Freiheit gleichmäßig begünstigte Unternehmungslust einer energischen und arbeitsamen Nation, welche den gesetzlichen Sinn mit ihrer Frei-

stimmt. Die äußere Configuration wie die Structur des inneren Landes deuten die Unwahrscheinlichkeit einer langen Trennung an. Der Süden mag sich, wenn die einseitige Sorge für seine Particular-Interessen seine Anhänglichkeit an das Ganze überwiegt, periodisch vom Norden, der Westen vom Osten ablösen, als getrennte Staaten mögen sie ihre eigenen Interessen verfolgen und im gegenseitigen Wetteifer groß und stark werden. Aber bei dem Mangel natürlicher innerer Gränzen und Absonderungsmittel in einem Lande, welches zum Wechselverkehr von der Natur gezwungen ist, kann eine solche Trennung nicht von langer Dauer sein. Aus der Concurrenz und der Rivalität unabhängiger Staaten müssen Collisionen entstehen, und der stärkere Staat wird den schwächeren zwingen, als Trabant in seiner Planetenbahn zu wandeln. Die ganze physische Gestaltung

---

heitsliebe, und mit der Liebe für den Dollar und persönlichen Gewinn auch Anhänglichkeit und Liebe für das allgemeine Beste, für das große Vaterland und dessen Institutionen verbindet, — so wird man bei einigem Nachdenken gestehen müssen, daß im Westen ein Weltindustrie- und Handelstaat emporwächst, neben dem wir nirgends auf dem weiten Erdenrund einen ebenbürtigen Concurrenten entdecken können, auch nicht in dem mit Kohlen und Eisen, aber auch mit Schulden und Steuern überreich gesegneten England, das zudem einen großen Theil seiner Bedürfnisse, Brod, Eichenholz und Baumwolle, von Amerika kaufen muß.

des großen inneren Thalbeckens bei einer so merkwürdigen Einförmigkeit deutet auch entschieden die naturnothwendige künftige Einheit nicht nur in der Politik, sondern auch in Sprache und Sitte an. Daher auch die rasche Umwandlung und Verschmelzung oder das Verschwinden fremder Nationalitäten. Durch die Resultate irregeführt, haben manche Schriftsteller die angloamerikanische Assimilationskraft überschätzt. Wenn dieser in Amerika der unvermeidliche Sieg und den übrigen Nationalitäten der unvermeidliche Untergang bestimmt ist, so erklärt dies die Natur des Bodens hinreichend. Es war dies der Wille des Weltschöpfers, der, als er die plastischen Umrisse des neuen Continents im Gegensatze zur Structur der östlichen Erdhälfte formte, nur einer Race, der kräftigsten unter den übrigen, den Sieg verhieß und hier nur einer Nationalität die Existenz vergönnte.

3. Die Naturverhältnisse, welche der Einheit Nordamerika's so günstig sind, stellen der Dauer der republikanischen Staatsform ein weit minder günstiges Prognostikon. Der politische Zusammenhang ist, wie gesagt, dem Lande durch physische Gesetze vorgezeichnet. Aber die Demokratie und das Princip einer möglichst unbeengten Selbstregierung der Einzelstaaten wird eine den Culturfortschritt mächtig fördernde Wirkung nur so lange haben, als brache und unbewohnte Wildnisse vor ihnen liegen und die

Colonisirung und die Bevölkerung von Wildnissen die Hauptaufgabe dieser Staaten ist. In dieser Rolle hat die Demokratie in Amerika ihre volle Berechtigung. Je mehr aber diese Aufgabe ihrer Lösung näher rückt und dann natürlich mehr in den Hintergrund tritt, während bei zunehmender Bevölkerung die Handelsinteressen und die Vertretung nach außen immer wichtiger und die Reibungen der Staaten unter einander immer häufiger werden, desto mächtiger wird, durch die physischen Verhältnisse hervorgerufen, das Bedürfniß einer Befestigung des Staatenverbandes und einer starken Concentration der Regierungsgewalt in einer leitenden Hand sich geltend machen. Die politischen Haupttendenzen der Whigs, nämlich Kräftigung des Föderativ-Bandes, Ausdehnung der Befugnisse einer Centralgewalt über gewisse innere Verhältnisse der Einzelstaaten und Begünstigung des Nativismus, wurden durch die letzten Wahlen besiegt und haben hier wahrscheinlich auch nicht die nächste, desto sicherer aber die entfernte Zukunft für sich. Eine Aristokratie wird und muß bei wachsendem Reichthum, bei steigender Bevölkerung und zunehmender Ungleichheit der socialen Existenz und der geistigen Bildung in der neuen Welt entstehen, wenn auch in einer von der europäischen Aristokratie sehr verschiedenen, verbesserten und geläuterten Form und mehr nach der ursprünglichen

Bedeutung des griechischen Wortes, d. h. der Herrschaft der Besten über die Masse. Der Möglichkeit einer monarchischen oder selbst absolutistischen Herrschaftsform widerspricht der Naturcharakter Nordamerika's keineswegs. Der Ehrgeiz eines siegreichen Generals an der Spitze eines wohldisciplinirten einheimischen Heeres hätte hier an der physischen Beschaffenheit des Landes einen sehr starken Bundesgenossen. Die Ströme Nordamerika's bieten die günstigsten Operationsbasen, und die hypsometrischen Verhältnisse gestatten die raschesten Bewegungen. Je cultivirter das Land wird, je mehr es sich mit volkreichen Städten, mit Straßen, Eisenbahnen und Canälen bedeckt, desto leichteres Spiel hat hier die Taktik eines regulären Heeres. Die britischen Waffen unterlagen im Unabhängigkeitskriege, abgesehen von den taktischen Fehlern ihrer Führer, hauptsächlich den Hindernissen der Bewegung und den Schwierigkeiten der Verproviantirung in einem damals noch so wilden, weglosen und dünnbevölkerten Lande. Die Führer der Demokratie erkennen die Gefahr, welche der republikanischen Verfassung des Landes durch ein größeres stehendes Heer drohen würde, vollkommen. Sie sind daher gegen jede Vermehrung desselben, würden aber gern für eine Vermehrung der Kriegsmarine stimmen, welche die innere Freiheit nicht gefährdet. Sollte die republikanische Regierungsform in Nordamerika

eine sehr lange Dauer haben, so liegt der Grund in politisch-historischen Verhältnissen, welche ihren Ursprung nicht hier, sondern in der alten Welt hatten. Die ersten massenhaften Einwanderungen bestanden zum großen Theil aus Flüchtlingen, welche aus religiösen oder politischen Ursachen die Heimath verlassen hatten. Es waren freiheitdürstende Menschen, die einen starken Haß gegen das heimische System nach der neuen Welt hinüberbrachten. Ein großer Theil der heutigen massenhaften Einwanderungen aus Europa scheint von ähnlichen Gesinnungen beseelt zu sein. Dazu kommt die durchaus republikanische Erziehung der Jugend. Solche historische Ursachen der Entstehung und Stärkung des republikanischen Princips mögen in diesem Punkte dem Naturcharakter des Landes mächtig entgegenwirken. Dazu kommt der für die Vereinigten Staaten überaus glückliche Umstand, daß in Central- oder Südamerika sich keine kräftigere Nation, welche das Colonisiren besser verstanden als Spanier, Franzosen und Portugiesen, niedergelassen hat, daß dort kein mächtiger Staat entstanden ist, der als Rival zu fürchten wäre und ein stehendes Heer nothwendig machte. Gegen einen wirksamen Angriff der alten Welt aber schützen Nordamerika zwei Oceane und die Eismassen des Polarmeeres.

4. Durch seine Natur ist Nordamerika zu ei-

nem vorherrschenden Handelsstaate bestimmt und wird als solcher ausdehnungslustig und ländergierig sein. Sowohl die Lage zwischen zwei Weltmeeren als die Menge der inneren Wasserstraßen weisen den Amerikaner auf Schifffahrt und den Verkehr mit fremden Völkern hin. Wie groß auch die Fortschritte der Agricultur und Industrie in diesem Lande waren, so sind doch Handel und Schifffahrt noch weit riesenhafter vorwärts gegangen. Der ächte Yankee wird immer lieber Kaufmann oder Seefahrer als Farmer sein und die mühsamere und weniger gewinnbringende Bodencultur lieber dem europäischen Einwanderer überlassen. Der Handel aber stachelt die Gewinnsucht und begünstigt die Unruhe und den Unternehmungsgeist einer Nation. Handelsleute und Schiffsrheder, Capitäne, Maschinisten und selbst die meisten Matrosen sind hier verheirathet. Ihre Söhne ergreifen in der Regel die Profession der Väter. Jeder strebt mit allen Kräften darnach, Schiffseigenthümer und dabei so schnell wie möglich reich zu werden. Bei der ungeheueren Concurrenz wird es dieser Handelsnation zum Bedürfniß, neue Absatzwege, neue Felder für ihre fieberhafte Thätigkeit zu suchen, immer mehr Länder auszubeuten. Die wachsenden Bedürfnisse wollen ihre Befriedigung. Bei der Richtung, die hier der Nationalgeist genommen, ist an einen Stillstand nicht zu denken. Die Ver-

einigten Staaten werden, gleichviel ob ein Demokrat oder ein Whig die Regierungsgewalt in Händen hält, ob die republikanische Staatsform Bestand haben oder Monarchieen entstehen werden, ihre Ländergierde bewahren, weil sie ein Erforderniß ihrer Natur geworden. Die kriegslustigen Phrasen von Zeitungsschreibern und Meetingrednern, von Speculanten und Abenteurern würden gar wenig zu bedeuten haben, wenn nicht die physische Beschaffenheit und die materiellen Interessen des Landes diese künstliche Agitation mächtig beförderten.

5) Den Höhepunkt der Macht und Blüthe wird Nordamerika, wenn seine Bevölkerung in gleichen Verhältnissen wie bisher, zunimmt, nicht vor drei- bis vierhundert Jahren erreichen. Bis dahin bietet sein Boden noch Raum für die europäische Einwanderung. Seine Bevölkerung wird dann, wenn ihre mittlere Dichtigkeit den heutigen Populationsverhältnissen Großbritanniens nahe kommt, etwa fünfhundert Millionen betragen. Als blühendster Handelsstaat der Welt kann Amerika dann, wenn es alle Kräfte seiner Wasserfälle und seines Kohlendampfes benutzen wird, mit den Producten seiner Industrie und seines Bodens alle zugänglichen Länder der Erde versorgen.

6) Wenn die alte Behauptung richtig ist, daß Europa so viele Jahrhunderte das Scepter über die alte Welt führte, weil es in seiner reichen äußeren

Gliederung, in seiner Küstenentwickelung und seinen inneren Verkehrsmitteln dem großen Welttheil Asien und besonders dem continentalen Afrika so weit überlegen war, so liegt der Schluß nahe, daß ein Welttheil, dessen nördliche Hälfte durch Meeresküsten, Binnenseeen, natürliche und künstliche Wasserstraßen jetzt schon Europa's Verkehrsmittel um das Fünf- bis Sechsfache übertrifft und dereinst, wenn das ganze Netz der projectirten Eisenbahnen und Canäle vollendet ist, in noch größerem Verhältnisse übertreffen wird, zum Beherrscher der übrigen Welt, gleichviel unter welcher Staatsform, von der Natur berufen ist. Als gewaltigste Seemacht wird Amerika unangreifbar sein, während es dem Gegner, dem nicht die gleichen Mittel der Bewegung zu Gebote stehen, an so mancher verwundbaren Seite beikommen könnte. Die ganze alte Welt, wenn sie einmal unter einem Herrscher vereinigt werden sollte, müßte dem neuen Continent gegenüber doch nur zu einer defensiven Rolle sich bequemen. Bei dem Riesenkampfe zweier Weltmächte aber wäre die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges immer auf Seite dessen, welcher über die ausgedehntesten Bewegungsmittel, über die größten Flotten und die schwersten Geldsäcke verfügt, um Söldnermassen zu bezahlen.

III.

Landschaftscharakter. Gebirge und Prairie. Die Steppenansiedler.

Schiller's Klage über den Mangel eines Natursinns bei den alten Griechen, jenes sentimentalen Interesses nämlich, womit wir Neueren an schönen Landschaftsbildern und Naturscenen hängen — eine Anklage, welche Alexander von Humboldt durch reichliche Citate aus alten Dichtern theilweise entkräftet hat — ließe sich mit mehr Recht gegen die Anglo-Amerikaner der Gegenwart richten. Hätte der Dichter des Wilhelm Tell den Niagara und an seinen berühmten Fällen die naturgenießenden Menschen gesehen, er würde gründlichere Strafpredigten und einen noch pathetischeren Klageliedton angestimmt haben: daß bei diesen mit Freiheit und Dollars überreich gesegneten Leuten die Natur mehr den Verstand als das „moralische Gefühl" interessire, daß

sie nicht mit der gleichen „Innigkeit und süßen Wehmuth“ an derselben hängen, wie wir Europäer, besonders wir Deutschen.

Wenn es unseren großen gefühlvollen deutschen Dichter schon so gar sehr verdroß, daß die alten Hellenen, zwar genau, treu und umständlich in Beschreibung eines Landschaftscharakters, denselben gleichwohl nicht mit mehr Herzensantheil schildern, als ein Gewand, einen Schild oder eine Rüstung, wie hätten ihn vollends am Niagara die neuen Stampf- und Sägemühlen geärgert und dann noch die spazierenden Yankees auf Goat-Island und die sitzenden Gäste im eleganten Clifton-House! Diese Gäste sitzen unter der Säulenhalle der Veranda mit Vorliebe umgekehrt, d. h. den Rücken gegen die Fälle, die Augen nach dem gedeckten Tische oder gegen die Wand gewendet, die Beine hoch auf der Lehne des Nachbarstuhls, kauend und in Sinnen vertieft, den Mund voll Tabak, die Tasche voll geborener, den Kopf voll werdender Dollars. Ein naturbegeisterter Deutscher möchte sicher über einen solchen Anblick vor Unmuth aus der Haut fahren, und der Yankee wäre grausam genug, ihn mit aller Gemüthsruhe herausfahren zu lassen.

Sogar hieher, wo die prächtigste Naturscene schon vor zwei Jahrhunderten die einfache Phantasie eines französischen Mönchs, der sie entdeckte, so mächtig

ergriff, verfolgen uns die immer wiederkehrenden Betrachtungen über die verschiedenen Gaben, mit welchen der liebe Gott seine sterblichen Ebenbilder und die von ihnen bewohnten Länder ausgestattet hat. Hier so wenig Naturinteresse und so viel praktischer Sinn, so wenig Metaphysik und so viel materieller Segen! Bei uns so viel Naturschmachten und so wenig Weltgeschäftsgeschick, so viel Gelahrtheit und so wenig Gemünztes!"

Bei dieser Parallele möchte sich die Wagschale scheinbar zu Gunsten der Anglo-Amerikaner neigen. Wenn wir aber unsere gedruckten Maculaturballenvorräthe, die bändigen Collegienhefte der Georgia Augusta und alle deutschen Manuscripte, welche noch keinen Verleger gefunden, als Gegengewicht einlegen, so ist kein Zweifel, daß die gesammten amerikanischen Dollars und californischen Goldklumpen von der Last dieser geistigen Schätze wie Federballen emporgeschnellt werden. Jedem das Seine. Die Anglo-Amerikaner verstehen besser die Kunst des Länderschnappens, des Colonisirens und Moneymachens — wir verstehen besser die Kunst des Bücherschreibens und Versemachens. Die Yankees haben mehr Schiffe, mehr Eisenbahnen, mehr Dollars — wir haben mehr Tornister, mehr Proletarier, mehr Doctoren der Philosophie. Die Amerikaner bedecken alle Meere mit ihren Segeln und reißen den Welthandel an

sich — die deutsche Flotte ist dem Auctionator verfallen, und der deutsche Zollverein drohte in die Brüche zu gehen; aber die deutsche Einheit als „Idee" gewinnt immer mehr Verehrer und Verfechter. Für jeden wirklichen oder angeblichen Vorzug unserer Antipoden haben wir zwei genügende Aequivalente in Bereitschaft. Sollte aber auch der Anblick jener zerlumpten Unglücklichen, welche Bremer und Hamburger Emigrantenschiffe zu Tausenden an diesen Strand absetzen, und die man mitten unter Negersclaven an der Levee des Missisippi Baumwollballen wälzen sieht, unser hochgehendes Nationalgefühl ein klein wenig herunterdrücken, so hilft ein beruhigender Blick auf den neuesten Leipziger Meßkatalog demselben gleich wieder auf die Beine. Wir sind stolz, der productiven Denkernation anzugehören, und wandeln am Missisippistrande, das Haupt hoch tragend, unter rollenden Baumwollballen mit einem neuen „mohngetränkten" Manuscripte in der Tasche, unserem milden Kritiker am Isarstrande zur tröstlichen Kunde.

Freilich ist es kein Wunder, wenn bei solchen Gegensätzen die Eingeborenen der einen wie der anderen Hemisphäre, wenn sie ihren Aufenthalt wechseln, gegenseitig etwas schwer thun, sich in die neuen Verhältnisse zurecht zu finden. So z. B. wundert sich der deutsche Junker zu Neu-Braunfels in Texas, daß ihn dort Niemand als er selber „Herr von"

titulirt. Der deutsche Philosoph, der hier aus Weltschmerz zum Farmer geworden, findet, daß die amerikanische Axt unbequemer zu führen als der Gänsekiel, und daß der Pflug und die Mistgabel recht nüchterne und dumme Werkzeuge seien. Der deutsche Romantiker grämt sich, daß die dicken Ohren der Yankees das „Sternengetön“ in der Drudenburg der Frau Minnetrost nicht hören wollen, und daß sie gegen alle Thränen und Seufzer, welche Fräulein Bertha von Lichtenrieth's „wehmüthigem Blumenherzen“ entfahren, völlig wasserdicht scheinen, während der deutsche Maler sich ärgert, daß ihm die reichen Leute hier seine Bilder nicht abkaufen wollen. Andererseits sahen wir einst am Vierwaldstätter-See eine gebildete amerikanische Familie aus Boston, welche bei einer wundervollen Scene des Sonnenuntergangs, wo die letzten Purpurflammen den Rigi und den Urner Rothstock beleuchteten, ganz ungenirt gähnte. Die Damen derselben Familie weinten täglich vor Heimweh und langweilten sich unaussprechlich. Heimweh in den Alpen nach Boston! Sehnsucht am Fuße des Rigi nach den räderschnurrenden Maschinen im wassertrinkenden Massachusetts!

Es ist wahr, die Natur hat in den Vereinigten Staaten ungleich weniger gethan als in Europa, den Schönheitssinn und die Liebe für landwirthschaftliche Scenerie unter den Bewohnern zu wecken.

Mehr als neunzehn Zwanzigtheile des bewohnten Landes besteht aus Ebenen, in welchen Wald und Prairie wechseln und nur hier und da sogenannte Bluffs, d. h. mit Dammerde bedeckte Hügel, welche die Begränzung der Flußthäler andeuten, emporragen. Auch die Kunst hat in diesem Welttheil lange nicht dasselbe wie in Europa gethan, um der Natur zur Erzeugung abwechselnder und reizender Landschaftsbilder zu Hülfe zu kommen. Ueberdies würde man hier nicht leicht passende Rahmen für monumentale Zierden finden, wie am Bosporus oder am Golf von Neapel. Wollten die reichen Amerikaner eben so eifrig byzantinische Kuppeln und schlanke Thürme bauen, wie sie durch Aufstellen korinthischer Säulen und durch Zusammenhäufung gothischen Schnörkelwerks an ihren Kirchen und öffentlichen Gebäuden die griechische und germanische Architektonik nachzuäffen versuchten, so würden sie doch kein „goldenes Horn" und keine sieben Hügel finden, um eine Konstantinopolis zu gruppiren.

Die Niagarafälle und die anderen gewaltigen Wasserstürze Nordamerika's sind nur im engsten Rahmen herrliche Bilder. Die Natur hat das Land mit breiten und tiefen Strömen für die Schifffahrt, mit fettester Alluvialerde für Mais und Weizen, für Baumwolle und Zuckerrohr und mit Ebenen, die sich für Schienenwege vortrefflich eignen, aber mit kei-

nem Vesuv, mit keinem bithynischen Olymp bedacht. Bei diesem Mangel natürlicher Anregung aber ist es kein Wunder, daß die Anglo-Amerikaner in Masse weder Verständniß, noch Gefühl für schöne Landschaftsscenen gewinnen, daß kein begeisterter Künstler aus ihnen hervorgeht, daß sie auch weder wie der Türke auf den Bosporushügeln kaffeeschlürfend und träumend des morschen Reiches letztem Stündlein entgegenduseln, noch wie der glückliche Lazzarone am Golfo di Napoli auf dem Bauche liegend hungern und die Sbirrengeißel spüren, sondern, mit Vorliebe an bussiness und money denkend, kräftig arbeiten und dabei mächtig, frei und reich geworden sind.

Zwar giebt es im westlichen Amerika auch hohe majestätische Alpenketten mit mannichfaltigen und großartigen Naturscenen, aber der Anblick jener Hochgebirge wird selten einem Bewohner der östlichen Vereinigten Staaten zu Theil. Der Ansiedler in der Missouri-Steppe oder am oberen Missisippi, selbst wenn er für schöne Landschaftsbilder wirklich empfänglich und der Einförmigkeit seines Flachlandes müde geworden sein sollte, würde vergebens sein Auge nach Westen wenden. Er hat von der Existenz hoher Berge gehört oder gelesen, welche dort mit wilder Felsscenerie und ewig weißen Firnen über die Baumkolosse grüner Urwälder in die Wolkenregion ragen,

aber umsonst wäre seine Sehnsucht nach den pittoresken Thälern, der reinen Luft, den klaren Quellen der „Felsengebirge.“ Wie Meere dehnen sich flache oder sanft wellenförmige unüberschauliche Savannen vor seinen Blicken aus. Keine Bergspitze ist am westlichen Nadir sichtbar, und die grüne oder sonngebräunte Steppe ist dem Verkehr heute eine schwierigere Schranke als die Salzwasserwüste des stillen Oceans.

Wer nicht zufällig das Glück hat, christlicher Missionär oder Mormone, Trapper oder College und Geschäftsfreund der pelzjagenden Sioux und Schwarzfüßler zu sein, der weiß nichts von den landschaftlichen Reizen und Abenteuern in den Hochthälern der Rocky-Mountains zu erzählen — es sei denn, daß er die Reise eigens zu dem Zwecke machte, um zu jagen, um Indianer, Elke und Bisons aufzusuchen oder ernstlicheren, wissenschaftlichen Arbeiten nachzugehen. Solche muthige und unternehmende Männer waren die Entdeckungsreisenden Lewis und Clark, Major Long, Edwie James, der berühmte Capitain Fremont, Prinz Max von Wied und sein trefflicher Maler Bodmer, Herzog Paul von Würtemberg, Wislicenus und einige andere Amerikaner und Deutsche. Ihre Zahl ist nicht groß. Wen nicht Gewinnsucht lockt, wie den Pelzhändler, oder ein

sonderbarer Fanatismus treibt, wie den Mormonen, oder der edlere Eifer zur Bereicherung der Wissenschaft nach jenen entlegenen Gegenden führt, den erschrecken die Entfernung von vierzehnhundert Meilen, der Weg durch Wildnisse, die nur von Nomaden durchstreift werden, die Leiden und Entbehrungen, die Mühen und Gefahren des Wanderns und des Aufenthaltes in den öden Steppen und in einem einsamen Gebirge, das uns zum größeren Theil noch unbekannt ist.

Wohl ziehen jedes Jahr Auswandererzüge über den Southpaß der Rocky-Mountains und durch die Sierra Nevada nach Oregon und Californien. Biberfänger und Bisonjäger wandern am Yellow-Stone hinauf bis zur hohen Wiege des Missouri. Der muthvolle Fremont hat oft sein Zelt auf den kalten Plateaux aufgeschlagen, um die Höhe der Gipfel, Kämme und Pässe zu bestimmen. So dankenswerth aber auch die hypsometrischen und die übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind, welche in Fremont's berühmtem Reisewerke niedergelegt sind, werfen wir von der schmalen Reiseroute, die er genommen, einen Blick rechts und links über die Gegenden, die er mehr durchzogen als durchforscht hat, vergleichen wir die wirklich genau geschilderten mit den unbeschriebenen Strecken, so kommt für das bekannte Land ein vergleichweise sehr schmaler Raum heraus, gegenüber dem

unbekannten und unerforschten. Gar manches geographische Räthsel ist dort noch zu lösen. Der geognostische Bau, die Mineralschätze des Innern, das Thier- und Pflanzenleben der Rocky-Mountains und des hohen Rückens der Sierra Nevada oder der californischen Seealpen sind noch höchst unvollkommen bekannt. Erst wenn die östliche Cultur auf ihrem unaufhaltsamen Vorrücken nach Westen den Fuß jener nordamerikanischen Alpengebirge selbst erreicht haben wird, sind sichere und umfangreiche Aufschlüsse zu hoffen.

Dieses Vorrücken der östlichen Emigration hat in neuester Zeit eine Größe erreicht, welche die kühnsten Weissagungen amerikanischer Enthusiasten hinter sich läßt. Das Bild der Lawine ist hier kaum Uebertreibung. Finden die vorwärts drängenden Ansiedler-Colonnen Hemmnisse durch sterile, sandige oder sumpfige Stellen, so ist der Halt nur kurz. Der öde Fleck ist bald rings um seine Gränzen mit Blockhäusern und Pflügen umzogen, und die Spitzen der Colonnen reichen sich bald weiter westlich die Arme zu neuer fluthender Bewegung. Die Ansiedler von Oregon, die californischen Goldsucher und die Mormonen am großen Salzsee kommen den andrängenden östlichen Emigranten entgegen, während die Indianer, Büffel und Bisons vor ihnen verschwinden. Das Trauerspiel, das ihren Marsch begleitet, verliert einen

Theil seiner tragischen Wirkung und wird zur unbedeutenden Episode gegen die Glanzscene, welche die Zukunft auf dieser westlichen Weltgeschichtsbühne aufrollt.

Die östlichen Gebirge Nordamerika's, die Appalachen oder Alleghanies mit ihren verschiedenen Zweigen, den White-, Blue- und Green-Mountains, dem Highland am schönen Hudson oder den Fishkill-Mountains und anderen Parallelketten, die zwar verschiedene Namen tragen, aber alle dem gleichen Gebirgssystem angehören und einer gemeinsamen Hebung der alten silurischen Schichten und Steinkohlenflötze durch plutonische Kräfte und granitische Massen ihre Entstehung verdanken, bieten, wie bekannt, lange nicht den imposanten Anblick der mit ewigem Eise gekrönten und mit reichster Vegetation umgürteten Cordilleras und ihrer nördlichen Fortsetzung. Der appalachische Rücken steigt durchschnittlich nur 1000 bis 2000 Fuß empor. Mount Washington, nach den älteren Messungen der höchste appalachische Gipfel, erhebt sich nicht über 6200 englische Fuß*), Mount Mary und Mount Adams in den White-Mountains erreichen

*) Nach den neuesten Messungen soll der Gipfel des Black-Mountain in Nord-Carolina sich bis 6476', der Gipfel des Roan-Mountain bis 6038' erheben.

nur wenig über 5000′, während die Riesen der westlichen Gebirgszüge in den californischen Seealpen 14,000 bis 16,000′ und in den Cordilleren Bolivia's bis nahe an 23,000′ emporsteigen*). Auch mit den Hochgebirgen der alten Welt halten die Alleghanies in Bezug auf landschaftliche Großartigkeit den Vergleich nicht aus. Nirgends sieht man hier ein ähnliches Naturgemälde wie vom Gipfel des Siedelhorns im Berner Oberlande, oder von den Bernina-Höhen im Ober-Engadin, oder von der Teteksteppe am Fuße des gewaltigen Kaukasus.

Dennoch waren wir verwundert über so manche schöne Panoramas, über so viele liebliche Thäler und Waldschluchten und malerisch geschwungene Kammlinien in den Alleghanies. Wir hatten uns dieses Gebirge nämlich nach den meist sehr trockenen Schil-

---

**) Nach den neuesten Messungen Pentland's übertreffen folgende Gipfel die Höhe des Chimborasso, Illmani und Sorate, welche man bisher irrigerweise für die höchsten Berge Amerika's gehalten: Pomarape 21,700′, Gualateiri 21,960′, Parinacoto 22,030′, Sahama 22,350′. Noch höher steigt in Chili nach den Messungen von Darwin und Fitz-Roy der Vulcan Aconcagua, im Nordosten von Valparaiso, nämlich bis 23,146′, also über 1600′ höher als der Chimborasso-Gipfel. Es ist aber sehr leicht möglich, daß in den noch ungemessenen Gipfeln der Cordilleren südlich von Bolivia noch höhere Kolosse entdeckt werden.

derungen, welche wir darüber gelesen, bei Weitem nicht so hübsch gedacht, als es uns vorgekommen. Herr Lyell, der mit seinem geognostischen Hammer so wacker an die Kalksteine der silurischen Schichten geschlagen, Prinz Max von Wied, der so muthig in das Dickicht der appalachischen Wälder eingedrungen, um graue Eichhörnchen zu schießen und pennsylvanische Bärenfallen zu beschreiben, Hitchcosk, Hall, Dale Owen, Lapham, Audubon, Nuttal und andere Naturforscher haben in ihrem sehr rühmlichen, aber gar zu ausschließlichen Eifer für Geognosie, Zoologie oder Botanik der Schilderung der landschaftlichen Physiognomie in den Appalachen zu wenig Raum gegönnt, und jene Leser, welche mit der Terminologie ihrer Wissenschaften nicht vertraut sind, müssen in ihren Büchern zwanzig Seiten überschlagen, bis sie eine finden, auf welcher für sie Verständliches zu lesen ist. Vielleicht auch weil die meisten Reiseschriftsteller die Appalachen nur in den Staaten New-York, Massachusetts und Pennsylvanien durchstreiften, wo sich mit Ausnahme der Fishkill-Mountains am Hudson nirgends so malerische Gegenden wie in Unter-Canada finden, ist der landschaftliche Reiz dieses Gebirges unterschätzt worden.

Zwar an den St. Lorenz-Ufern ist Lyell auch gewesen, aber das Panorama von Mont St.

Hilaire, das wilde Naturgemälde an den St. Moritz-Fällen und die über alle Schilderung prächtige Felsscenerie an den Saguenay-Ufern hat weder er, noch irgend einer von den namhaften Reiseschriftstellern gesehen oder beschrieben. Was Herr Mac Gregor in seinem berühmten Werk von der Schönheit der Gebirgsgegenden und Flußlandschaften Canada's im Allgemeinen sagt, ohne in Detailbeschreibungen sich einzulassen, ist nicht übertrieben. Herr Lyell klagt zwar über den „monotonous and unpicturesque general effect" des langgestreckten Alleghany-Rückens, läßt dann aber auch wieder der „beautiful scenery" der durch Wasser belebten Schluchten volle Gerechtigkeit widerfahren. Hätte er dem landschaftlich schönsten Theil der Appalachen seitwärts vom St. Lorenz nur einen Theil der Zeit gewidmet, die er in einer langen Serie von geologischen Vorlesungen an die noch andächtigeren als gelehrten und noch gelehrteren als anmuthigen Blaustrümpfe von Boston verloren, er würde sicherlich den malerischen Eigenthümlichkeiten dieses Gebirges noch mehr Geschmack abgewonnen haben. Und der gelehrte und verdienstvolle Prinz von Wied, der eifrige Naturforscher und Jäger, würde, wenn er, statt nur den pennsylvanischen Theil der Alleghanies, die Green-Mountains oder die Felsufer des Saguenay bereist hätte, vielleicht etwas weniger umständlich in der Be-

schreibung der Bärenfallen, der virginischen Gabelhirsche und der „dreiblätterigen Pimpernüsse“ gewesen sein, dafür aber außer der interessanten Skizze der „nahrhaften Stadt Cincinnati“ und des „vortrefflich schönen Sonnenuntergangs am Ohio“ über jene wirklich herrlichen Berggegenden uns wahrscheinlich eben so belehrende, geniale und ausführliche Schilderungen mitgetheilt haben, wie von seinen und seines Jägers Dreidoppel ausgezeichneten Jagdheldenthaten in den Missouristeppen und in den Wäldern Indiana's, wo sie so viel des „interessantesten Wildprets,“ am allermeisten aber „Moschusratten und Stinkthiere“ angetroffen.

Der Landschaftscharakter in den Alleghanies ist, wie gesagt, bei Weitem nicht so großartig, wie in den Schweizeralpen oder in den Pyrenäen und läßt sich am allerwenigsten mit jenen Trachytgebilden und Melaphyrmassen, welche im „tausendgipfeligen“ Kaukasus und im Fassathal von Tyrol zu den schroffsten, wildesten und malerischsten Felsenformen das Baumaterial geliefert, vergleichen. Ein Blick auf die dem Lyell'schen Werke beigefügte geognostische Uebersichtskarte von Nordamerika wird den Leser belehren, daß er es im östlichen Theile weder mit dem Trachyt, noch mit dem Augit-Porphyr und den ihn häufig begleitenden Dolomitmassen, Gesteinarten, welche sich dem Landschaftsmaler und dem Naturfreund zu lieb

Bayerische Staatsbibliothek München

zu eben so grandiosen als phantastischen Formen gestalteten, noch mit Basalten und Doleriten, welche durch ihre Kegel- und Kuppenbildungen gleichfalls zur Decoration der Berglandschaften wunderbar beitragen, sondern vorzugsweise mit granitischen Gesteinarten und Trappgebilden zu thun hat, welche sowohl die alten silurischen Schichten, als die Kohlenflötze und die räthselhaften Sandsteingebilde am Lake Superior durchbrochen und gehoben und ihre nicht flüssigen, aber zäh-weichen Massen mitunter tafelförmig über diese älteren geschichteten Bildungen ausgebreitet haben. Der Granit und der Trapp mit den metamorphosirten Gesteinen des Gneises und Glimmerschiefers haben es aber nie zu so pittoresken, wildzackigen, prachtvollen Bergformen, wie der Melaphyr, der Trachyt und der Phonolith gebracht, besonders da nicht, wo sie nur mittelhohe Kämme, keine Kolosse, wie in den Alpen der Schweiz und Savoyens, aufgerichtet haben.

Die Alleghanies, welche sich mit der Scenerie unserer deutschen Hochgebirge nicht messen können, sind dagegen an landschaftlichen Effectbildern reicher als die meisten unserer europäischen Mittelgebirge, nicht nur bei Weitem schöner als das traurige Fichtelgebirge, als der Schwarzwald und die Vogesen sammt ihren vielen Ritterburgen, sondern schöner selbst als die italienischen Apenninen, als der afrikanische At-

las, sogar schöner als der deutsche Harz sammt seinen Hexensagen. Dies gilt besonders von der nördlichen Fortsetzung der Alleghanies in Unter-Canada, obwohl auch in den Vereinigten Staaten, z. B. in Virginien, in Nord-Carolina am Black-Mountain, an den Hudson-Ufern des Staates New-York, in Vermont und selbst in Massachusetts Gebirgslandschaften vorkommen, deren schöne Contouren uns überraschten. Nur der Jura im Aargau und das Riesengebirge haben im Ganzen wohl eine reichere Scenerie.

Eines der merkwürdigsten und herrlichsten Panoramas von Nordamerika, welches an Ausdehnung dem Blick vom Schweizer Rigi nicht nachsteht und mit welchem weder die Aussicht vom Brockengipfel, noch vom Prato fiorito in den Apenninen Lucca's den Vergleich aushält, ist das von der Höhe des Mont St. Hilaire in Canada, östlich von Montreal. Es ist dieser Berg auch in geologischer Hinsicht höchst interessant als eine isolirte Graniterhebung, die sich von der nordöstlichen Kette der Appalachen getrennt und inselartig in kreisrunder Form, wie ein Erhebungskrater, durch die Kalke und Conglomerate der silurischen Schichten durchgeschoben hat*). Alle Rei-

*) Die mit der geognostischen Untersuchung Canada's beauftragten britischen Geologen haben seltsamerweise das

Bayerische Staatsbibliothek München

senden, welche neben ihren ökonomischen Zwecken noch einige Zeit und Lust übrig haben, Nordamerika's Naturschönheiten kennen zu lernen, machen wir auf die wunderbare Aussicht von diesem Berge um so mehr aufmerksam, als der Mont St. Hilaire noch fast ganz unbekannt ist und erst in neuester Zeit, seitdem Major Campbell ein reinliches Gasthaus am Fuße des Berges erbauen ließ, von einzelnen Naturfreunden besucht wird. In den Vereinigten Staaten findet sich schwerlich ein Höhepunkt, welcher in Bezug auf Umfang, Abwechselung und Gruppirung mit dem Panorama des Mont St. Hilaire rivalisiren könnte, selbst nicht die vielgerühmte Höhe von Westpoint am Hudsonflusse.

Von jenem canadischen Gipfel übersieht man nicht nur die mannichfachen Bergformen in den nordöstlichen Zügen der Green-Mountains, in welchen sich das sonderbare Phänomen inselartiger und kraterförmiger Granitdurchbrüche öfters wiederholt, sondern auch einen Theil der blühenden Ebene, welche der gewaltige St. Lorenz in ruhig majestätischem

---

Gestein des Mont St. Hilaire als Trapp bezeichnet, „weil die Kieselerde darin mangele.“ Wir haben uns einige Wochen am Fuße des Mont St. Hilaire aufgehalten und können aus vielen mitgebrachten Handstücken beweisen, daß der Quarz so gut wie anderwärts dem Feldspath und Glimmer beigemengt, daß das Gestein mithin ächter Granit ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

Laufe durchströmt, dazu noch fünf Seeen und die lange Reihe freundlicher Städte und Dörfer, welche sich an den Ufern des St. Lorenz und des Richelieu-Flusses hinziehen, mit ihren blechgedeckten Kirchthürmen, ihren stattlichen Kirchen und ihren bescheidenen Verandahäuschen. Wer sich Nordamerika gar zu wild und unkultivirt gedacht, wird hier über das lachende Bild einer blühenden und stark bevölkerten Gegend erstaunen, deren landschaftliche Physiognomie, mit Wäldchen und Wiesen, mit Feldern und Gärten wechselnd, weit eher einem englischen Parke als einer amerikanischen Wildniß gleicht. Wir wurden beim ersten Anblick dieses Landschaftscharakters an den Fernblick von einem der Juragipfel bei Wildegg erinnert; aber nur der Vordergrund der Landschaft hat in den Bergformen damit ziemliche Aehnlichkeit. Im Aarthal fehlt die Größe des Umblicks und der majestätische St. Lorenzstrom; hier mangelt der erhabene Hintergrund der Alpen.

Es ist nicht unsere Absicht, die Eigenthümlichkeiten der nordamerikanischen Landschaftsphysiognomie im Einzelnen zu schildern. Auf manche durch Schönheit besonders bevorzugte Scenerieen werden wir in der Fortsetzung dieser Briefe zurückkommen und bemerken hier nur zur allgemeinen Charakteristik dieser Gebirgsgegenden, daß die Appalachen im Ganzen zwar an einer gewissen Monotonie leiden, aber durchaus nicht arm (wie Manche sagen, die sie

nicht gehörig kennen) an schönen Landschaftsbildern sind, welche freilich nicht wie die von unseren Landschäftlern besonders heimgesuchten Berge Siciliens und Griechenlands vorherrschend nackt und kahl erscheinen, nicht durch Beleuchtung und grelle Steinfarben, sondern, nächst ihren Contouren, durch ihr grünes Pflanzenkleid von allen Schattirungen, besonders durch reiche Wälder ihre Hauptwirkung hervorbringen. An zackigen Linien kommen ihre Kämme den Alpen nicht gleich, doch haben sie viele Gipfel, die sich ziemlich bedeutend über den Gebirgsgrat erheben. An Anmuth der Umrisse stehen sie den Albanerbergen im Römischen und noch mehr der Insel Capri weit nach. Dagegen sind die großen, breiten, klaren und tiefen, bald indigoblau, bald lasurgrün, bald goldgelb oder mahagonibraun gefärbten Flüsse, welche die Thäler und Schluchten der Appalachen durchziehen, bekränzt von den schönsten Laub- und Tannenwaldungen — ein besonderer Schmuck dieses Gebirges, welchen die Alleghanies vor allen Mittelgebirgen der alten Welt voraus haben.

Je weiter man nach dem Westen der Vereinigten Staaten vorrückt, um so platter und einförmiger wird das Land, und man wäre auf dem Huron- und Michigan-See froh, wenn ein Hintergrund wie die Fishkill-Mountains die Küsten dieser großen, klargrünen Süßwasserbecken umgürtete. Am Missi-

sippi und an seinen tributären Flüssen gelten schon die geradlinigen Kalkfelsen, die der Strom durchbrochen und das Regenwasser ausgenagt hat, und die mit Dammerde und Wald bedeckten Bluffs, Hügel, welche selten über 300 Fuß relative Höhe haben, für reizend. Noch am Wisconsin-River und in den oberen Mississippi-Gegenden von Jowa bilden diese waldigen Bluffs mitunter recht liebliche Landschaften. Aber das angeschwemmte, mit Fruchtbarkeit überaus gesegnete Bottomland und die meist waldlosen oder nur mit einzelnen dünnen Baumgruppen bedeckten Prairieen werden schon in den Staaten Illinois, Missouri, Wisconsin immer mehr vorherrschend. Ueber 300 englische Meilen westlich von Alton, wo der Missouri sich in den Mississippi mündet, gehen heute die äußersten Vorposten der Ansiedler. Von dort an wird das Naturgemälde immer monotoner bis zum Fuße der Felsengebirge. Man hat von jener äußersten Vorhut der Cultur einen weiten Fernblick über Ebenen, welche dem Auge bald völlig flach scheinen, wie ein ruhiges Meer, bald in sanften, langgestreckten Wellenformen sich heben und senken.

Diese ungeheueren Ebenen, welche an Größe nur in der hohen Tatarei ihre Rivalen finden, gehen weit über die nördlichste Schwenkung des Missouri am Fort Union und White-Earth-River nach Norden hinauf und dehnen sich von dort südlich in un-

unterbrochenem Raume nach dem Platte-River, dem Arkansas, Canadian-River und Rio-Grande bis zu den Ebenen von Texas und Neu-Mexico aus. Sie sind meist baumlos, oder haben nur kleine Waldoasen, meist am Rande der Flußrinnen. Bald sind sie kräuterreich und — nach der Ansicht von Wislicenus — wenigstens zur Hälfte anbaufähig, bald kahl und öde. Im Norden heißen sie Prairieen, im kräuterreichen Süden Savannen, in Neu-Mexico aber Llanos, wie im Süden Amerika's. „Es ist" — nach dem Ausspruch eines poetischen Naturbeschreibers, der lange in Texas weilte — „nichts als ein ewiger und ewiger Ocean von Gräsern, Blumen und Bauminseln."

So einförmig, ermüdend und dem Schein nach inhaltleer das Bild einer amerikanischen Prairie am Missouri ist, so zweifeln wir doch nicht, daß eine gewandte Feder, wie die unseres Landsmanns Kohl, vielerlei aus demselben zu machen wüßte. Wer hat nicht die vortrefflichen Schilderungen dieses geistreichen Touristen aus den Steppen Südrußlands, über Lebensweise und Sitten der Völker und Viehheerden gelesen! Ein begabter Schriftsteller, der schon aus der Unterhaltung mit russischen Tabuntschiks und Bullochsentreibern den Stoff zu zwei mäßig beleibten Bänden schöpfen und von Steppengräsern und Steppenblumen, von Kosaken und Heuschrecken, vom

grauen Wolfe und vom Herrn Schulzen in der schwäbischen Steppencolonie so anmuthige Skizzen zu zeichnen verstand — was würde der vollends in den scalp- und flohreichen Wigwams der Schwarzfüße und in der ehrbaren Gesellschaft der Trapper und canadischen Reisenden für eine ergiebige Beute machen! Wer weder ein so feines Auge, noch eine so fertige Hand für Detailschilderungen besitzt, muß sich eben mit dem Studium der Steppenphysiognomie im Großen begnügen. Wir sahen am Missouri und oberen Missisippi eigentlich erst den Anfang jener ungeheueren Steppenwelt, die sich dort nach drei Himmelsrichtungen ausdehnt, und waren überdies so vertieft in unsere naturhistorischen Sammlungen, daß wir der Betrachtung der übrigen Gegenstände nur so nebenbei ein paar Blicke gönnen konnten. Ausführlichere Skizzen aus dem Prairieleben müßten wir daher jedenfalls auf eine Zeit verschieben, wo uns der Wanderschritt etwas näher an die Rocky-Mountains führen und am Platte-River oder Yellow-Stone uns wie anderen Reisenden der Genuß zu Theil werden dürfte, die eigenthümlichsten Steppenerscheinungen, vor Allem die tomahawkschwingenden Rothhäute, die Trapper und die Büffel so recht mit Behagen zu studiren.

Einen catalogus plantarum unserer botanischen Ausbeute zu geben, oder von allen den gefleckten

und gestreiften Nagethieren, von den Schlangen und Eidechsen, den Koleopteren, Orthopteren und Hymenopteren, die um uns her flogen, krochen und hüpften, eine Aufzählung in systematischer Reihenfolge mitzutheilen — mit diesem gewöhnlichen Naturforscherbrauche wollen wir die Leser nicht langweilen. Nicht einmal unserer Jagden auf Murmelthiere und Fischottern, auf wilde Truthähne und Prairiehühner getrauen wir uns Erwähnung zu machen. Denn erstens standen unsere derartigen Erlebnisse in keinem Vergleich mit den großartigen Jagdabenteuern unserer Vorgänger, z. B. des Prinzen Max von Wied und seines Jägers Dreidoppel, des Herzogs Paul von Würtemberg und seines Begleiters Möhlhausen — zweitens wissen wir, daß neun Zehntheile der Leser den Erzählungen von Jagdabenteuern, wenn sie auch in Form und Zahl noch so bescheiden lauten, in der Regel keinen rechten Glauben schenken, nicht einmal dann, wenn an die Bestätigung glaubwürdiger Augenzeugen, z. B. eines canadischen Reisenden, der jetzt am großen Bärensee als Biberfänger angestellt ist, oder eines rothhäutigen Sioux, der nicht weiß, was eine Reisebeschreibung ist, und kürzlich scalpirt worden, Berufungen eingelegt werden. Zudem haben ja die meisten Gebildeten nicht nur die eben so gelehrten als unterhaltenden Berichte der beiden genannten fürstlichen

Reisenden oder das Wanderbuch des Capitains Bonneville, oder wenigstens Cooper's und Sealsfield's Wilden-Romane gelesen, in welchen die Schilderung der Prairienatur und des Prairielebens sich nicht gar zu weit von der Wirklichkeit entfernt.

Den physischen Charakter der amerikanischen Steppenwelt im Großen hat Niemand plastischer dargestellt als der Heros und Patriarch aller lebenden Länderbeschreiber und Naturforscher, Alexander von Humboldt. Seine Schilderung der Llanos von Südamerika in seinem berühmten Reisewerk ist die treueste und lehrreichste, die wir besitzen, und in dem meisterhaften Aufsatze über Steppen und Wüsten in seinen „Ansichten der Natur," besonders in deren Erläuterungen und Zusätzen, ist eine Fülle des Scharfsinns und des Wissens in der schönsten Form niedergelegt. Herrn von Humboldt's vergleichende Anschauungen des Naturcharakters von Central-Asien machen seine Zeichnungen des amerikanischen Steppencharakters besonders lehrreich. Wem es nicht vergönnt ist, die Natur mit so großen und klaren Augen anzuschauen und das Gesehene mit solcher formenden Meisterhand darzustellen, wie Alexander von Humboldt, Leopold von Buch oder Carl Ritter, der thut am Ende besser zu schweigen, oder von seinen Beobachtungen nur den bescheidensten Gebrauch zu machen.

Kaum das getrauen wir uns schüchtern hier anzuführen, daß wir zwar nicht den berühmten Häuptling und Scalpsammler Homachseh-Kakatohs, d. h. „den großen Stern mit der Hackennase,“ wohl aber hier und da einen indianischen Wigwam gesehen und beschaut, auch wohl zuweilen mit den Söhnen der Wildniß, besonders wenn sie etwas englisch oder französisch sprachen (was besonders in Canada der Fall ist) conversirt und aus ihrem Munde meist Lehrreicheres und Gescheiteres gehört haben als in irgend einem Theesalon der deutschen Stadt XX. Auch das könnten wir hinzufügen, daß wir einmal auf einen wilden Meleagris Gallopavo wirklich geschossen und einmal in der Steppe das fürchterliche Reptil Crotalus durissus mit dem herzförmigen Kopf und der seltsamen Schweifklapper in ziemlicher Nähe rasseln gehört. Wie mager aber würden sich solche Schilderungen, wenn auch mit möglichster Färbung gezeichnet, gegen die indianischen Schlachtgemälde, die rührenden Alligatorscenen und die Buffalo-Lebensbilder ausnehmen, welche glücklicheren amerikanischen Reisenden mindestens ein paar Mal jede Woche aufgestoßen.

Wir lassen auch die alten Tumuli-Gräber, jene räthselhaften Todtenwohnungen der Steppe, mit all den geistvollen und albernen Hypothesen, die über ihren Ursprung gedruckt und geschrieben worden, un-

besprochen und unterlassen die Sittenschilderung der zwei- und vierbeinigen Urbewohner der Prairie, bis wir etwas längere Bekanntschaft mit ihnen gemacht. Nur über die Steppenmenschen neuesten Datums gönne uns der Leser ein paar Bemerkungen. Die Ansiedelungen der Weißen gehen heute bereits über 300 englische Meilen westlich von der Mündung des Missouri den Lauf dieses Stromes entlang bis gegen das Fort Leavenworth unter dem 94. Längengrade, wo die äußersten Vorposten stehen. Die Mehrzahl dieser Steppensettler besteht aus Amerikanern, meist Einwanderern von den östlichen Staaten. Es sind aber auch ziemlich viele Deutsche darunter, obwohl diese in der Regel nicht gern die äußerste Avantgarde der westlichen Cultur bilden, sondern lieber behutsam nachrücken und ihren amerikanischen Vordermännern den theilweise umbrochenen Boden abkaufen.

Der Anblick dieser zerstreut liegenden Steppenfarmen hat gewöhnlich etwas mehr Wehmüthiges als Freundliches. Die meisten Farmer sind zwar bereits zu einigem Wohlstand gekommen und klagen nicht über die Gegenwart, sie haben aber auch die Erinnerung der mühevollen Anfangsjahre in gutem Andenken — Jahre, wo die erste Ernte kaum die eigenen Bedürfnisse deckte, und im ungewohnten Klima das Fieber die Kräfte schwächte, wo der rauhe

Boreas, der vom Polarmeere her durch die oberen Steppen saust, in manche lecke Seite des Blockhäuschens unheimlich hineinblies, und zum letzten Schrecken noch die „braue Lise" von Wölfen gefressen wurde, oder aus Futtermangel keine Milch gab. Es ist ein schwerer ernster Schritt, so weit nach dem Westen bis an die äußerste Gränze der Cultur in die einsame Wildniß sich vorzuwagen, unter Nachbarn, die nicht immer zu den manierlichsten und dienstfertigsten gehören. Das erfordert, besonders wenn man wenig Geld hat, einen eben so kraftvollen und zähen Körper als standhaften Sinn. Nur Wenige von jenen auswanderungslustigen Gebildeten in Deutschland, welche ein solches Wildnißleben in der Phantasie für so reizend halten, würden an die nüchterne Wirklichkeit sich gewöhnen. Hecker, Deutsch, Brentano, Dr. Rosenthal, Dr. Fessel und ähnliche „Lateiner-Farmer" leben glücklicherweise nicht in der Missouristeppe, sondern in der Nähe von Städten, wo die Sonntagsbesuche ihrer Freunde und die Erwiederung derselben wenigstens einige Abwechselung in das monotone Leben der Farm bringen. Hecker versichert zwar mit unvermindertem Pathos seiner Stimme Jedem, der es hören will, daß er gar keine Zeitung mehr lese, und ersucht jeden Besucher, welcher die Unvorsichtigkeit begeht, von östlicher Politik anzufangen, er möge doch allergefälligst sogleich das

Maul halten und lieber von Bullochsen und Mastschweinen reden, welche gerade in seiner Gegend so vortrefflich gedeihen. Aber Hecker hat zu Lebanon im Staat Illinois das nette Städtchen Belleville mit Zeitungen und kannegießernder Politik in bequemer Nähe, falls er seiner Leseenthaltsamkeit doch einmal satt werden und sein pythagoräisches Stillschweigen über Politik ihn drücken sollte. Seine Entsagung ist eine freiwillige und nicht völlig hoffnungslose und schon deshalb erträglich, weil er sie im Nothfall jeden Augenblick von sich werfen, zu seinen früheren Gewohnheiten zurückkehren und seinen gepreßten Gefühlen vor willig lauschenden Ohren Luft machen kann.

Anders verhält es sich in der Missouristeppe besonders bei jenen Settlern, welche so kühn waren, über Westpoint und Leavenworth hinaus ihre Blockhütte aufzuschlagen. Hier haben sie die Büffelstiere um mehr als hundert Meilen näher als gebildete und gemüthliche Landsleute. Hier würde ein „Lateiner-Farmer“ erst die rechte Prüfung bestehen und der Grad seiner weltmüden Stimmung, seines Hasses gegen die „aschgrauen Verhältnisse“ und die „semmelblonden Charaktere“ einer blasirten und verdorbenen Gesellschaft auf der Gefühlsscala sich bestimmen lassen. Wer hier die Freiheit in ihrem rauhen und nüchternen Gewande nicht nur verträgt,

sondern lieb gewinnt, vor dem zieht den Hut ab, was ihr auch sonst von seiner politischen Gesinnung haltet! Der hat nicht nur die Feuer-, sondern auch die Büffelprobe bestanden — der ist ein Mann und hat im Ertragen und Entsagen mehr als ein zum Schweigen verurtheilter Camaldulenser Mönch oder ein Bewohner des öden Lechfeldrandes geleistet. Dem schweigenden Cellenbewohner zu Camaldoli am Golfe von Neapel ist zwar die Zunge gebunden, und er darf kein Weib in der Nähe schauen, aber er sieht zum Ersatz ein Naturparadies unter seinen Füßen ausgebreitet, und wen das unerbittliche Schicksal zwingt, an der Spree oder am Lechfelde zu wohnen, der pflegt doch hier und da während der Ferien seine sterile Umgebung zu wechseln und anderwärts bessere Luft zu athmen.

Wer dagegen westwärts vom Pleasant-Ground (welch ironischer Name!) und Independence mit Weib und Kind sich in der Steppe angesiedelt und wie gewöhnlich seinen letzten Groschen in den Bodenankauf und in die Kosten der ersten Einrichtung gesteckt hat, der muß schon ausharren in der Oede, der findet keine Alpen und keinen Schwarzwald in der Nähe, sich zu erquicken. Ist er ein bloßer Bauer, so mag er sich durch die rohe Arbeit genugsam zerstreuen. An Arbeit wahrlich fehlt es ihm dort nicht. Ist's aber ein gebildeter Mann, der noch einigen

Sinn für Kunst, Wissenschaft und Conversation behalten, so ist er übel daran. Denn sollte er auch eine Flöte oder Violine mitgenommen haben und aus Langweile oder Bedürfniß Verse zu machen verstehen, so hört ihn außer der geehelichten Dulderin und seiner Stallmagd doch Niemand an. Wenn er aber zu gehaltenen oder „verhaltenen" Parlamentsreden einige Nachträge liefern wollte, so applaudirt ihm dort Niemand, wenn nicht zufällig ein Aasgeier (Cathartes aura) oder eine Klapperschlange in der Nähe sich befindet. Kein Wunder, wenn ein weicher deutscher Lyriker, wie Nikolaus Lenau, lieber daheim in der alten Welt vor blasirten Ohren sich lebensmüde singen als vor einem solchen Auditorium produciren, lieber im Wiener Narrenhause sterben als in einer amerikanischen Wildniß schwitzend und pflügend leben wollte.

Kein Bild hat uns jemals so erschüttert wie der Anblick einer deutschen Auswandererfamilie, die wir im verflossenen Spätherbst, wo der rauhe Winter schon an die Thüre pochte, am oberen Missisippi in einsamer Steppe trafen, wie sie eben im Begriffe war, ihre Blockhütte zusammenzunageln. Es ist dies eins jener Bilder, welche jedes Herz weich und warm machen müssen, falls dasselbe nicht dickhäutig und hohl wie eine Trommel, oder am Actentische verschimmelt, oder vor lauter Schauen menschlicher

Leiden in verschiedenen Zeiten und Zonen so grau geworden, wie ein Ahasverus-Herz. Jener deutsche Ansiedler, den wir bei einem Jagdausfluge in der Einöde fanden, hatte aber selbst kein weiches Herz, sondern schien vielmehr eine jener schroffen und trotzigen Naturen zu sein, die allerdings besser als Andere in eine Wildniß passen. In Bezug auf rauhe Außenseite und Manieren konnte der Mann mit Dickens' „Master Crummles" und jedem Stachelschwein der Steppe den Vergleich würdig bestehen. Er kam aus der Gegend von Hanau, stand bereits in vorgerückten Jahren und schien die Heimath vor nicht sehr langer Zeit verlassen zu haben, da er sich noch der Einquartirung von 1851 erinnerte, die ihm, wie er sagte, „seine letzten Kartoffeln weggefressen." Dieser deutsche Bauer schien viel Kummer und Sorge in seinem Leben gehabt zu haben, wie sein graues Haar und seine gefurchte Stirn verriethen. Von den Beamten der Heimath war er nach seiner Behauptung etwas viel gehudelt und geplagt worden, und er schien in hohem Grade jenen traurigen Haß zu theilen, der hier leider so viele unserer eingewanderten Landsleute aus den niederen Ständen nicht bloß gegen jede amtliche Autorität, sondern gegen jeden Gebildeten beseelt. Der Druck, den diese Emigranten daheim erfahren, macht sich hier in diesem unvernünftigen Grolle gegen jeden Deut-

schen Luft, der einen etwas besseren Rock trägt, oder eine etwas feinere Aussprache hat, oder gar ein Buch lies't. Auf unsere theilnehmenden Fragen, warum der Mann in so später Jahreszeit in der einsamen Steppe, so weit von jedem Markt und so nahe den Schrecknissen des Winters sich angesiedelt, wurden uns nur kurze, spröde und frostige Antworten zu Theil. Vergebens nannten wir ihm, in der Hoffnung, sein deutsches Herz zu erwärmen, das engere Vaterland, dem wir anzugehören das Glück haben. Sein Gesicht wurde dadurch nur noch mürrischer. Er fuhr fort mit seinen beiden Buben die Balken seiner Blockhütte zusammenzunageln, so düster und kalt, wie der Schreiner, wenn er einen Sarg hobelt.

Aber das arme Weib dieses Steppenansiedlers schien von anderen Gefühlen beseelt. Sie hatte einen Säugling zu stillen und ein krankes Kind zu pflegen, das auf harter Streu am Boden lag. Ueber seinem Kopfe war, da die Blockhütte noch kein Dach hatte, ein Leintuch ausgespannt, das nur nothdürftig gegen Nässe schützte. Auf dem plumpen Wagen lag die ganze mitgebrachte Habe: Ackerwerkzeug und das Nothdürftigste an Kleidern und Geschirr. Zwei Kühe gras'ten in der Nähe, und einige Hennen gackerten unter dem Wagen. Das war die ganze Nahrungsquelle der Familie für ein volles Jahr, bis zur ersten Ernte! Ihre Vorräthe bestanden aus

einigem Mehl, mehreren Säcken mit Kartoffeln und etwas gesalzenem Fleisch. Die arme Frau kochte bald die Suppe am Steinheerde, bald strickte sie und stillte den Säugling zugleich, melkte die Kühe, pflegte das fieberkranke Kind und legte selbst bei'm Bau die Hände mit an, wenn der Mann in etwas barschem Tone rief. Kummer und Ergebung standen auf ihrem bleichen Gesichte geschrieben, aber auch der Ausdruck der zärtlichsten Mutterliebe, wenn sie dem kranken Kind einen Trunk Wasser reichte oder die grobe Wolldecke über die fieberschauernden Glieder zog. Willig theilte sie den Jägern von ihrer Suppe und ihrem harten Brode mit und nahm mit Dank das Wildpret an, das man ihr schenkte. Sie erzählte uns ihre leidenvolle Reise den Mississippi herauf, sah nicht ohne Angst und Sorge dem kommenden Winter entgegen und äußerte doch kein Heimweh nach Kurhessen!

Dieses arme Weib war nicht schön, nicht graciös wie eine Creolin von Neu-Orleans, nicht fein und gebildet wie eine Lady von Boston, aber sie hatte etwas, was weder in der Louisiana, noch in Massachusetts alltäglich ist — das treue Herz und die Liebe einer deutschen Hausfrau und Mutter. Einige Wochen nach diesem Steppenbesuch trat der erste Frost ein, und es fielen die ersten Schneeflocken am oberen Mississippi. Wir saßen am warmen Kamin

eines eleganten Hotels, die Tafel stand gedeckt, und wir gedachten der armen Ansiedler in der Prairie draußen, die wahrscheinlich froren und hungerten. Was nützt aber das Mitgefühl, wo man nicht ausgiebig zu helfen vermag? Nicht einmal eine kleine Collecte zu Gunsten der armen Kurhessen wollte uns gelingen. Die Leute, denen wir jene Scene schilderten, schienen ihre Augen vom steinernen Gast entlehnt zu haben, und die Taschen blieben geschlossen.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß die Gewohnheit fast mit allen Uebeln dieser Erde, sogar mit dem Kerker und der Wüste, aussöhnt. Beweise dafür liefern uns eine Episode aus der Geschichte des Bastillesturmes und die Lebensweise der Beduinen. Wie sollte man es nicht auch in der Missouristeppe, am Lechfeldrande oder in einer sonstigen Einöde ertragen können? Das Leben ist dort, wie anderwärts, aus Licht und Schatten, aus Inconvenienzen und soliden Vortheilen gemischt. Ein bei Lexington am Missouri seit Jahren seßhafter deutscher Arzt und Farmer schilderte uns seine dortigen Leiden und Freuden. Man ist namentlich im Winter, wo das Treibeis die Schifffahrt sperrt, ein wenig einsam am Missouri, und was uns am allermeisten abschrecken würde, dort für immer zu leben, wäre der Mangel an Gelegenheit, unsere loyale Gesinnung durch pünktliche Zahlung der Aufenthaltskartentaxen,

durch rechtzeitige Pränumeration auf die Neue ***Zeitung oder als wirkendes Mitglied eines der Kölner Dombauvereine bethätigen zu können.

Ueberhaupt hat man dort manche schmerzliche Entbehrung so abgeschlossen von der Welt zu tragen. „Vaterländische Nachrichten,“ die Einem doch vor Allem am Herzen liegen, Standeserhöhungen, Ordensverleihungen, Ruhestandsversetzungen, Steckbriefe u. s. w. bekommt man gar nicht zu lesen. Dafür ist man freilich auch der Einladungen zu musikalisch-ästhetischen Theegesellschaften enthoben, braucht nicht jedem Klaviergeklimper bleichsüchtiger Dilettantinnen aus höflichem Dank für das „Genossene“ zu applaudiren und kommt nicht in Gefahr, sich beim Anhören der lyrischen Ergüsse oder des ersten dramatischen Versuches irgend eines „hoffnungsvollen Dichters“ todt zu gähnen. Hat Einer vollends noch das Unglück, selbst Schriftsteller zu sein, so wird ihm am Missouri noch die besondere Gunst zu Theil, von den liebevollen Pflastersteinen seiner „Freunde und Schicksalsgenossen“ nicht erreicht zu werden und mildfreundliche Kritiken seiner Bücher nicht lesen zu müssen. Auch das freilich nur in dem besonderen Fall, daß ein anderer „guter Freund“ aus purer Theilnahme nichts Dringenderes zu thun findet, als das betreffende Zeitungsblatt mit erster Briefpost über den Ocean zu senden und das Frankiren dabei zu ver-

gessen — rührende Aufmerksamkeit, welche doch sonst gewöhnlich nur beim Erscheinen boshafter und feindlicher Kritiken von Seite „guter Freunde" aus „besonderer Theilnahme" geübt wird!

Jagd und Fischfang sind die gewöhnlichen Zerstreuungen und Erholungen in den Wildnissen des Westens. Die Jagd an den Ufern des oberen Missisippi und Missouri ist noch immer reich, obwohl die dort lebenden alten Jäger, wie Cooper's Lederstrumpf, über zunehmende Abnahme des Wildes, das der Schall der Holzaxt und das Schnurren der Dampfräder vertreibt, bittere Klagen führen. An Fischen wären die Flüsse ziemlich reich, aber die Ansiedler verstehen sich schlecht auf den Fang derselben und sind in dieser altapostolischen Kunst wahre Stümper im Vergleich zur Meisterschaft, zu der man es darin anderwärts, z. B. am Bosporus, gebracht hat, wo mancher stolze Hecht angebissen hat, der jetzt mit Köder und Haken im Leibe genau der Richtung nach schwimmen muß, in der ihn der schlaue Fischer zieht. Kommt man nach einem längeren Aufenthalt in Wald und Steppe wieder nach einer großen bevölkerten und bewegten Stadt und sieht da das hastige Treiben und Jagen, die Gewinn- und Genußsucht, die Heuchelei und den Brodneid der Menschen, so überfällt Einen auch wieder ein Bißchen Sehnsucht nach Wildniß und Einsamkeit. Freilich hat man

zum Troste wieder Oper, Buchladen und Zeitungen und erquickt sich an den lange entbehrten „vaterländischen Nachrichten." Ein unglücklicher Autor, der bei solcher Gelegenheit die erschienenen Kritiken über seine Bücher nachlies't, ist durch den Gebrauch der Steppenluft meist so harmlos geworden, daß er bei Beschäftigung mit einem so veralteten Gegenstand eher geneigt ist, über das periodische Wiederaufflackern des Geisteslichts seines Kritikers sich zu freuen und über dessen gute Witze zu lachen, als wegen einiger Musquitostiche empfindlich zu sein.

Haben Sie irgend einen Freund, der an gemüthlicher Reizbarkeit, an patriotischer Verstimmung oder vielleicht an jener weit grassirenden Gesellschaftskrankheit leidet, welche man spottweise „Weltschmerz" nennt? Es ist ein Uebel, das vielleicht in jeder Periode der gesellschaftlichen Zersetzung und des historischen Uebergangs erscheint, und an welchem gegenwärtig Leute des verschiedensten Glaubens, der verschiedensten Gesinnung laboriren. Empfehlen Sie solchen Patienten die Reise über den Ocean, die übliche „Luftveränderung", nicht um in der neuen Welt zu bleiben, sondern um hier zu lernen. Gefallen wird es hier den Wenigsten, lernen und von den Erfahrungen profitiren können Alle. Es weht hier eine so eigene, ernüchternde Luft, welche jeden Weltschmerzpatienten kuriren kann, wenn er

nicht früher am Heimweh stirbt. In den Wildnissen des Westens, welche die Cultur im Sturmschritt erobert, zeigt gerade jetzt die Fata Morgana der Prairie seltsame, verwunderliche Fernbilder, die den klaren Seher mehr trösten und erheitern als erschrecken. Von diesen sonderbaren Prairie-Erscheinungen weiß wohl Jeder etwas, der ein malerisches Buch über Steppennatur, z. B. Kohl's Reisen in Südrußland oder Sealsfield's Romane, gelesen hat. Zeigen die pontischen Steppenluftspiegel meist traurige Tatarenhütten, oder kalmückische Kibitken nicht von der reinlichsten Sorte, exercirende Kosaken oder erschrockene Heerden, die der Wolf oder die Peitsche des Tabuntschik zusammentreibt, so erblickt man dagegen über dem fernen Horizont der Missouristeppe Riesenschiffe und schnaubende Dampfrosse, nette Farmhäuschen, Embryonen blühender Städte und das ungeheuere Regen einer kühnen, freien, thatkräftigen Nation. Und diese Erscheinungen im Westen der Union sind nicht getrübt durch die häßlichen Schatten des Südens, durch den Anblick schwarzer Sclaven und weißer Schlemmer, durch die öde, ascetische Frömmelei der östlichen Temperanz-Tyrannen — lebenslanger Narren, wie sie Luther nennen würde — die sich und Anderen den Wein und die Freuden des Sonntags versagen.

Aber starke und zähe Charaktere fordert, wie ge-

sagt, der Westen, um sich daselbst einzugewöhnen. Weiche und sentimentale Gemüther fühlen sich dort unaussprechlich unglücklich. Nicht die neue Welt, sondern das alte Europa ist gewöhnlich Schuld daran, wenn durch Genußsucht verwöhnte und verweichlichte oder verbildete Individuen oder ganz wurmstichige und grundverdorbene Subjecte in so natürlichen und einfachen Verhältnissen, wie die amerikanischen, sich gar nicht zurecht finden. Auch hat es dort wirklich sehr vielen Emigranten nicht gefallen, und weder der deutsche Wühlhuber, noch Herr Heulmaier haben bekanntlich am Missouri ihr Behagen gefunden. Politische Wühler von Profession, Dintenkleckser und Phrasenbrüller, müssiggehende Bummler und Strolche finden in Amerika den allerundankbarsten Boden, und wer andererseits glaubt, sich hier mit seinem Capital auf ein bequemes Faulbett legen und Andere für sich schwitzen lassen zu können, der wird bald seines guten Geldes wie seiner Illusionen ledig.

Unser deutscher Idealismus stößt auch im Westen auf Klippen, denn es reift ja nirgends Vollkommenes unter dem Monde, und die Realität ist überall etwas rauher als die ideale Vorstellung. Welch eine langweilige Seligkeit wäre es aber auch, in einem Lande zu wohnen, wo Alles vollkommen, Alles zufrieden wäre, wo Niemand etwas zu wün-

schen oder etwas zu tadeln fände. Kein Mensch hielte es aus.

„Es ist nichts schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von guten Tagen.“

Hier fühlt sich nur Der in seinem Elemente, welcher gesunde Knochen und eben so viel Lust und Liebe zur Arbeit, wie zum Erwerb mitbringt und eine einfache, freie, rein menschliche Existenz höher anschlägt als die fahlen Freuden einer blasirten Gesellschaft.

Wer aber schon zu alt, zu mürbe und müde oder zu weichlich ist, um sich noch an das Bad im Eurotas und an die schwarze spartanische Suppe zu gewöhnen, wer in den Institutionen, in der Gleichheit der Rechte, in der Freiheit des Gedankens und Gewissens Aller, in dem Anblick eines weitverbreiteten Wohlstandes und in einem bei aller Achtung der Gesetze persönlich höchst ungenirten Leben keinen Ersatz für den Mangel der lockenden Heimathsgenüsse findet, der soll sich aller Ansiedelungsgedanken im Westen entschlagen. Hat er als einfacher Besucher ein helles Auge und einen offenen Sinn, so wird er immerhin die dortigen Erscheinungen bewundern und anerkennen, Erscheinungen, welche nur das kleine Vorspiel einer folgenden Handlung von ganz anderer Größe und Sehweite bilden. Er wird, wenn er vergleichende Rückblicke in die alte Geschichte

wirft, seine Freude an dem lebendigen Gedeihen von Staaten haben, deren Verhältnisse nicht so blendend und ruhmreich, wie in Griechenland und Rom, aber humaner und segensreicher sind. Das Loos der Völker im Westen ist ein unendlich gleichmäßigeres und glücklicheres als im alten Rom, wo die Bürgerfreiheit nicht über die Stadtmauer hinausging, oder in Athen, wo fünf Sclaven auf einen freien Bürger kamen, oder in Sparta, wo man Hunderte von rechtlosen Heloten neben einem privilegirten Helden sah. Ist der Beobachter nicht ein incurabler Pessimist, nicht schwarzgallig oder hoffnungslos bornirt und haßt er nicht die leuchtenden Gestirne um einiger Flecken willen, so wird er nicht am Heile dieser Welt verzweifeln, nicht grollen und bellen gegen die unerforschliche Macht, die über dem Fatum thront, wenn sie, um Localnöthen, um Druck und Elend, um Dürre oder Katzenjammer einzelner Länder sich gar nichts kümmernd, überhaupt das Einzelne und Individuelle dem Verfall, den Theil der Verwesung preisgiebt, aber dem großen Ganzen die Dauer, die Lebensfrische und den ewigen Fortschritt sichert. Die Sonne verschwindet auf dieser Erde nie, auch wenn sie in der einen Hemisphäre zeitlich unterzugehen scheint.

IV.

Landschaftscharakter. Der Wald. Das Pflanzen- und Thierleben.

Alexander von Humboldt in seiner ideeenreichen Arbeit über eine Physiognomik der Gewächse hat in eben so klaren als schönen Worten den Satz ausgesprochen, daß im Allgemeinen die malerische Wirkung einer Landschaft unter allen Zonen durch den Charakter der Vegetation bedingt sei. In der That, wenn auch die Physiognomie verschiedener Weltgegenden von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt, wenn Größe und Contouren der Gebirge und Gesteinfarbe, wenn die Formen der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengstalten, Beleuchtung und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck hervorbringen, so ist das Hauptbestimmende dieses Eindrucks doch gewöhnlich die Pflanzenschöpfung, welche durch Masse, Gruppirung, Mannichfaltigkeit der Formen und Farben auf unsere Einbil-

dungskraft wirkt. Mit Recht meint daher der große Naturforscher, welcher die malerischen Eigenthümlichkeiten so vieler Länder des Erdgürtels selbst gesehen, es komme bei der Bestimmung eines Vegetationscharakters vor Allem darauf an, mit scharfem Blick jene Typen zu erfassen, von deren individueller Schönheit und Vertheilung die Physiognomie einer Landschaft abhänge. Der botanische Physiognomiker muß deshalb die Pflanzenwelt in anderer Weise betrachten als der Systematiker, der auf die kleinsten Fortpflanzungsorgane, Blüthenhüllen und Früchte in seiner systematischen Gruppirung besonders Rücksicht nimmt und eine Menge von Pflanzengruppen trennt, welche Jener mit einander verbindet. Bei der Darstellung des Charakters einer Weltgegend kann aber nur das in Betrachtung kommen, was durch Masse den Eindruck einer Landschaft individualisirt.

Leider ist jene wunderbare Schöpfung der tropischen Zone, welche uns Humboldt, der berühmte Martius, der eben so wahrheittreue als geistvolle Naturbeschreiber Pöppig, die Gebrüder Schomburgk und andere Reisende so lebendig beschrieben, wegen der Entfernung nur selten einem Europäer zu sehen vergönnt. Der deutsche Naturfreund, der sich nach der Anmuth südlicher Landschaften sehnt, muß seine Schaulust in der Regel auf die Küsten des Mittelmeeres beschränken. Der Genuß ist ihm ver-

sagt, welchen der Anblick einer Gegend gewährt, wo die Palmen nicht zwerghaft wie die Chamärops-Palmen bei Nizza, nicht trauernd und leidend wie die einsam stehenden, nur in der Jugend durch aufstrebende Blätter verschönerten und zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammten Phönix-Palmen in Südfrankreich und Italien, sondern in stolzer, hehrer Schönheit, „ein Säulengang im Walddickicht," ihre hohen Stämme emportreiben und die Pracht und Zierlichkeit ihrer gefiederten oder gefächerten, grünen oder silberfarbigen Kronen unter einem tiefblauen Himmel und jenen glänzenden Sternbildern ausbreiten, deren Anblick dem Bewohner der gemäßigten Zone auf immer versagt ist.

Weder der Anblick jener „höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten," die in der Palma réal von Cuba (Oreodoxa regia), in der Mauritiuspalme und dem Kokosbaum, vor Allem aber in der Jagua-Palme ihre stolzesten Vertreter haben, noch das Vorkommen der Mimosen, der baumartigen Farrenkräuter, der kolossalen Baobab- und Mahagonibäume und der eben so pittoresken als nützlichen Pisang-Gewächse — Formen, welche den tropischen Gegenden ein so eigenthümliches Gepräge geben, ist dem Europäer beschieden; ihm müssen Beschreibungen oder Bilder genügen, und er findet nur in einzelnen Formen des

südlichen Europa eine matte Erinnerung an die Größe und Herrlichkeit der Tropenwelt.

Gleichwohl ist schon in Mittelitalien, in den anmuthigen Landschaften der Albaner- und Sabinerberge ein eigenthümlicher Contrast gegen die monotonere und rauhere Schönheit deutscher Forstgebirge. Gegenden, wo eine Vegetation ohne Blattfall, wo immergrüne Eichen oder hohe Pinien, Myrthengebüsche, Oliven und Lorbeerbäume vorherrschen, sind in ihrem ganzen Wesen schon so verschieden von Ländern, wo die Bäume ihren Laubschmuck nicht das ganze Jahr bewahren und im Herbste die Wälder mit den buntesten Farben prangen. Wie ist ein Buchenhain an den Fohrden der Ostsee, wo Zitterpappeln das Unterholz bilden, deren Blätter der leiseste Luftzug zum Rauschen bringt, und wo die sanglustigsten Nachtigallen in flötenartigen Melodieen schlagen, so contrastirend gegen die feierliche Stille eines Cypressenwaldes am Bosporus, wo in himmelanstrebenden, düsteren, dunkelgrünen Zweigen ewige Stille herrscht und kein Singvogel bequemen Raum für sein Nest und Inspiration für ein Liebeslied findet. Daß in Ländern, wo die Vegetation eine abweichende Physiognomie hat, es sich auch höchst verschieden fühlen und denken, leben und träumen müsse, ist eine Beobachtung, die wohl jeder Wanderer gemacht, welcher verschiedene Zonen durchzogen. Hum-

boldt hat eine tiefe Wahrheit gesagt, wenn er bemerkt, daß die Dichterwerke der Griechen, wie die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker, ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen, die sie umgaben, den Gebirgsformen, der Luft, die sie umwehte, verdankten.

Nordamerika's Flora kommt der europäischen unter gleichen Breitegraden in den Typen der Familien und Geschlechter ungemein nahe, ist aber, wie die Thierwelt, specifisch von ihr sehr verschieden. Mehr als in irgend einem Lande der Welt zeugen die Organismen dieses Continents für die früher vielbestrittene Ansicht, daß die Naturkräfte bei der Zeugungsepoche unserer gegenwärtigen Schöpfung, der Thiere und Pflanzen, nach gewissen Hauptschemen arbeiteten, daß sie unter gleichen oder verwandten klimatischen Verhältnissen in den verschiedenen Zonen und Regionen der Erdoberfläche wohl im Allgemeinen dieselben Grundformen bildeten, aber nicht die gleichen Arten hervorzubringen vermochten, und daß die Artenverbreitung von einzelnen Centralpunkten bis zu den Gränzen ihres gegenwärtigen Verbreitungsbezirks ausgegangen sei. Man sieht in den Wäldern Nordamerika's nicht nur unsere bekannten hohen Forstgestalten in den Coniferen, Eichen, Eschen, Platanen, Wallnußbäumen ꝛc., sondern unter den Wiesenblumen auch Veilchen, Lilien, Ranunkeln, Gentianen, Astern, Glockenblumen, den unserigen in Blüthe

und Frucht überaus ähnlich, aber dennoch specifisch verschieden. Wo völlige Gleichheit der Arten vorkommt, wie es namentlich bei den Gramineen der Fall ist, da ist die frühere Verbreitung von einer Hemisphäre zur anderen durch Meeresströmungen, und im hohen Norden, wo der trennende Ocean zwischen der alten und der neuen Welt sich mehr und mehr verengt, durch Winde und Wandervögel, später aber durch den Menschenverkehr, in hohem Grade wahrscheinlich. Bei so manchen Arten, die jetzt in beiden Hemisphären identisch, namentlich bei verschiedenen Weiden und Pappeln, bei der blauen Kornblume, dem durchstochenen Johanniskraut (Hypericum perforatum), der gemeinen Brennnessel, dem Chrysanthemum leucanthemum und den meisten Grasarten, läßt es sich historisch nachweisen, daß sie gewöhnlich mit den Sämereien der Felder und Wiesen aus Europa eingeführt worden, so wie es andererseits keinem Zweifel unterliegt, daß der Golfstrom seit Jahrtausenden Holz und Früchte von den Gestaden Nordamerika's nach den Küstenländern Westeuropa's führte.

Ein genauer Vergleich der Fauna beider Hemisphären läßt hinsichtlich der Kräfte, welche zur Zeit der jüngsten Schöpfungsepoche operirten, auf die ganz gleichen Gesetze wie bei der Pflanzenwelt schließen. Ueberall arbeitete die Natur nach ähnlichen Vorbildern und brachte mit seltenen Ausnahmen die gleichen

generischen Formen hervor, ohne daß ihr die Erzeugung völlig gleicher Arten in den durch Meere getrennten Welttheilen gelungen wäre. Nicht nur viele Säugethiere, Vögel und Amphibien, sondern auch nicht wenige der wirbellosen niederen Thiere aus den Klassen der Mollusken, Crustaceen, Insecten 2c. sehen den europäischen Thierformen fast zum Verwechseln ähnlich. Aber es sind doch nicht die gleichen Arten. Der europäische Einwanderer täuscht sich in der Regel, wenn er glaubt, er sehe hier dieselben Schnecken, Käfer und Schmetterlinge, die ihn hier an so bekannte Formen der Heimath erinnern. Oft bedarf es in der That eines sehr scharfen Kennerauges, um auf den ersten Blick die specifische Verschiedenheit zu erfassen. Fast jeder Vogel und jedes Insect, wie jeder Baum und jede Blume aus der alten Welt hat in Amerika seinen familienähnlichen Vetter, selten aber seinen Bruder oder Doppelgänger. Man findet bei genauer Beobachtung in der Form ein bestimmtes Merkmal, welches sie unterscheidet. Wo völlige Identität der Art vorhanden, da werden sich immer Gründe finden lassen, die für die Wanderung von einem Continent zum anderen sprechen. Den Verfasser dieser Briefe überzeugte sein letztjähriger Aufenthalt in den Wäldern und Prairieen Nordamerika's mehr als je von der Richtigkeit der Migrationstheorie und von dem Irrthum jener Pflanzengeographen, welche

glauben, es sei die weite Verbreitung gleicher Species eine uranfängliche gewesen und die Natur habe beim Anbruch der letzten Schöpfungsperiode völlig gleiche Arten überall hervorzubringen vermocht, wo Klima und Beschaffenheit der Erdoberfläche die gleichen waren.

Die Pflanzenwelt Nordamerika's zeichnet sich vor der europäischen durch Mannichfaltigkeit der Geschlechter und Arten mehr als durch Masse der Individuen aus. Schon Humboldt hat diese größere Mannichfaltigkeit, die wohl in dem Streichen der Gebirgsketten, welches der vorherrschenden Richtung der Gebirge Europa's entgegengesetzt ist, ihre richtige Erklärung findet, in seinen „Ansichten der Natur" hervorgehoben. Diejenigen Botaniker, welche mit Hinblick auf gewisse in Europa zahlreich repräsentirte Geschlechter anderer Ansicht sind, bedenken nicht, wie viel weniger genau Nordamerika botanisch durchforscht ist. Hier bringt namentlich im Westen, wo sich in den Felsengebirgen und den californischen Seealpen für die Regionen der Pflanzen und Thiere eine weit höhere Scala darstellt als in den Appalachen, jede Reise eines naturhistorischen Sammlers noch viele Arten zur Kenntniß. Besonders gilt dieser größere Artenreichthum Nordamerika's für die Forstflora. Wer das classische Werk der beiden Michaux, welches später Nuttal ergänzte, oder die Werke von Pursh, Hooker, Gray und anderen amerikanischen Botanikern

gelesen, dem ist diese Thatsache nicht fremd, der kennt die Mannichfaltigkeit der Baumarten dieses Welttheils, besonders aus den Geschlechtern der Eichen, Eschen, Ahorne, Weiden, Pappeln und Tannen. Pursh hat in seiner schon 1814 erschienenen Flora, welche seitdem vielfach ergänzt wurde, 34 nordamerikanische Eichenarten aufgezählt, während Oken 1841 nur 8 europäische Arten kannte. Herzog Paul von Würtemberg, der sich schon seit längerer Zeit mit dem Studium der Eichen Nordamerika's beschäftigt, versicherte uns unlängst, daß er mit Inbegriff der nördlichen Höhenzüge Mexico's über 120 verschiedene Eichenarten in Nordamerika nachzuweisen vermöge.

Die obengenannten botanischen Werke offenbaren dem Kenner die eigenthümlichen Erscheinungen der hiesigen Vegetation. Michaux' vortreffliches Werk enthält überdies höchst schätzbare Bemerkungen über Lebensweise, technischen Nutzen und geographische Verbreitung der verschiedenen Forstpflanzen. Aber den eigenthümlichen Charakter, welchen hier der Wald der Landschaft verleiht, lernt man aus diesen Büchern so wenig, wie aus einem mit Pflanzen-Mumien gestopften Herbarium oder einem botanischen Garten Europa's kennen, wo einzelne künstlich verpflanzte Repräsentanten der amerikanischen Waldflora gewöhnlich eine kümmerliche, traurige Figur im Vergleich

mit ihrem Mutterboden spielen. Welch einen verschiedenen Anblick gewährt zum Beispiel die Lebenseiche (Quercus virens) in Louisiana und Texas, wo sie in vollster Pracht und Größe ihr Laubdach entfaltet, gegen die mageren Exemplare, die man von diesem Baume in deutschen Universitätsgärten vegetiren sieht*). Da überdies die Vertheilung und Gruppirung der Bäume und ihr Verhältniß zum Unterholz, so wie das Vorkommen der Rankengewächse und Parasiten, die ihre Stämme umwinden, behängen, oder auf ihnen leben, in der Physiognomik der Wälder eine hochwichtige Rolle spielen, so reicht zu einer richtigen Vorstellung von diesen Waldlandschaften ein Einblick in die botanischen Bücher nicht aus. Beschreibende Reisewerke oder malerische Darstellungen würden eher dazu verhelfen. Aber geistvolle Landschaftsmaler von der Pinselkraft eines Caracci, Poussin oder Claude Lorrain sind nicht hier gewesen, und von den nordamerikanischen Naturbeschrei-

---

*) Die Lebenseiche an den Ufern des unteren Mississippi fällt weniger durch ihre Höhe, die selten 50 Fuß übersteigt, als durch die gewaltige Dicke des Stammes, der unter allen bekannten Eichenarten das beste und dauerhafteste Schiffholz liefert, und durch die prachtvolle Ausdehnung ihrer mit immergrünem Laube geschmückten Aeste auf. In Texas soll es Patriarchen der Lebenseiche geben, deren Stämme wie die der Sycamoren bis 16 Fuß im Durchmesser erreichen.

dern hatte keiner das allumfassende scharfe Auge und die plastische Meisterhand eines L. von Buch, C. Ritter oder A. v. Humboldt. Naturbilder zugleich treu, wahr, klar und schön darzustellen, ist keine so leichte Aufgabe, als Mancher denken möchte. Mit der Gabe der Beschreibung müssen sich Kenntnisse und zugleich heller Blick, Combinationsgabe und Wahrheitsliebe verbinden. Nur wenige privilegirte Geister dürften im Stande sein, wie Eduard Pöppig, der unübertroffene Naturzeichner, alle Eindrücke einer neuen Weltnatur zu bewältigen und daraus harmonische Bilder mit lebendigem Colorit zu gestalten. Wenigen ist es wie diesem Meister gelungen. Viele ließen sich, wie Chateaubriand, durch phantastische Auffassung und Vorliebe für blühende Schilderung zu Uebertreibungen verleiten. Gründlich gebildeten amerikanischen Naturforschern und Reisenden, wie Drake, Fremont, Lewis und Clark, Major Long, fehlte es an plastischer Kraft, und Volney's Schilderungen der nordamerikanischen Naturverhältnisse verdienen kaum das Lob, das ihnen der Prinz von Wied spendet.

Am klügsten thut ein Naturfreund, der sehnsüchtiges Verlangen nach den Erscheinungen eines fremden Welttheils trägt, wenn er selber kommt, statt Bilder zu sehen, oder Beschreibungen zu lesen, die immer nur einen unvollkommenen und matten Be-

griff von der Wirklichkeit geben. Wer mit wahrer Liebe an der stillen Poesie des Waldes hängt und mit tieferem Interesse die ewige Thätigkeit der geheimnißvollen grünen Werkstätte betrachtet, den wird die Reise nicht reuen, die heute auf den Oceandampfern so schnell und bequem zu machen ist. Wirkliche Naturliebe ist freilich nicht so häufig, und Mancher, der in der Phantasie von dem Zauber und den Freuden des Urwaldes schwärmt, würde keinen Tag ohne Langweile darin aushalten.

Die nordamerikanische Forstflora, insofern sie die Physiognomie der Landschaft bestimmt, läßt sich in vier Zonen theilen, deren Gränzen nicht immer scharf geschieden sind. Schon vor dem Beginn der arktischen Zone jenseits des 60sten Grades n. Br. verschwindet bekanntlich der Wald und wird zur niederen Buschgegend. Der Wuchs der Bäume verkümmert schon merklich in jenen Gegenden, die über den 56sten Breitegrad hinaus liegen. Die stolzen Gestalten des Forstes werden immer demüthiger und zwerghafter. Die Fichte reicht als Busch bis zum 70sten, die Zwergbirke (Betula nana) bis zum 71sten Grad n. Br. Dann hört auch die letzte Spur des Buschwaldes auf, die Vegetation schmiegt sich dichter an den Boden an, und Kräuter von zwei bis drei Zoll Höhe sind die Riesen der Vegetation. Kein Reisender hat den düsteren Charakter dieser Trauerzone, die sich in den Polargegen-

den der alten wie der neuen Welt ganz ähnlich ist, plastischer und ergreifender geschildert als der berühmte russische Akademiker Baer in seinen Skizzen aus Nowaja Semlja. Auch in der Polarregion, wenn ein kurzer Sommer die Schneemassen vom Boden weggleckt, übt die Pflanzenwelt das Bestimmende des Totaleindrucks. Die traurigen Fichten, deren dicht benadelte Aeste in Canada schon jenseits des 48sten Breitegrads sich dem wärmeausströmenden Boden anschmiegen, sind noch immer der Hauptschmuck des öden nordischen Naturreiches. Sie stehen bald massenweise beisammen und mit 2 Birkenarten (Betula alba und B. nana) gemischt, bald in gesonderten Gruppen, bald auch völlig vereinzelt.

Nichts ist contrastirender als ein solcher plumper höhenscheuer und frostiger Fichtenbaum, der, die Erde, seinen Ofen, suchend, Wipfel und Aeste wehmüthig zu ihr herabbeugt, und der Baum der Tropenwelt, die herrliche Palme, deren Krone stolz nach dem Himmel strebt, deren Blätter nur nach oben entwickelt sind, deren schlanker Riesenleib nach Luft und Sonne sich sehnt! Dennoch hat ein deutscher Lyriker — (vielleicht gerade dieser Contraste wegen) — in einem seiner berühmtesten kleinen Naturgedichte einen nordischen Fichtenbaum mit träumerischer Sehnsucht nach der südlichen Pflanzenkönigin ausgestattet. Wie viel an dem poetischen Bilde Naturwahres ist,

haben wir bei unseren Waldstudien im Norden Canada's nicht entziffern können. Inmitten des tiefmelancholischen Eindrucks, den jene nordischen Landschaften auf uns machten, dünkte es uns, als ob der schläfrige und frierende Kieferbaum, der sich mit Flechten und Moosen umhüllt, wie wir im Winter mit Flannel, nichts weniger als palmenträumerisch sei, als ob er (wenn auch Herr Fechner in Leipzig ihn mit einer Seele ausstattet) wahrscheinlich so wenig träume, wie der winterschlafende Bär, und im Frühling kein anspruchsvolleres Begehren habe als den bescheidenen Diogeneswunsch nach ein wenig Sonnenschein. Der kleine Polarmensch träumt bekanntlich auch nicht von schönen Südländerinnen, sondern kennt nur die drei Gegenstände des Sehnens: Thran, Branntwein und Seehunde!

Etwa 150 Meilen unterhalb Quebec tritt der nordische Waldcharakter bereits vorherrschend auf. Man kann die eigentliche Coniferenzone Nordamerika's zwischen den 48sten und 60sten Grad n. Br. setzen. Obwohl das Nadelholz noch volle 10 Grade weiter nach Norden reicht, so verliert es doch den eigentlichen Waldcharakter, und die Kiefernbüsche werden immer dichter, niedriger, zwerghafter. Bei Cacona, einem der nördlichsten von französischen Canadiern bewohnten Punkte, in dessen Umgegend wir uns einige Wochen aufhielten, reifen Mais und Weizen nicht mehr,

und Roggen und Gerste liefern nur magere Ernten. Die Masse der Waldbäume besteht aus 7 oder 8 Fichtenarten, worunter die Weiß- und Schwarztanne, die Balsamkiefer, die amerikanische Lärche und die canadische Fichte, Nadelbäume, die auf dem höchsten Rücken der Alleghanies ziemlich weit bis Süden gehen, neben zwei Wachholderarten (Juniperus procumbens und J. depressa), dem canadischen Taxus und dem abendländischen Lebensbaume, der mit seinem Immergrün die steilen Ränder der prächtigen Wasserfälle Untercanada's schmückt, vorherrschen.

Unter diesen Coniferen stehen die Laubbäume gewöhnlich gruppenweise, verhalten sich aber an Zahl gegen jene höchstens wie 1 zu 20. Sie bestehen aus zwei Birkenarten, verschiedenen Weiden, Pappeln, Erlen, Espen und Vogelbeerbäumen. Eichen, Ahorne und Buchen, die in der Umgegend von Quebec die Winterkälte noch gut vertragen und in den Wäldern dominiren, hören in jener Zone auf oder werden nur vereinzelt, strauchartig und an besonders geschützten Stellen gefunden. Der Baumwuchs nach oben ist bei Cacona und gegen die Mündungen des majestätischen St. Lorenz hin schon sehr merklich verkümmert. Die Pflanzen suchen dort nicht, wie die edlen Organismen im Süden, zum Gedeihen die Höhe und das Licht, sondern dehnen sich, ihr Wohl und Glück nach unten suchend, in die Breite aus.

Während unter den Tropen zahlreiche Hängepflanzen ohne Bodenbefestigung üppig gedeihen, geht hier Wärme und Leben einzig von der Mutter Erde aus. Im Tannengeschlechte sind die Arten mit kurzen und dichten üppigen Nadeln vorherrschend. Die hohe Wheymouthtanne habe ich in dieser nordischen Zone nicht mehr häufig bemerkt, obwohl sie noch unterhalb Quebec vorkommt und bis gegen Labrador reichen soll*).

Die Rankengewächse, welche die Wälder schon in der milden Zone Amerika's so wunderbar zie-

*) Pinus Strobus, die Wheymouthtanne, ist der höchste Baum Nordamerika's, wenn wir die kolossale Pinus trigona, welche Lewis und Clark am westlichen Abhange der Rocky-Mountains fanden und deren höchste Wipfel nach den Messungen dieser Reisenden nahe bei 300′ erreichen, ausnehmen. In den Alleghanies erreicht Pinus Strobus gewöhnlich 150 bis 180 Fuß. In New-Hampshire hat man deren von 230 und 250′ gemessen. Mit ihr rivalisiren an Höhe nur einige Fichtenarten in den Gebirgen am stillen Ocean. Von Pinus grandis und Pinus Fremontiana wurden in Neu-Californien und in den Felsengebirgen viele Exemplare von 190 bis 210′ Höhe gefunden, während die höchsten Roth- und Weißtannen Europa's nur 150 bis 160′ erreichen. Die Wheymouthtanne dient gewöhnlich zu Schiffsmasten. Der alte Botaniker Pursh, der die californischen Tannenarten noch nicht kannte, nennt diesen Baum „the largest and most useful of all the pines.“

ren, die Schlingsträucher, die Kletter- und Hängepflanzen fehlen, und statt ihrer bilden Flechten und Moose, die traurigen Parasiten des Nordens, das dichtgewebte Kleid der Stämme und Aeste, die sich trauernd herunter neigen. Birken, die hier die Riesen des Laubholzes sind, erreichen an den Mündungen des St. Lorenz kaum die Höhe von 20 Fuß.

Auch der Vegetation der Waldwiesen an den gelichteten Stellen sieht man die Schmälerung ihres Lebensprocesses an der Verkümmerung ihres Wuchses an. Ranunkeln, mehr blaß als gelb, treten in ziemlich vielen Arten auf. Achillea, Cucubalus, Hypericum, Solidago bilden, mit einigen Astern gemischt, wie bei uns, die vorherrschenden Wiesenblumen des Spätsommers. Aber ihre Stengel streben nicht fröhlich empor, sondern kriechen in der Regel am Boden. Das scharlachrothe Rhododendron, das auch die höchsten Berggipfel Virginiens schmückt, und die schöne, blaßpurpurrothe Rhodora canadensis scheinen sich in dieser nordischen Atmosphäre allein noch wohl zu fühlen. Jene Bergrose, eine Varietät von dem pennsylvanischen Rhododendron maximum, ist die schönste und üppigste Zierpflanze des canadischen Waldbodens, und die prächtig gefärbten Guirlanden, die sie auf den Schiefer- und Conglomeratfelsen am St. Lorenzstrom nördlich von Cacona über der düster grünen Decke der Kryptogamen webt, werden hier

nur stellenweise von der köstlichen Pracht der Erdbeeren übertroffen, deren Früchte im Norden Canada's von einer Größe und einem Aroma sind, wie wir sie in keiner Gegend der Welt gesehen. Die Farbenlieblichkeit der Bergrosen und Rhodorakränze, das lachende Roth, das Aroma und der ausgezeichnete Geschmack der Erdbeeren sind die versöhnenden Erscheinungen in jenem düsteren Trauerreich der Coniferen. Letztere haben freilich vor den Laubwäldern am Niagara den Vortheil, daß der Winter keine Gewalt über ihre Farbe hat. Ihr ewig frisches Grün verkündet gleichsam, wie ein berühmter Naturforscher sich poetisch ausdrückt, den Polarvölkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheische Feuer, nie auf unserem Planeten erlischt.

Das Thierleben in diesen nordischen Waldgegenden erscheint noch eintöniger und trauriger als die Vegetation. Wohl erzählten uns die Indianer vom Stamm der Murschis bei Cacona von ihren Biberfängen und Elennjagden, aber sie klagten auch bitter über die immer ärmer werdende Beute. Der Hunger zwingt diese Indianer im Sommer zu einigem Feldbau, und ihre Weiber flechten Körbe für die sich dort aufhaltenden Badegäste. Der hochbeinige, mit prachtvollem Geweih gekrönte Cervus Alces, der Riese unter den nordischen Landthieren, wird nur im Win-

ter gejagt, wo ihn der Hunger nöthigt, seine Schlupfwinkel zu verlassen und sich zugänglicheren Gegenden zu nähern. Im Sommer verbirgt er sich in den dichtesten Tannenwäldern, am Rande der Seeen und Sümpfe*). Der Biber, der hier in zwei Varietäten vorkommt, wird immer rarer und scheuer. Der canadische Silberfuchs und der schwarze Fuchs sind noch seltener**). Selbst die erfahrensten indianischen

*) Zur Zeit als Jacques Cartier, der Entdecker des St. Lorenz, das Kreuz an diesen Ufern aufpflanzte und den Indianern, die ihn so gutmüthig und gastfreundlich empfingen, das erste Gift des „Feuerwassers" spendete, gab es hier wie am Saguenay noch genug des Wildes, weil die Indianer nur so viel jagten, als sie Fleisch zur Stillung ihres Hungers bedurften. Seitdem wurden die Thiere mehr ihres Pelzes wegen gejagt und ausgerottet, da die branntweinlüsternen Indianer sich ihr Lieblingsgetränk nur gegen Felle verschaffen konnten. Damals war auch der eigentliche Elk (Cervus Wapiti) in diesen Waldgegenden nicht selten. Jetzt sind die Elennjagden nur der Zeitvertreib der kühnsten Jäger von Quebec. Englische Officiere begleiten zuweilen die Indianer mit geflochtenen Schneelaufschuhen, den sogenannten Raketen, in die Wälder, gestehen aber, daß, wenn sie auch ein paar von den Riesenhörnern des Cervus Alces als Trophäen mitbringen, es doch eine mühsame, sehr angreifende Jagd ist.

**) Man weiß nicht genau, ob es Varietäten von dem amerikanischen rothen Fuchs, oder eigene Arten sind. Der Prinz von Wied klagt mit Recht über die Verwirrung,

Jäger vom Stamme der Murschis und von den Huronen am St. Charlesflusse versicherten uns, daß sie kaum ein oder zwei Mal in ihrem Leben so glücklich gewesen wären, eines dieser kostbaren Pelzthiere zu schießen. Nicht einmal gestreifte Spermophilus-Arten und rothe Eichhörnchen, welche bei Quebec noch so zahlreich und munter auf Eichen und Tannen hüpfen, sind hier zahlreiche Gäste.

Wenige Vogelstimmen von vorherrschend schwermüthigen Melodieen tönen aus den finsteren Coniferenzweigen. Einige Falkenarten, die lauernd über dem Waldrand hinsegeln, eine röthliche Drossel, die auf den Wiesenzäunen sitzt, der nordamerikanische Rabe, der so ganz anders als der deutsche krächzt und an einsamen Waldstellen über die Erscheinung eines botanisirenden Naturforschers in heftigen Zorn geräth, was er durch wüthendes Schreien kund giebt, das sind hier die häufigsten Repräsentanten aus dem Reiche der Vögel. Die buntfarbigen Spechte, die am Ontario- und Niagarasee alle Wälder beleben, sind in den höheren Breitegraden schon ziemlich selten. Der Colibri (Trochilus colubris) soll sich zwar, wie die nordamerikanischen Ornithologen versichern, auf seinen gewaltigen Sommerwanderungen noch weit

die unter den Zoologen noch bis heute hinsichtlich der Canis-Arten Nordamerika's herrscht.

nördlicher, bis über den 57. Breitegrad hinaus nahe der eigentlichen Polarregion wagen, aber diese Erscheinung ist wohl nur eine gelegentliche Verirrung des glänzenden Wanderers, den wir im Juni noch häufig in der Umgebung von Montreal, aber nicht mehr nordwärts von Quebec gesehen. Den Reptilien aber ist diese Zone viel zu kalt. Die Klapperschlange scheint über die Nordufer des Ontariosees nicht hinaus zu gehen. Bei Cacona fanden wir gar keine Schlangen mehr, dagegen häufig einen Wassermolch in den Sümpfen.

Der Waldcharakter der zweiten Zone, welcher der Landschaft ein von dem öden und schwermüthigen Norden so sehr verschiedenes Ansehen verleiht, beginnt unter dem 47° n. B., wird gegen den 46° vorherrschend, geht von da südlich bis etwa zum 36° n. Br. hinab und begreift die Neu-England-Staaten, Pennsylvanien, Ohio, Illinois, Missouri, Michigan, den Gebirgsstrich von Virginien und die südlichen Theile von Iowa und Wisconsin. Er findet in beiden Carolinas, wo die immergrünen Pflanzen der warmen Zone allmälig über die Bäume und Blumen der gemäßigten Zone vorherrschen, seine südliche Gränze. Die Physiognomie dieser Wälder kommt den süddeutschen Forsten am nächsten. Es sind wie dort Laubbäume mit Blattfall: Ahorne, Eschen, Ulmen, Eichen, Buchen, Linden, Pappeln, Wallnuß-

bäume, die über die zapfentragenden Coniferen vorherrschen. Immergrüne Bäume und Laubbüsche fehlen oder sind nur in großer Minderzahl vorhanden. Einer der schönsten und nützlichsten Bäume dieser Region ist der Zuckerahorn, ein hoher, gerader Baum, dessen zierliche Laubgipfel über 60 Fuß emporragen*). Noch feiner und zierlicher ausgeschnitten ist das Laub des Lyriodendron tulipifera, den wir be-

*) Der Zuckerahorn (Acer saccharinum) ist einer der Wohlthäter des nordamerikanischen Farmers: er erspart ihm die Ausgaben für den Zucker. Die im Frühling angezapften Bäume liefern einen angenehm schmeckenden Saft, aus dem der gelbbräunliche Zucker gewonnen wird. Michaux hat den Baum und Fleischmann die Zuckerbereitung ausführlich beschrieben. In den Wäldern bei Montreal, wo dieser Ahorn in den Forsten vorherrscht, liefert ein Baum durchschnittlich 1 bis 1½ Pfund Zucker. Der Botaniker Pursh schrieb schon zu Anfang dieses Jahrhunderts: „The sugar prepared from the sap of the tree is one of the greatest conveniences for the inhabitants of the western countries, is equal to any other sugar and procured with little trouble.“ — Sollte eine Anpflanzung dieses nützlichen Forstbaumes in Deutschland in großem Maßstabe nicht möglich sein? Klima und Boden in Deutschland dürften ihm nicht minder entsprechen als in Canada. In den Vereinigten Staaten gedeiht er am besten zwischen dem 41° und 42° n. Br. bei einer mittleren Temperatur von + 6° R. Er kommt in Quebec bei einer mittleren Temperatur von + 3° noch gut fort.

sonders häufig im Staat New-Jersey sahen und der auch in den europäischen Parks eingebürgert ist. Der Tulpenbaum geht nordwärts nicht über den Champlainsee hinaus und berührt kaum die Gränze von Obercanada; südlich reicht er bis Florida. In einem mäßig warmen Klima, wie in New-Jersey und Virginien, scheint sich dieser schöne Baum am wohlsten zu fühlen. Die verschiedenen Hickory-arten mit dickschaligen Nüssen, welche an den Waldufern der Niagarafälle zu riesiger Größe aufstreben, und von denen hier wie vom Ahorn nicht weniger als zehn vorkommen, der Eisenbaum, die Buche, deren häufige Erscheinung immer einen fruchtbaren Boden andeutet und wie das Vorkommen von Quercus alba und Quercus tinctoria eine der Leitpflanzen des pennsylvanischen Bauers ist, wenn er, westlich wandernd, einen neuen fruchtbaren Boden sucht, die 10 verschiedenen Eschenarten, die Linde, welche, durch eine besonders große und prächtige Species, Tilia heterophylla, vertreten, die waldigen Ufer des Ohio schmückt, der amerikanische Kastanienbaum, der, dem europäischen zum Verwechseln ähnlich, hier ein mindestens eben so hoher und stolzer Baum ist, wie in den Appenninen von Lucca, die Ulme, die Zitterpappel und andere dem deutschen Einwanderer meist bekannte Gestalten sind nächst der Eiche unter den Forstbäumen dieser Zone am reichsten vertreten. Im

tiefen Bottomlande am Rande der großen Ströme, wo fast alljährlich Ueberschwemmungen stattfinden, wachsen besonders viele Pappeln und Weiden, deren Habitus, wie schon Humboldt bemerkt, sich in allen Ländern und unter allen Zonen am ähnlichsten ist. Wo sie dominiren, sind sie dem Ansiedler ein warnendes Zeichen, daß der tückische Flußgott sein Eigenthum bedroht. Der kundige Amerikaner fühlt sich am Missisippi nur da beruhigt, wo Eichen und Buchen dominiren. Die Physiognomie des Waldes ist überall der sicherste Leitstern des Ansiedlers. Der dickstämmigste Waldbaum in dieser Zone ist der Sycamore (Platanus occidentalis), der seinen orientalischen Vetter an Größe noch übertrifft, einen Stamm bis 16 Fuß im Durchmesser und darüber treibt und mit einem Laubgewölbe von ungeheuerem Umfang eine Höhe von 150 Fuß erreicht.

Am reichsten vertreten aber ist in diesem Welttheil das Geschlecht der Eichen, deren alljährlich neue entdeckt werden*). Bei großer Aehnlichkeit der Blü-

*) Viele neue Eichenarten sind seit dem Erscheinen der Werke von Michaux und Nuttal aufgefunden worden, aber zum Theil noch nicht beschrieben. Außer dem Herzog Paul von Würtemberg haben Fremont, Wislicenus, Dr. Engelmann im Westen neue und mitunter sehr charakteristische Species des stark repräsentirten Quercus-Geschlechts entdeckt.

then und Früchte ist ihr Laub sonderbar verschieden, bald groß und viellappig tief eingeschnitten, bald ohne Lappen und Einschnitte, rundlich oder von ovaler Form, bald dem Lorbeer, bald dem Olivenblatt, bald der Myrthe ähnlich. Ein deutscher Einwanderer, der in New-Jersey unter dem Schatten einer Quercus olivaeformis oder bei New-Orleans unter dem breiten Laubdache einer Quercus Phellos der Ruhe pflegt, ahnt bei dem Aufblick in das grüne Dach schwerlich, daß er es mit einem Kinde seines vaterländischen Waldgeschlechts zu thun hat.

Göthe, der die ihn umgebenden Naturerscheinungen mit so hellem Auge überschaute, hat in seinen Gesprächen mit Eckermann über die Bedingungen des Gedeihens und der Formenschönheit der Eiche die treffendsten Ansichten ausgesprochen, die auch für die schönsten amerikanischen Arten merkwürdig passen. „Wächst die Eiche," sagt Göthe, „im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach der Seite hin wird sie nur wenig schwache Aeste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen, sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone

zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt nach der Breite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältniß zwischen Stamm und Form, um in der That schön zu sein. — Wächst hingegen die Eiche an feuchten, sumpfigen Orten und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raume, frühzeitig viele Aeste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden retardirenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigensinnige, Zackige wird sich nicht entwickeln, und aus einiger Ferne gesehen, wird der Baum ein schwaches, lindenartiges Ansehen gewinnen, und er wird nicht schön sein, wenigstens nicht als Eiche. — Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, steinigtem Erdreich, so wird sie zwar im Uebermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken, und sie wird nie erreichen, daß man von ihr sage, es walte in ihr etwas, das fähig sei, uns in Erstaunen zu setzen. — Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden, wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln

zu treiben vergönnt ist, scheint ihr am günstigsten zu sein. Und dann will sie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in sich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachsen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, so daß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt."

Diese sinnreichen Bemerkungen Göthe's lassen sich auch auf die amerikanische weiße Eiche (Quercus alba) anwenden, die unter allen Arten des neuen Continents der deutschen Quercus robur am nächsten kommt, aber in den Astformen nicht so eichenartig, nicht so knorrig und malerisch ist. John Mac Gregor in seinem berühmten Werke „The Progress of America" thut als Engländer unrecht, den ökonomischen Werth der amerikanischen Eiche herabzusetzen, von der er sagt, daß sie sich gegen seine vaterländische, die „unwedgeable and gnarled oak of England", an Härte und Dauer wie Sandstein zu Granit verhalte. In seinen südlichen Eichenarten, der Quercus Phellos, und besonders der Lebenseiche (Quercus virens) — „the finest and most durable ship-timber of any species known," wie Pursh sagt — hat der Amerikaner für seine Fregatten und

Oceandampfer ein Material, um welches ihn John Bull vielmehr beneiden dürfte.

Die niedere Pflanzendecke, der Blumenwuchs, ist wenigstens in jenen Theilen Nordamerika's, die wir in der angeführten Zone gesehen, minder bunt, minder duftig und lieblich, als zur Sommerzeit in vielen Gegenden Süddeutschlands, besonders Schwabens, in Wäldern und auf Wiesen. Wahrscheinlich ist die vergleichsweise kurze Vergangenheit der nordamerikanischen Bodencultur die Ursache dieser Erscheinung. Der Osten Nordamerika's bildete, als die ersten Europäer sich hier niederließen, von der Mündung des Missouri bis zum Ocean einen zusammenhängenden ungeheueren Wald. In diesen alten Forsten war, ehe die Axt des Settlers sie lichtete, durch das dichte Wachsthum der Bäume und die Decke des abgefallenen dürren Laubes dem Boden das Licht entzogen, und der Same der niederen Pflanzen konnte sich nicht so leicht verbreiten. Nach jeder neuen Urwaldlichtung siedeln sich in dem offenen Boden Pflanzen an, die der Jäger und Waldbewohner hier nie zuvor gesehen. In den Staaten von älterer Cultur, wie New-York und Pennsylvanien, sind die Waldwiesen blumiger als in Illinois und Wisconsin, wo erst seit wenigen Jahrzehnden die Axt des Holzfällers dem Waldboden das nöthige Sonnenlicht verschaffte. Sehr schön ist in vielen Gegenden

der Appalachen das Unterholz, welches in Virginien und Pennsylvanien gewöhnlich durch Rhododendron maximum gebildet wird, diese schöne appalachische Bergrose, welche Stauden von 4 bis zu 20 Fuß Höhe treibt und in hübschen Varietäten, rosenroth in Canada, weiß in New-Jersey, purpurroth in den höchsten Bergen Virginiens, vorkommt und zuweilen mit Rosa blanda, Rubus odoratus, Azalea plericlymenoides, mit verschiedenen Arten von Andromeda, und Vaccinium untermischt steht. Im Frühling ist die große amerikanische Lilie (Lilium superbum) mit 30 bis 50 Blumen an dem fußhohen Stengel eine der stolzesten Zierblumen feuchter Waldwiesen. Als Spätsommerblumen sahen wir die Geschlechter Epilobium mit blaßrothen oder Purpurblumen, Inula, Geranium, Solidago, Aster, Gentiana, am häufigsten in den Wäldern vom Niagara bis zu den großen westlichen Seeen vertreten. Einen deutschen fürstlichen Naturforscher konnten, obwohl er zuvor die Pflanzenpracht Brasiliens gesehen, die riesigen Wälder von Wabash und die Bergrosen der Appalachen immer noch zeitweise in Entzücken versetzen, wie er dies lebhaft in seiner Reisebeschreibung ausdrückt, obwohl er gesteht, daß die Natur hier lange nicht so kraftvoll und üppig sei, wie in der wunderbaren Zone zwischen den Wendekreisen.

Das Thierleben ist in dieser Waldzone verhält-

nißmäßig minder reich entwickelt als die höhere Vegetation. Wer mit gar zu großen Jagderwartungen nach Nordamerika kommt, findet sich selbst im Westen, wo die Waldthiere durch die um sich greifende Cultur noch nicht so vertilgt oder zu massenhafter Auswanderung gezwungen worden, wie im Osten, schwerlich befriedigt. Um jene großen Hirscharten mit den kolossalen Stangen, wie den canadischen Hirsch, den Elk und das Elenn, zu jagen, muß man sich ziemlich weit in das Gebiet der Hudsonsbai-Compagnie oder nach den Wäldern der Rocky-Mountains wagen. In den Staaten Michigan, Illinois und Wisconsin kommt, wie am Missisippi, der kleine Tannhirsch (Cervus virginianus), den die deutschen Farmer „Reh" nennen, ziemlich häufig vor. Es ist ein hübsches Thier, das eben so gut schmeckt, als es fein aussieht, in Haltung und Bewegung an Grazie der Gazelle ähnlich ist und in der Gefangenschaft recht zahm und zutraulich wird und den streichelnden Ladies dankbar die feinen Hände leckt.

Alle nordamerikanischen Waldthiere sind von den europäischen specifisch verschieden, auch der Hase, der kleiner, schnellfüßiger ist und noch längere Ohren hat als der deutsche, auch die Eichhörnchen und die ihnen so ähnlichen gestreiften oder gefleckten Ziesel, die häufigsten und possirlichsten unter den vierfüßigen Waldbewohnern, von welchen Audubon 13 Arten

unterschied. Das amerikanische Murmelthier, das auch in der Steppe lebt, der Mink, verschiedene Viverra-Arten und vor Allem der Waschbär sind die übrigen Waldthiere, die selbst in den Mittelstaaten noch nicht ausgerottet sind und in Illinois, Wisconsin und Iowa noch sehr häufig vorkommen. Die Jagd des Waschbären macht viel Spaß, obwohl man dieses Thier, das eben so schlau und pfiffig ist, als die Eichhörnchen und Ziesel zutraulich und dumm sind, meist nicht ohne Mühe und nur mit guten Hunden auffindet. Ein alter Waschbär, den uns die Hunde einmal in der Umgebung von Milwaukee aufjagten, flüchtete sich auf den Gipfel einer hohen Eiche und schmiegte sich dort, den mit schwarzen Ringen auffallend gezeichneten Schweif und den feinen spitzen Kopf tief einziehend, an einen alten Ast, wohl in der Hoffnung, daß die unten stehenden Jäger ihn vom Holze nicht unterscheiden würden. Als er aber den ersten Schrotschuß spürte, wechselte er sein Manoeuvre und wußte sich immer so gegen die Jäger zu stellen, daß ihn der Ast wie ein Schild deckte. Als er endlich erlegt wurde, fand man in dem geöffneten Magen keine Vegetabilien, die er in der Gefangenschaft gern frißt, sondern die Federn eines virginischen Rebhuhns. Die Amerikaner halten den Waschbär gern als Gefangenen, und man sieht ihn in vielen Farmen des Westens wie einen Hund an der

Kette. Er wird dann sehr zahm und ist eben so possirlich wie ein Inuusaffe, benimmt sich aber weit anständiger und reinlicher als dieser. Das fliegende Eichhörnchen (Pteromys volucella) findet man in den Wäldern von Wisconsin noch familienweise. Es ist ein harmloses Thier, das bei Tage in hohlen Bäumen schläft und nur in der Dämmerung mit Brüdern und Schwestern spazieren geht, dann aber oft ganz nahe an die Farmen kommt und, die Flughaut, die ihm nicht wie der Fledermaus in die Lüfte hilft, sondern nur bei seinen großen Sätzen als Fallschirm dient, ausspannend, auf das Farmdach springt und die schwäbische Farmerin, sofern sie noch an Gespenster glaubt, dann nicht wenig erschreckt.

Die Elke, die virginischen Tannhirsche, die Biber, Wölfe und grauen Bären waren einst an der östlichen Oceanküste allenthalben zu sehen, sogar der Bison bewohnte Florida zur Zeit, als die ersten Spanier, voll von ihren Eldoradoträumen, dort landeten. Jetzt ist all dieses Wild viel weiter westwärts zu finden. Bisonheerden weiden viele hundert Meilen von der Oceanküste an den Ufern des Yellow-Stone und des oberen Missouri. Der virginische Tannhirsch wird aus dem Staate, von dem er den Namen hat, binnen wenigen Jahren ganz verschwunden sein. Er ist noch häufig im Staat Michigan, im nördlichen Wisconsin und selbst in den Sumpfwäldern der Louisiana.

Seine Jagd bildet noch eine der poetischen Episoden des einförmigen Farmerlebens im Westen.

In den Neu-England-Staaten und in Pennsylvanien muß man sich schon mit der Vogeljagd begnügen. Die Waldvögel Nordamerika's sind im Vergleich mit den europäischen reicher an Formen, schöner an Farben, aber ärmer an Melodie. Zwar giebt es auch hier recht liebliche Sänger, und wer das ornithologische Prachtwerk Audubon's gelesen, weiß, wie reich die Familien der Sylviaden, der Meroliden und Granivoren hier vertreten sind. In Canada an den waldigen Ufern des St. Lorenz und Ottawa lauschten wir oft einem Sänger, der scheu in den dichtesten Zweigen sich verbarg, so daß wir ihn nie in der Nähe sehen konnten. Obwohl er nur wenige Noten hören ließ, mit denen er entweder die Freude an seinem Dasein oder die Sehnsucht nach seinem Weibchen verrieth, so hatte die Stimme dieses geheimnißvollen Vogels doch einen unendlichen Wohllaut, bald der Flöte, bald gewissen melodischen Saitenklängen ähnlich, die jetzt eben der reisende Norweger Ole Bull in Louisiana seiner Violine entlockt. Die schlanke, hellgraue Spottdrossel mit schwarz und weißen Schwingen und hellen klugen Augen, die bekanntlich viele Vögelsprachen spricht, der Mezzofanti des gefiederten Reiches, kommt im Sommer bis in die Eichenwälder von Illinois und selbst bis an die Ufer der großen

Seeen*). Es ist ein etwas capriciöser Vogel, der, wenn er will, so kräftig wie der Canarienvogel und so sanft wie der Sprosser singen kann. Aber die nordamerikanische Vogelfauna hat eben nicht viele solcher Virtuosen, sie hat nichts, was unsere Wiesenlerche und ihr schmetterndes Mailied in blauer Höhe ersetzen kann. „Der Lenz schleudert hier keine Singraketen gen Himmel,“ klagte Nikolaus Lenau. Auch wollte es uns wie anderen Reisenden bedünken, daß jener fröhliche Sang und Klang, der im Mai die Wälder des Harzes und die Buchenhaine der Ostsee belebt, in den dunklen Forsten dieser Hemisphäre lange nicht seines Gleichen habe. Auch schwäbische Ansiedler in Wisconsin klagten gegen uns über den Mangel an Duft und Sang im Buschwalde, den ihre Axt gelichtet. Dabei mischt sich freilich manche Täuschung in diese Waldbeobachtungen. Die Erinnerung an Jugend und Heimath spiegelt das Ferne dem Geiste lieblicher vor, als es wirklich ist. Ließ doch der alte Homer die wandernden Helden vom steinigen Ithaka in den kolchischen Zauberhainen Heimwehthränen vergießen.

---

*) Turdus polyglottus überwintert in Florida und in der Louisiana und soll nach Audubon im Sommer bis zum 43° n. Br. als seiner äußersten Nordstation hinaufgehen. In den Wäldern bei New-Orleans kommt dieser Vogel häufig vor, ist aber schwer zu fangen und wird lebendig mit sechs bis acht Dollars bezahlt.

Wir selbst haben die Wälder an den großen Seeen leider nicht im ersten Frühling gesehen, wo die erwachende Geschlechtsliebe die Vögel mehr inspirirt als im heißen Sommer.

Wenn aber das Vogelreich dieses Continents, wie der Mensch, im Ganzen schweigsamer ist als in der alten Welt oder wenigstens nicht die Kunst anmuthiger Rede und malerischer Noten in gleichem Grade besitzt, so ist wenigstens die größere Rührigkeit und Beweglichkeit, die Thatenkraft und Thatenlust den gefiederten Waldbewohnern, wie dem ganzen animalischen Reiche, schwerlich abzusprechen. Das sieht man schon an jenem Heer von Spechten aller Farben und Größen, die am Niagara nimmermüde, wie der amerikanische Holzfäller, an die Stämme klopfen. Diese rüstigen Hämmerer, oft in prächtigem Gewande mit carmoisinrothen Hauben oder Federbüschen, wie der Picus principalis, lassen weithin ihre Schläge schallen und gönnen sich keine Minute Ruhe. Das sieht man an der Emsigkeit der bunten Kernbeißer und Fringillen, die nach Körnern mit einem Eifer suchen, als wenn es Dollars wären. Das sieht man an den vielen Raubvögeln, die über die Waldwipfel rasch hinsegeln, als gelte es die Beute mit der Hast des Dampfes zu erjagen. Audubon hat einen der stärksten und stolzesten dieser Falken, Aquila Washingtonii, dem großen Helden zu Ehren be-

nannt. Es ist ein großer und gewaltiger Recke in der Geflügelwelt, dieser geschnäbelte Washington. Er nimmt nur warmes Blut und frisches Fleisch zu sich, läßt das Aas dem Cathartes und dem Condor und entwickelt in seinen Zügen eine Unternehmungskraft, gegen welche der deutsche Steinadler faul und flügelmatt erscheint.

Der alte wackere Naturforscher Richardson, welcher Sitte und Lebensweise der Thiere dieses Welttheils zwar nicht ganz so fein wie unser Naumann, aber immerhin gut zu belauschen verstand, hat bereits auf die im Vergleiche zur alten Welt weit ausgedehntere geographische Verbreitung der amerikanischen Thiere aufmerksam gemacht. Alle Geschöpfe dieser Hemisphäre von den gottähnlichen Bipeden bis zu den kleinsten Vielfüßern und Flüglern regen und bewegen sich mehr und kommen weiter als in der alten Welt. Die Thiergeographen glaubten diese größere Beweglichkeit und weitere Verbreitung aus der Richtung der Gebirgsketten zu erklären, welche fast ausschließlich mehr der geographischen Länge nach streichen, im Gegensatze zur östlichen Halbkugel, wo die weit überwiegende Richtung der Gebirgsketten mehr der geographischen Breite entspricht und dem Verkehr zwischen den verschiedenen Zonen hemmende Schlagbäume, den bewegungslustigen Geschöpfen oft unübersteigliche Riesenbarrieren entgegenhält. Man

findet in Amerika nicht nur mobile Vögel, sondern auch marschirende Quadrupeden und kriechende Reptilien in einem Verbreitungsbezirk von merkwürdiger Ausdehnung, manchmal durch 40 Breitegrade und darüber, z. B. den amerikanischen Löwen (Felis concolor), der vom Aequator bis nach Canada streift, und die Klapperschlange, die am Rio-Grande wie am Niagara gefunden wird. Fischarten, die wir nahe der Mündung des St. Lorenz gefangen, fanden wir an den Mündungen des Missisippi wieder. Die schwimmenden Bewohner dieses Stromes sind ungemein reiselustig, und der Fischer angelt bei St. Louis zu seiner Verwunderung die südlichen Fischformen der Louisiana. Nur die Schnecken kommen in Amerika nicht viel weiter als bei uns.

Natur und Brauch sichern allen Geschöpfen dieses Welttheils die Freiheit des Ziehens und Niederlassens. Bloß die armen zweibeinigen Rothhäute, die man in gewissen Richtungen drängt, und die unglücklichen Schwarzhäute, die an der Scholle kleben und für die Weißen schwitzen müssen, sind von diesem schönen Naturrechte ausgenommen. Sonst können alle Geschöpfe, welchen Gott die Bewegungsfähigkeit gegeben, gehen, schwimmen und fliegen, wohin sie immer Lust haben. Innere Verkehrsschranken, Zolllinien, Schlagbäume und die schönen Institutionen

der Paßbureaux und der Aufenthaltskarten sind sonst für Menschen und Thiere nicht vorhanden.

Der schnellste, unternehmendste und niedlichste aller dieser Waldwanderer ist der Colibri (Trochilus colubris), welcher den Winter in den Tropengegenden zubringt, im April durch die Louisiana schwirrt, im Mai an den großen Seeen sich einfindet und im Sommer bis nahe an die Polarzone sich hinaufwagt, ein Vögelchen, nicht viel größer als eine nordamerikanische Hummel (daher auch sein englischer Name), von jenem wunderbaren Metallglanze der Federn, der durch Lichtbrechung bewirkt wird. Das Männchen bekommt zu seinem grünlichen Goldschmuck im reiferen Alter noch eine glänzende Federkehle von der Farbe und dem Feuer des Rubins. Der Colibri ist ein Bote, den der herrliche Süden alljährlich dem einfarbigen Norden vielleicht aus Eitelkeit oder Hohn sendet, ihm die reizende Schönheit seiner Kinder zu zeigen. Dabei hat aber die Natur dem Colibri noch eine andere Mission von zarter und wunderlicher Art übertragen, von welcher die Pflanzenphysiologen Näheres wissen, und die man ohne Verletzung keuscher Ohren erzählen darf, da es sich nur um Pflanzen handelt.

Gleich gewissen Käfern und Hymenopteren vermittelt dieser Colibri nämlich die Hochzeit der Blumen. Bekanntlich besteht die wesentliche Bedingung

der Pflanzenbefruchtung darin, daß der Blumenstaub (Pollen) aus den Staubbeuteln (Antheren), das ist den Endtheilen der Staubfäden (Filamenten), auf die Narbe (Stigma), das ist den Endtheil des Pistills, gelange. Die Staubbeutel sind aber in gewisser Entfernung von der Narbe angebracht, auch finden in manchen Pflanzen noch besondere Umstände Statt, welche die Uebertragung des Blumenstaubes auf die Narbe erschweren. Um solche nun dennoch zu Stande zu bringen, hat die Natur mannichfache und merkwürdige Veranstaltungen getroffen, worunter die Einrichtung der Instincte und der Lebensart vieler Insecten und sämmtlicher Colibriarten eine Hauptrolle spielt. Ueberall, wo das Befruchtungsgeschäft durch die Pflanze selbst vermöge des Baues und der Stellung ihrer Theile nicht gehörig vollzogen werden könnte, sind jene Vögelchen bereit, Aushülfe zu leisten, indem sie durch ihre Bewegungen in der Blume die Uebertragung des Staubes von den Staubfäden auf die Narbe vermitteln. In Europa sind Bienen und Schmetterlinge, auch viele Käfer aus den Gattungen Cetonia, Elater, Chrysomela ꝛc. und Netzflügler bei diesem zarten Geschäft thätig. In Amerika betheiligt sich mit diesen Insecten der Colibri, indem er mit unglaublicher Schnelligkeit von Blumenkrone zu Blumenkrone schwirrt und, sein langes, dünnes Schnäbelchen tief hinabsenkend und unter den Staubfäden wühlend, zu-

gleich den Blüthennektar trinkt und die Blüthenbegattung vollziehen hilft.

Bei seinem pfeilschnellen Fluge hat dieser Blumenamor auf seinen Wanderungen von den Raubvögeln nichts zu fürchten. Appetitlich genug sieht das Vögelchen wohl aus; aber wie viele solcher schmaler Bissen würde ein Habicht brauchen, seinen Magen zu füllen! Der erste Humming-bird, den wir lebendig sahen, erschien uns in einem Zuckerahornwalde bei Mont St. Hilaire in Unter-Canada. Nie hat uns der Anblick einer Vogelart mehr erfreut! Im Naturaliencabinet haben wir das Thierchen im Glanze seiner Farben oft genug bewundert. Hier sahen wir es zum ersten Mal in der Anmuth und Munterkeit seines Luft- und Blumenlebens. Ein reisender Europäer, der im amerikanischen Walde den ersten Colibri erblickt, wird ihn sicherlich für ein schwirrendes Insect halten. Seine Gestalt ist in der Luft bei der raschen Bewegung seiner langen Flügel nicht erkennbar, und er gleicht im Fluge ganz und gar einem jener kleinen Schmetterlinge vom Geschlecht Macroglossa, welche der europäische Entomolog als M. fuciformis und M. Bombyliformis kennt. Auch diese gehören bekanntlich zu den Nektarnäschern und Liebesgenien der Blumen. Am Niagara sahen wir zu Anfang des August den Colibri weit zahlreicher als in Canada. In allen Blumengärten ist er heimisch und

schwirrt von einer Blume küssend zur anderen, ohne sich vor spazierenden Ladies im Geringsten zu geniren. In den Wäldern fliegt er vorzugsweise um die Blumenkrone einer Impatiens, welche unserer europäischen Impatiens nolitangere ungemein ähnlich ist und gleich dieser bei der leisesten Berührung der Kapsel die Samenkörner dem Menschen oder Vogel an den Kopf wirft. Der Hummingbird hat nicht die Schlauheit des amerikanischen Raben, der eben so gut wie der Europäer schon von fern weiß, was heute ein Schießprügel bedeutet. So lange der Colibri im Naschen und Küssen vertieft ist, achtet er auf nichts und läßt sich todtschießen. Sitzt er auf einem Pflanzenstengel still, so sieht er den anschleichenden Jäger mit täppischer Verwunderung an, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Am meisten hat er seinen kleinen Verstand noch beisammen, wenn er etwas höher fliegt, ohne vom Nektar benebelt zu sein. Dann erkennt er die Gefahr und schwirrt bei'm Nahen des Jägers hurtig weiter. Das kleinste Körnchen Vogeldunst reicht hin, sein Flatterleben auszulöschen. Ein Knall, und der geflügelte Blumenamor fällt in die grüne Gruft! Oft klammert er sich, wie wir es selbst beobachtet haben, im Falle sterbend an den Blumenstengel fest. Er hängt dann mit abwärts gebeugtem Köpfchen todt so lieblich an

Liebchens Brust! Man könnte sich als Mörder bei solchem Anblicke Gewissensbisse machen.

„Hat ihm doch Gott wie mir gewollt
Einen Antheil gönnen an diesen Tagen!“

Sammelnde Ornithologen und Vogelausbälger haben nur eben kein sehr sentimentales Gewissen und beruhigen sich auch in diesem Falle mit dem Gedanken, Trochilus colubris werde ausgestopft sich im Glasschranke des Universitäts-Naturaliencabinets zu X X „famos“ ausnehmen.

Die dritte Zone der Waldvegetation Nordamerika's, sofern ihre vorherrschenden Typen die Physiognomie der Landschaft bedingen, würde der Pflanzengeograph mit der vierten Zone verbinden, da letztere nur durch wenige, aber desto merkwürdigere Gewächse ihren eigenthümlichen malerischen Charakter bekommt. In der dritten Zone, welche von 37° n. Br. beginnt und von da nach Süden einen Theil der beiden Carolinas, Georgia, Kentucky, Tennessee und Arkansas umfaßt, kommen südliche Pflanzen bereits in überwiegender Zahl vor. Immergrüne Bäume und Sträucher dominiren häufig über die Bäume mit Blattfall. Es kommen neben dem Sassafras noch andere Lorbeerarten, Erdbeerbäume (Arbutus) und ein wilder Olivenbaum, vor Allem aber herrliche Magnolien vor, die mit ihrem schönen Laub und ihren prachtvollen großen Blüthen den Hauptschmuck dieser

Wälder bilden. Die häufigste, stolzeste unter den acht Arten und vielen Varietäten ist Magnolia grandiflora, welche ein amerikanischer Botaniker trotz seinem Republikanismus „the prince of the forests of North-America“ genannt hat. Magnolia macrophylla ist nicht so hoch, aber doch ein wahrer Prachtbaum in den Wäldern von Tennessee, mit sehr breiten Blättern und weißen wohlriechenden Riesenblüthen. Noch duftiger ist die im Juli blühende Magnolia tripetala in Virginien und Carolina. Magnolia auriculata ist einer der schönsten Zierbäume der Alleghanythäler von Carolina und trägt große gelbe Blüthen, während Magnolia acuminata, die schon in den Bergthälern Pennsylvaniens auftritt, gelbliche Blüthen mit bläulichem Anflug hat. Es beginnen in dieser Zone auch die Schling- und Kletterpflanzen weit häufiger und üppiger als in der nördlichen. Bignonia radicans und Bignonia coccinea, prächtige Schlingsträucher mit scharlachrothen Blüthen, klettern an Bäumen und hohen Felsen hinauf. Rhus toxicodendron, ein giftiger Schlingstrauch, dessen bloße Berührung bei besonders reizbaren Personen Hautausschläge verursacht, windet sich hier wie schon am Niagara um viele Bäume.

Der Landschaftscharakter der vierten Zone wird vom 32° n. Br. an gegen Süden durch einen der wunderlichsten aller vorkommenden Parasiten bestimmt.

Es ist Tillandsia usneoides, von den französischen Creolen „barbe espagnole", der spanische Bart, genannt, unter welchem Namen ihn auch deutsche Reisebeschreiber anführen — a very singular plant, wie Pursh sagt, der aber, statt die höchst eigenthümliche Physiognomie, welche dieser Parasit den Wäldern giebt, zu schildern, vor Allem nur seinen technischen Nutzen rühmt und von ihm sagt, daß er sich vortrefflich zu Matratzenfutter eigne und in dieser Eigenschaft das Roßhaar ersetze. Der pflanzenkundige Naturforscher, Herzog Paul von Würtemberg, hat mehr die pittoreske Seite der Tillandsia hervorgehoben. Derselbe fürstliche Reisende, in dessen Gesellschaft wir die Fahrt nach dem unteren Missisippi machten, versäumte nicht, uns in der Gegend von Plaquemine, etwas unterhalb des 31. Breitegrades, auf dieses sonderbare Gewächs aufmerksam zu machen, das dort schon in ungeheuerer Fülle alle Aeste und Zweige der Waldbäume umhüllt und in Form dichter kolossaler Geisbärte oft in einer Länge von zehn Fuß und darüber herunterhängt. Uns ist kein anderer Parasit oder Schlingstrauch bekannt, dessen Erscheinung einen so auffallenden Einfluß auf die Physiognomie einer Gegend hätte und durch sein üppiges Auftreten das Waldgemälde so plötzlich veränderte. Das dichte Kryptogamenkleid der Pinus Cembra in den höchsten Thälern der Schweizeralpen ist ärmlich gegen die

Umhüllung der Waldbäume am unteren Missisippi durch die Tillandsia. Die Farbe dieses Gewächses ist ein mattes Graugrün, welches beim Absterben in's Röthliche und beim Trocknen in's Schwarzbraune übergeht.

Die Tillandsien siedeln sich auf fast allen lebenden Waldbäumen des Südens an, mit Ausnahme der Weiden und Pappeln, wo sie nur ausnahmsweise erscheinen. Abgestorbene Bäume meiden sie in der Regel. Nicht ungern schlingen sie sich um die mächtigen Aeste der Lebenseiche, selbst um die schönen Magnolien. Doch ziehen sie minder dicht belaubte Bäume, wie den Storaxbaum und die Sumpfcypresse (Taxodium distichum), vor. Letztere trägt nächst der Tillandsia am meisten bei, den Landschaften am unteren Missisippi von New-Orleans bis zu den Mündungen des großen Stromes, sowie den Waldgegenden am Lake Pontchartrain den höchst eigenthümlichen Charakter zu geben. Der Baum wächst von breiter Stammbasis pyramidenförmig auf und endigt in einer Spitze. Er ist einer der nützlichsten Forstgewächse des Südens, und wenn die Tillandsia die Aeste höchst sonderbar drapirt, so decorirt das Taxodium fast eben so seltsam den Boden durch konische, gerade aufstrebende Wurzelauswüchse von zwei bis drei Fuß Höhe, deren oft Hunderte einen Baum umgeben. Das Unterholz dieser

Wälder bilden die hellgrünen Fächer der Sabalpalme (Sabal Adansoni), die bis acht Fuß hoch wird und aus fast sonnenförmig geschlossenen Blättern ihre grünen Strahlen aussendet.

Wer die Tillandsiazone am unteren Mississippi nicht in der Natur gesehen hat oder aus getreuen Abbildungen kennt, kann sich von dem höchst eigenthümlichen, tief schwermüthigen Anblick dieser Wälder keinen Begriff machen. Die grauen, dichten vegetabilischen Bärte, deren Haare gekräuselt sind, und die man auch mit riesigen Allongeperrücken aus der Zeit Ludwigs XIV. vergleichen könnte, hängen straff von den Aesten herunter, die sie oft durch ihr Gewicht tief beugen. Das Laub der Waldbäume wird durch sie so vollständig überdeckt und umhüllt, daß man oft Mühe hat, die Baumart zu erkennen, und selbige mehr an der Form des Stammes und am Aussehen der Rinde errathen muß. Diese grauen Tillandsiawälder haben einen Anstrich von Melancholie, den die hellgrünen Palmensonnen des Unterholzes, das glühende Roth der Bignoniablüthen und die bunten Farben der Vögel des Südens nicht zu erheitern vermögen. Jene trauernden Hängeparasiten überwiegen gar zu sehr. Und wie peinlich ist der Contrast für den Wanderer, der vom Norden kommt und jenseits des 32. Breitegrades eben die freundlichen Magnolienwälder von Arkansas und auf

den Mississippihügeln der nördlichen Louisiana verlassen!

Am sonderbarsten ist das Gemälde jener Waldgegenden, wenn ein mäßiger Wind die langen Hängebärte hin und her bewegt und, die sonnenförmigen Palmenblätter des Unterholzes gegen einander schlagend, ein wunderliches, nicht unmelodisches Geräusch hervorbringt.

Es treten in dieser Zone auch schon im Thierleben viele tropische Formen auf. Vögel von lebhaften Farben hüpfen auf den Aesten der Lebenseiche und machen im Sommer ziemlich weite Reisen gen Norden. Mit dem Colibri kommen auch schon eine Papageiart und der scharlachrothe Cardinal mit schwarzer Kehle und rothem Federbusch zum Vorschein. Der Alligator des Mississippi ist schon ein stattliches Amphib, wenn auch nicht so kolossal und gefräßig wie das Nilkrokodil und die großen Kaimane des Amazonenstromes. Unter den Schlangen sind die furchtbarsten Geschlechter des Südens vertreten. In den Tillandsiawäldern bei New-Orleans kommen neben der Klapperschlange, welche hier selten ist, auch schon die weit giftigere kleine Korallenschlange, deren Biß immer tödtlich ist, und eine Trigonocephalusart vor, die gefährlichste von allen, die sich im Sprunge gegen den Verfolger stürzen soll und deren Biß in wenigen Sekunden tödtet.

Ueber den Charakter des amerikanischen Waldes im Vergleich zum europäischen unter gleichen Breitegraden läßt sich im Allgemeinen sagen, daß er reicher an Formen, besonders mannichfaltiger an den höher organisirten Gewächsen ist, daß er mehr Repräsentanten aus südlichen Zonen, besonders mehr Schling- und Kletterpflanzen besitzt, im Sommer verschiedenartigere Nuancen von Grün, im Herbste buntere Blätterfarben darbietet, auch von weit prunkhafteren Vögeln bevölkert ist, daß er dagegen keinen so blumigen Grund hat, nicht so buschig und nicht so sangreich ist, wie der süddeutsche Wald, und dem Botaniker und Forstmann mehr Freude macht als dem einfachen Naturfreund.

Wenn uns eine der vier genannten Landschafts- und Vegetationszonen zum bleibenden Aufenthalt bestimmt wäre, so würden wir die zweite allen übrigen vorziehen. Obwohl dort nicht der Anblick der herrlichen Magnolien und Bignonien, des Lorbeers und der Lebenseiche das Auge erfreut, wie in den Gebirgen der beiden Carolinas, so hat das Bild jener Zone doch für uns am meisten Vaterländisches, Heimathliches und zeigt uns in dem jugendlich grünen Laube der Buchen, der Eichen und Ahornbäume den deutschen Frühling und ruft uns Bilder aus der Kinderzeit herauf. Wer die nächste Industrieausstellung in New-York besucht, der versäume nicht,

wenn er liebliche Forstgegenden im Charakter der Buchenhaine von Schleswig-Holstein liebt, einen Ausflug nach dem St. Lorenz, vor Allem nach dem Mont St. Hilaire zu machen. Ist der dortige Wald auch minder großartig und hochstämmig, wie bei Chippewa am Niagara, so hat er doch etwas unnennbar Liebliches, und das Panorama vom Granitgipfel des Berges oberhalb der Wälder sucht seines Gleichen in Amerika. Man hat dort auch den Vortheil des Comforts und der Billigkeit im Boardinghaus von Mrs. Higgins und wird von Miß Mary bedient, „der Wirthin Töchterlein." Der siebenzehnjährigen Miß Mary haben die Alleghanyrosen den Teint geliehen, und die Himmelsmuschel das sanfte Blau in die Augen gemalt. Wer dort unter dem Ahornschatten den Flötenton der canadischen Sylviaden, die graciöse Coquetterie der Eichhörnchen und die Rosen der Miß Mary belauscht, der ist ein beneidenswerther Mensch. Gleichwohl könnte er des Wortes vom alten Rabbiner im Uriel Acosta gedenken, daß Alles in der Welt, das Süße wie das Bittere, schon einmal dagewesen. Andere haben vor ihm hier die schöne Natur bewundert und genossen und wie der indische Kalidas und wie Mimnermos aus Kolophon gar wehmüthige Betrachtungen angestellt über das flüchtige Verweilen der seligsten Lebensbilder, über die dumme Vergäng-

lichkeit der Jugend und ihrer Freuden, über den unangenehmen Umstand, daß bei einem unstäten Wanderleben auch die raschen Jahre rasch vorüber wandern. Schauerlich höhnisch klagt Mephisto's finsterer Sinnspruch:

„Es ist vorbei! Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nie gewesen!“

V.

Die französischen Canadier.

Wer Nordamerika nicht in der Absicht bleibender Niederlassung, sondern zum Vergnügen und zur Belehrung bereisen will, dem empfehlen wir einen Besuch in Canada, besonders in jenen nordöstlichen Gegenden am St. Lorenzstrome, die von den Wasserfällen von St. Louis bis zu den herrlichen Granitfelsufern des Saguenay sich ausdehnen. Es ist ein heiteres Land von älterer Cultur als die Vereinigten Staaten, reich an großartigen wie an lieblichen Naturscenen von eigenthümlichem Gepräge und vor Allem interessant durch seine Völkerstämme, seine staatlichen Einrichtungen und socialen Verhältnisse!

Ein berühmter französischer Reisender, der die atmosphärischen Elemente am Guadalquivir und an der Newa geathmet und uns Völkerzustände aus Nord und Süd beschrieben hat, macht die wahre Bemerkung: „daß wohl der größte Reiz des Wan-

derns und der Ortsveränderung das Versetzen in verschiedene historische Epochen sei, wobei wir mit leiblichen Augen gewisse sehr contrastirende Zeiten und Einrichtungen schauen könnten, welche theils auch im westlichen Europa vor Zeiten existirten, theils einmal kommen könnten, wenn anders die Zukunft verkündenden Worte eines einsam sterbenden Helden die prophetische Bedeutung haben, die ihnen Viele beimessen."

„Changer de lieu, c'est changer de siècle," sagt der vielgereiste Herr von Custine. In Nordamerika sind auf einem beschränkteren Raume als der, welcher die Seine vom Ebro und vom Ladogasee trennt, Völker zu studiren, deren Bildungs- und Entwicklungsgang weiter auseinander liegt als der von Franzosen, Spaniern und Russen der Gegenwart. Wir sehen im westlichen Canada ziemlich dicht zusammengedrängt eine Bevölkerung, welche in Masse die Ideen, den Sinn und die Sitten, wie sie vor zwei Jahrhunderten in Nord-Frankreich geherrscht, fast bis in die kleinsten Einzelnheiten bewahrt hat. Es sind schlichte, einfache, biedere und fromme Bauern, welche selbst nach Herrn Marmier's Ansicht noch „unbegreiflich viel und viel Unbegreifliches" glauben, außer ihren ländlichen Tagesgeschäften fast nichts wissen und noch weniger zu wissen begehren und bei dieser Unwissenheit sich ganz behaglich füh-

len*). Die feudalen Einrichtungen ihres Landes dulden sie nicht nur, sondern hängen sogar an ihnen mit Liebe wie an einer alten Gewohnheit. Ihren Seigneur ehren sie sehr hoch und ihren Curé noch höher. Was aber gewiß das Außerordentlichste und selbst in den frömmsten Gegenden Europa's kaum mehr Vorhandene ist: diese französischen Canadier zahlen selbst ihre Zehnten und sonstigen Steuern für Pfarrer und Grundherrn pünktlich und beinahe gern.

Seht und bewundert jenes glückliche Land, das der majestätische Strom vom heiligen Laurentius mit seinen klargrünen Wellen bespült, die lieblichen Gartenlandschaften, die wohlangebauten lachenden Fluren! Das Alles ist so ganz verschieden von dem Naturcharakter jener wilden Waldufer des Missisippi, des finsteren „Stromvaters" der Rothhäute. In regelmäßiger Reihe stehen die kleinen canadischen Häuser zu Straßen und hübschen Dörfern beisammen, nie in isolirten Farmen regellos zerstreut, wie am Missisippi, Illinois und Missouri. Man merkt es wohl, daß in Unter-Canada nicht der ungebundene Wille des Ansiedlers, sondern der Befehl des Lehensherrn Alles geregelt und die Linie gezogen

*) Auch Engländer in Quebec hörten wir öfters die französischen Bewohner „les heureux Canadiens" nennen, doch immer mit einem Tone der Ironie. Unter den Canadiern selbst ist diese Bezeichnung eine stehende Redensart.

hat, wie und wo das Haus des Ansiedlers stehen sollte. In der Mitte des Dorfes erblickt man, von riesigen Sycamoren und canadischen Pappeln umschattet, die stattliche Kirche, deren massiver, blechgedeckter Thurm beinahe herrisch hinausblitzt über die demüthigen Bauernhäuschen in das blühende Flachland. — —

Ja, seht und beneidet diesen Wohnsitz stabiler Ruhe und Zufriedenheit! Keine politische Verstimmung, kein patriotischer Gram, keine philosophische Grübelei stört hier den glücklichen Seelenfrieden. Kein Ehrgeiz, kein Gelddurst, keine Genußsucht regt menschliche Leidenschaften auf. Unter dem Dache der Veranda sitzt der canadische Bauer jeden Abend mit seiner Familie, wenn das Dampfboot vorüberbraust. Diese ehrbaren Leute sind in Mehrzahl mehr arm als reich, besitzen aber doch das Nothwendige und sind mit Kindern gewöhnlich gesegneter als mit anderen zeitlichen Gütern. Für menschliche Fruchtbarkeit leistet dieses Land Außerordentliches. Die Statistik lehrt uns, daß die französische Bevölkerung selbst ohne Zuwachs durch Emigration sich seit einem Jahrhundert fast um das Siebenfache vermehrt hat. Das ist der Segen eines religiösen Volkes! Die Ehen sind in diesem Lande aber auch Muster der Ehrbarkeit und Treue und besonders die Mütter die allwaltenden freundlichen Schutzgenien

der Familien, „die Mädchen lehrend, den Knaben wehrend und ohne Ende die geschäftigen Hände regend.“ Die canadische Hausfrau steht in unverdrossenem Fleiße und Liebe zur Häuslichkeit den Hausfrauen keiner Nation der Welt nach. Dagegen ist der canadische Bauer schon etwas bequemer und sitzt nach beendigter Feldarbeit nicht ungern müßig im Schatten der Veranda, plaudert auch als ächter Franzose gern und viel, doch nur von Dingen seines nächsten Gesichtskreises.

Den Arbeitssinn, die energische Thätigkeit, welche die sächsische Race in Amerika auszeichnet, darf man vom französischen Canadier nicht erwarten, noch weniger, daß er sich den Kopf plage, um bessere Methoden für seine ländliche Wirthschaft zu ersinnen, oder auch nur nachzuahmen. Er hat eine ererbte Abneigung gegen jede Art von Neuerung, auch wenn sie augenscheinlich nützlich ist und den Ertrag seiner Felder und Gärten beträchtlich erhöhen könnte. Selbst das Beispiel seines englischen Nachbars, der durch industriöse Thätigkeit und Anwendung aller Verbesserungen in der Bodencultur neben ihm reich wird, erschüttert nicht seine Gleichgültigkeit, spornt ihn nicht an zur Nachahmung. Nur wenn der Seigneur selbst und besonders der Pfarrer ihm die Anwendung einer neuen Methode empfehlen würde, könnte dieser Gleichmuth und eine durch Tra-

dition und Erziehung zum stereotypen Charakterzug gewordene Antipathie gegen jede Aenderung hergebrachter Gewohnheiten besiegt werden.

Einzelne Beispiele, daß der Seigneur und der Pfarrer sich einigten und für leibliche und geistige Fortbildung der Gemeinden einige Sorge trugen, sind vorhanden und hatten schönen Erfolg. Als ein solches Beispiel könnten wir die Seigneurie Saint-Hilaire anführen, welche Major Campbell gekauft hat, der von seinen Landleuten als ihr Wohlthäter geehrt und geliebt wird, obwohl er Protestant ist, und der selbst mit der Geistlichkeit sich auf besten Fuß zu stellen wußte. Er führte in den Dörfern seiner Herrschaft viele landwirthschaftliche Verbesserungen, auch Schulen ein. Solche Beispiele kommen aber in Ost-Canada überhaupt nur als Raritäten vor, und das aus gutem Grunde. Denn mögen auch Erweckung des Nachdenkens, Industrie und Wissenschaft die Cultur eines Landes rascher vorwärts bringen, die Menschen wohlhabender und gebildeter machen, so besorgt man am St. Lorenzflusse doch wohl nicht ohne Ursache, aus genügsamen, friedlichen und harmlosen Landsubjecten dürften mißvergnügte, störrische und neuerungssüchtige Menschen hervorgehen, welche nachdenken lernen und, aufgeregt durch den verführerischen Klang der Worte liberté und egalité, sich herausnehmen könnten, sogenannte natürliche Rechte zu fordern und, statt

wie bisher der klügeren Einsicht gesalbter Häupter unbedingt zu folgen, am Ende gar der Herrschaft und der Kirche nicht mehr so willig und pünktlich wie jetzt zahlen möchten, was nach altem Brauch und Recht des Seigneur und der Kirche ist.

Wohl giebt es auch in Unter-Canada eine Partei, welche Neuerungen predigt und Unzufriedenheit säet. Man nennt sie auch dort die Partei der „Rothen“ und „Wühler“, und mit ihr geht jetzt, was gewisse Reformfragen, besonders die Abschaffung der Seigneurial-Privilegien, betrifft, sogar ein Theil der alten protestantischen Tories von Ober-Canada Hand in Hand. Aber diese Partei ist fast ausschließlich auf die zwei größten Städte des Landes und deren nächste Umgebung beschränkt. Ihre Stimme dringt selten in das offene Land und verhallt dort wirkungslos vor dem mächtigen Orakelton, der von der Kanzel schallt und den zu hören und zur alleinigen Richtschnur zu nehmen alle Köpfe und Ohren von Kindesbeinen an gewöhnt sind. Die „Rothen“ von Montreal und die strengen Protestanten von Ober-Canada stimmen merkwürdigerweise auch darin überein, daß sie den französischen Canadiern das Schicksal der Indianer prophezeihen, wenn sie, wie bisher, der Wissenschaft und den Reformen abhold, gegen jede Aenderung alter Bräuche und Erziehungsweise sich stemmen würden. Sie sagen: ein am Alten hart-

näckig festhängendes ignorantes Volk, welches, sich selbst zur ewigen Unmündigkeit verdammend, alles Denken und Handeln seinen geistlichen Führern überlasse, müsse in nächster Nachbarschaft und Concurrenz mit einer so thatkräftigen und reformirenden Race wie die angelsächsische nothwendig ärmer und ärmer werden und zuletzt wie die Irländer verhungern oder wie die Rothhäute dem Lande der Väter den Rücken kehren *). Schon jetzt sehe man das Eigenthum der französischen Canadier, welche, um Industrie und Handel sich nichts kümmernd, diese ganz und gar den englischen Ketzern überlassen, schmäler und schmäler werden. Die angelsächsischen Ansiedler kaufen in der That den französischen Grund und Boden, bauen stattliche Häuser, bedienen sich zu ihren ländlichen Arbeiten der Maschinen statt der Hände, errichten Mühlen und Fabriken und öffnen ihre Stores, um für Kaffee, Thee, Tabak und andere Bedürfnisse mehr Geld aus der Tasche des französischen Bauers zu ziehen, als dieser durch Productenverkauf wieder gewinnt. In Montreal und Quebec, die einst ganz französisch waren, sind jetzt

*) Dieselbe Ansicht theilen auch manche französische Schriftsteller, unter anderen die Herren v. Volney und Tocqueville. Merkwürdig sind die Einzelnheiten, welche Ersterer über den allmäligen Untergang der französischen Niederlassung Vincennes am Wabasch mittheilt.

englisches Wesen und englische Sprache ebenso herrschend geworden wie in der Hauptstadt der Louisiana, und die Franzosen, die einst die besten Häuser und die werthvollsten Grundstücke in der Mitte der Stadt besaßen, sind meist in die Vorstädte zurückgedrängt, bewohnen dort bescheidene Breterhäuschen und gehören bereits zum großen Theile der dienenden und Kartoffeln essenden Bevölkerungskategorie an, während die englischen Industriellen und Storehalter die schönsten Stadtquartiere und die besten Steinhäuser inne haben, saftige Beefsteaks genießen und die Reichen und die Herren spielen.

„Aber machen Reichthum, Cultur und Wissen auch das Glück des Menschen und der Völker aus? Ist der genügsame französische Canadier in bescheidener Hütte mit Zwiebeln und Kartoffeln, aber ohne Bücher, nicht beneidenswerther als der Yankee, der allerdings kräftige Roastbeefs verzehrt, gute Schulen und Zeitungen hat, aber auch von Neuerungssucht und vom Mammonfieber gepeinigt ist, Tag und Nacht grübelt, wie er sein Loos verbessern und sein Capital vermehren kann und den kurzen Erdensegen als Ketzer zuletzt doch mit ewiger Verdammniß bezahlen muß? Ist der einfache beseligende Glaube nicht mehr werth als euere Schulgelehrsamkeit? Und sind nicht gerade das Wissen und die Cultur, auf die ihr euch so viel einbildet, die Klippe, an der manch glän-

biger Sinn Schiffbruch gelitten, das Gift, welches den einfach biederen Charakter des gemeinen Mannes verdirbt, ihn zum Grübeln und Zweifeln, zum Denken und Raisonniren verleitet, aus einem zufriedenen und fügsamen Unterthan, der noch an alter Vätersitte hängt und Autoritäten respectirt, einen unruhigen und ungefügigen, laut bellenden Neuerer macht und ein schönes patriarchalisches Verhältniß zerstört? Tragen nicht jene sogenannten Fortschritte der Bildung und der Technik, deren ihr euch rühmt, vor Allem dazu bei, das Gift zu verbreiten? Ein Bauer, der lesen kann, ist schon der alte gläubige Bauer nicht mehr. Wie leicht liest er ein schlechtes Buch oder gar eine Zeitung, die ihm das Gift des Zweifels einträufelt und worin er von Einrichtungen anderer Staaten hört, die ihm vielleicht besser munden als die seinigen. Und euere Dampfschiffe, euere Eisenbahnen, welche den unstäten Sinn und die Wanderlust bei bisher s i t z s a m e n Leuten erwecken, machen sie die Menschen nicht nothwendig revolutionär und neuerungssüchtig, da ihnen dadurch die Mittel gegeben werden, beim Nachbar jenseits der Gränze sich umzuschauen oder gar auf und davon zu gehen, wenn ihnen das mildväterliche Regiment zu Hause nicht mehr behagt? Allez-vous en avec vos sciences et vos réformes? Laissez nous tranquilles? Est-ce-que ce pauvre peuple dans sa croyance et sa pauvreté

n'est pas plus heureux que vous?" — So antworten in Canada die conservativen Führer und Schildträger den gegnerischen Fortschrittsmännern, und wir wollen hier gar nicht entscheiden, welche von beiden Parteien mehr Recht hat und beredter polemisirt, sondern nur einfach das Factum registriren, daß trotz des revolutionären Versuches von 1837 und trotz der Nachbarschaft von Republikanern und Ketzern, in Masse genommen, kein Volk in der Welt, nicht einmal die treubewährten Tyroler, ja selbst nicht die Urner und Unterwaldener, conservativer, frömmer und seinen geistlichen Führern gehorsamer ist als das französische Landvolk am unteren St. Lorenzstrom.

Ja, hätten alle Völker des Erdballs diesen Charakterzug des canadischen Landvolks, die Geschichte würde uns nichts von jenen Throne und Staaten erschütternden Ereignissen der letzten siebenzig Jahre erzählen, deren düstere Erinnerungen noch frisch in die Gegenwart hereinspuken und den Zukunftglauben manches gut Conservativen erschüttern*).

*) Der Revolutionsversuch von 1837 beschränkte sich auf wenige Distrikte von Montreal und blieb wirkungslos, weil die Geistlichkeit dagegen und das Landvolk völlig indifferent war. Einige Gefahr hatte der Putsch nur durch die Nähe der Sympathisers aus den Vereinigten Staaten, welche Lust zeigten. mit den Waffen in der Hand die Gränze zu überschreiten.

Noch für eine Reihe von Jahrhunderten würde die Weltgeschichte jenen gemächlichen Gang gehen, der, wenn nicht eben fortschrittfördernd, doch conservative Gemüther gründlich beruhigen dürfte. Don Philipp könnte sich ruhig schlummern legen, auch ohne daß ein Herzog Alba für ihn wachte, und ein französischer Imperator brauchte nicht immer auf Circus und Schauspiele für seine wankelsinnigen Pariser zu sinnen, da man doch nicht alle Tage Kaiserproclamirungsfeste feiern und schwarzbärtige Abdel-Kaders dem Publicum zeigen kann.

„La France s'ennuie!“ hatte unter Louis Philipp's hausbackenem Regiment eine beredte Warnungsstimme von der französischen Rednerbühne gerufen, und der warnenden Mahnung war der Sturz des Thrones gefolgt. In Unter-Canada hat es mit dem Ennuyiren keine Noth. Nur unruhige, blasirte oder geistreiche Leute kennen bekanntlich diese Art von Pein. Der französisch-canadische Bauer verlangt weder nach Schauspielen, noch nach Zeitungsneuigkeiten und ist auch darin weit genügsamer als der deutsche Philister, der, wenn er zu Hause die Ruhe liebt, doch bekanntlich gern lies't und hört, „wie draußen, weit in der Türkei, die Völker auf einander schlagen.“ La lecture fatigue la tête! wurde uns mehr als einmal von Canadiern erwidert, wenn wir sie fragten, warum sie kein einziges Buch im Hause hätten.

Leute, die außer Canada noch andere fremde Völker verschiedener Zonen zu beobachten Gelegenheit hatten, wollen behaupten, sie hätten auf zwei Erdhälften nie ein genügsameres, ehrlicheres und frömmeres, aber auch kein ignoranteres Volk gefunden, als das gute und glückliche Landvolk an den St. Laurentius-Ufern. Wird man es im schreib- und lesefeligen Deutschland glauben, daß hier unter hundert französischen Canadiern durchschnittlich kaum einer ist, der je einen Blick in eine Zeitung geworfen, daß wir, namentlich in einiger Entfernung vom Strome, kaum einen Bewohner fanden, der von den europäischen Ereignissen des Jahres 1848 Kunde hatte? Nicht eine einzige von den langen Reden der Paulskirche, nicht ein Buchstabe von den deutschen Grundrechten hat Gottlob den Weg in diese friedlichen Hütten gefunden. Auch von Louis Napoleon wußten sie nichts, aber den Onkel kannten sie, den die Fama ja selbst den fernsten Rothhäuten genannt hat. Das geographische Wissen der Canadier beschränkt sich in der Regel darauf, daß es drei Staaten in der Welt gebe, nämlich England, Frankreich und eine große Yankee-Republik. Von dem geographischen Begriff „Deutschland" wußte keiner der canadischen Bauern, deren Gelehrsamkeit wir examinirten. „Russia," der vielgesprochene, klangvolle Name der alten Welt, welcher

heute von der Weichsel bis zur eisumpanzerten Behringsstraße in ununterbrochener Linie auf dreier Welttheile Boden in Veerhrung oder Furcht auf allen Lippen bebt, ein Name, der heute weiter hallt als das alte „Halla“ der mongolischen Eroberer — auch von Russia wußten sie nichts — „ces heureux Canadiens!“

VI.

Die Anglo-Amerikaner.

In naher Nachbarschaft von dem „glücklichen" Unter-Canada im Süden und Westen bewegt sich eine Völkerrace von ganz entgegengesetztem Sinn und Streben. Schon der englische und irische Ansiedler in Ober-Canada ist in seinen socialen Einrichtungen, im Trachten, Handeln und Leben von den französischen „Habitans" am St. Lorenzstrome überaus verschieden. Es gibt in Ober-Canada weder Seigneurieen, noch erbliche Standesprivilegien. Niemand ist durch das Gesetz genöthigt, einem Grundherrn oder einer Kirche zu steuern, und Jeder kann nach Belieben alle Wasserkräfte, welche die Natur dort sparsamer als im Nordosten verliehen, zu industriellen Zwecken benutzen, während in Unter-Canada dieses Recht nur dem Seigneur zusteht*). Die materiellen

*) Drückender als diese Seigneurialsteuern und die Vorenthaltung der bewegenden Naturkräfte ist in Unter-

Fortschritte des englisch redenden Ober-Canada, welches größtentheils von Protestanten bewohnt ist, sind daher im Vergleich zu der französisch plaudernden Ostprovinz ungeheuer. Die ganz neuerdings der legislativen Assembly in Quebec vorgelegten statistischen Tabellen liefern dafür unwiderlegliche Beweise.

Weit größer und augenfälliger als zwischen dem Lande am nördlichen Lake Superior und Ontariosee ist in den Vereinigten Staaten, namentlich im Westen, in politischen, socialen und religiösen Dingen der Contrast gegen das französische Unter-Canada. Wie sie in letzterem Lande das Glück und die Aufgabe des Lebens in der Ruhe, der Stabilität und dem Festhalten am Herkömmlichen suchen, wie des Canadiers liebenswürdig bescheidene Wünsche lediglich auf das Erhalten des Vätererbtheils, des Holzhäuschens mit der Veranda und den Heiligenbildern, des umzäunten Feldes, das der Priester gesegnet hat, des alten Glaubens und der alten Sitte, endlich auf die Hoffnung gerichtet ist, dereinst ein möglichst grünes Plätzchen in jenem Paradiese zu finden, das dem

Canada das Recht des Grundherrn, bei jedem Verkaufe, den ein Ansiedler seiner Herrschaft abschließt, zehn Procent vom Kapital zu fordern. Dieser wirklich arge Mißbrauch hat wohl die meisten europäischen Einwanderer abgehalten, sich in Unter-Canada trotz seiner herrlichen Wasserstraßen zu fixiren.

Ketzer verschlossen — so herrscht bei der sächsisch-gälischen Race*) der Vereinigten Staaten ein athemloses Vorwärtsbewegen, eine fieberhafte Verbesserungslust und ein unersättlicher Drang, für lockenden Gewinn Alles zu unternehmen und zu wagen.

Wie man hier gierig nach jeder neuen technischen Erfindung hascht und sie für die Verbesserung des Wohlstandes auszubeuten trachtet, so läßt man auch dem Heere der politischen, socialen und religiösen Neuerer das unbeschränkteste Feld, zu predigen und zu experimentiren, so viel sie wollen. In den westlichen Staaten gehört, wie der Census nachweist, die größere Zahl der Bevölkerung gar keiner eigentlichen Kirche an. Dies ist namentlich in den Staaten Wisconsin, Illinois, Missouri und Jowa der Fall. Nur in den Städten genießen die katholischen Priester wie auch einige presbyterianische und methodistische Prediger eines bedeutenden Ansehens und Einflusses. Die zerstreut lebenden Farmer, die Massen des Volkes dagegen sind im Westen religiös indifferent. Selbst die Irländer in der zweiten Generation haben, wie uns viele katholische Priester klagten, durchaus nicht mehr den strenggläubigen Sinn der Väter

*) Wir verweisen auf die sehr interessanten Forschungen von Franz Löher hinsichtlich der Amerikaner mit gälischem, d. h. irischem Blut.

und zeigen störrische Nacken, während die alten eingewanderten Iren so unbedingt ihrem Führer folgen, wie dem Leithammel die Lämmerherde. Die Arbeit und die Sorge für das irdische Glück nimmt auf diesem jugendlichen Boden die Thätigkeit des Mannes so ganz in Anspruch, daß er kaum Zeit findet, an das Jenseits viel zu denken. Auch die atheistischen Apostel (größtentheils Deutsche) machen bei den westlichen Yankees kein Glück. Nur die Minderzahl kümmert sich noch um die alte Kirche, für die neureligiösen oder vielmehr irreligiösen Gemeinden, die sich zu bilden versuchen, zeigt sich noch weniger Interesse. Selbst der eifrig orthodoxe Theil der Yankees pflegt nur an den Sonntagen fromme und andächtige Gedanken zu haben, wo noch herrschendem Gebrauche die Stores geschlossen sind, die Geschäfte ruhen, und zahllose bestiefelte Beine in andächtigster Behaglichkeit aus den Fenstern ragen.

An namhaften Subscriptionen für Kirchenbauten fehlt es trotz des religiösen Indifferentismus der Massen nie. Von manchen reichen Yankees, welche außerdem für andere fromme und wohlthätige Zwecke stets eine offene Hand haben, behauptet man, daß in der Regel etwas weniger fromme Intention als kluge Speculation dahinter stecke. „Smart“ zu sein, gilt in Amerika bekanntlich als die beste Mannestugend. Das Wort ist im Yankeesinn beinahe

unübersetzbar. Es bedeutet eben einen schlauen, feinen, praktischen, geschäftsgewandten Menschen, der sich nie anführen läßt, wohl aber Andere fein anzuführen weiß, ohne dem Gesetz zu verfallen. Ein Kaufmann oder Speculant, der in die Kirche geht, findet aber in der Regel leichter Credit als einer, der sich zu keiner religiösen Gemeinschaft bekennt. Die Capitalisten und Großhändler von New-York und Boston, deren Dollars den westlichen Boden befruchten, sollen es immer gern hören, wenn eingeholte Informationen über diesen oder jenen Geschäftsfreund melden, er besuche die Kirche jeden Sonntag, singe und bete mit den Andächtigsten um die Wette und subscribire für den Bau jedes neuen Gotteshauses.

Unter den Millionen von europäischen Emigranten, welche mit dem Rest ihres Capitals und ihrer Hoffnungen über den Ocean steuerten, um auf der „gelobten Erde der neuen Welt“ sich eine neue häusliche Existenz und ihren Kindern eine ungetrübte Zukunft zu gründen, scheinen die Eindrücke, welche sie hier von dem politischen und gesellschaftlichen Leben, von dem Charakter der starkgemischten Bevölkerung, von den Annehmlichkeiten der Städte oder des Farmerlebens empfangen, die verschiedenartigsten, widersprechendsten zu sein. Besonders über den persönlichen Werth des Amerikaners stehen sich oft die Ansichten erfahrener Männer, welche öffentlich wie

im Privatleben viel mit Yankees verkehrten und von der Richtigkeit ihrer Beobachtungen fest überzeugt sind, auf das Schroffste gegenüber. Manche angesiedelte Deutsche, selbst solche, welche in Diensten von Amerikanern waren, lobten sie uns als humane und generöse Naturen, als zuverlässige und dienstbereite Nachbarn, welche nie wie der Deutsche neidisch auf des Anderen Glück seien, als religiöse Männer und musterhafte Familienväter, während Andere an ihnen nur Schlechtes, nur Schatten bemerkten, Schwindler und Humbugmacher, herzlose Heuchler und gewissenlose Betrüger in ihnen sahen.

Wenn wir in unseren Tagebüchern die hundert contrastirenden Urtheile solcher Beobachter, die man als langjährige Settler für competent halten könnte, nachlesen, wandelt uns immer einige Heiterkeit an, und wir möchten mit dem Philosophen fragen: was denn in dieser sonderbaren Welt eigentlich Wahrheit sei. Unsere süddeutschen Landsleute, vor Allen die guten Schwaben, vermissen bei dem Amerikaner das Gemüthliche. Das ist in der That eine Eigenschaft, die ihm ganz abgeht. Den nüchternen, steifen, wortkar en Yankee umschwebt gewöhnlich eine so frostige Atmosphäre, daß in jeder cordialen deutschen Gesellschaft, wo er erscheint, das Thermometer um zwanzig Grad unter den Gefrierpunkt sinkt. Oft aber erklärt sich auch die Verschiedenheit der Urtheile dadurch,

daß die meisten Beobachter geneigt sind, von dem beschränkten Kreise ihrer persönlichen Erfahrungen, Schlüsse auf das Ganze zu ziehen und daß in verschiedenen Staaten der Sinn und Charakter der englisch redenden Bevölkerung abweichende Nuancen darbietet und z. B. in St. Louis oder in New-Orleans nicht der gleiche ist wie in Boston und Philadelphia.

Worin aber die Eindrücke aller europäischen Einwanderer mit merkwürdiger Unanimität zusammenstimmen, das ist die Ueberraschung über die gesehenen Culturfortschritte des Landes, deren Größe — ohne Phrase — an das Mährchenhafte streift, über den kühnen Unternehmungsgeist, die feurige und glückliche Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, die auf praktische Einrichtungen Bezug haben. Alles, was wir darüber Rühmendes gelesen und gehört, erschien uns weit hinter der Wirklichkeit. Schon die unermeßliche Bewegung im Hafen von New-York hat auf dem europäischen Festlande nicht ihres Gleichen. Neben ihm möchte der Hafen von Marseille oder Havre, selbst der von Hamburg, dem Besucher still und kleinlich erscheinen. Ja nach dem Geständnisse der Kenner bietet selbst London, „wo fünf Welten ihre Schätze tauschen,“ dem Auge kaum ein so großartig bewegtes Gemälde, weil man dort weder den kühnen Bau der amerikanischen Ferryboote, noch die

kolossalen zwei bis drei Stockwerk hohen Flußdampfer schauen kann. Es ist überdies eine Thatsache, daß Bevölkerung, Verkehr und Reichthum in New-York verhältnißmäßig mächtiger fortschreiten als in London.

Die Yankeeköpfe haben den eigenthümlichen Zug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch als ihr Vetter John Bull, sich dessen Erfindungen gleichwohl rasch anzueignen, sie noch praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern wissen. Weder Kosten noch Risico erschrecken sie. Es zeigt sich dies nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in manchen anderen Zweigen des Maschinenwesens, wo sie Vollkommeneres leisten als die Engländer. Unser Freund und Reisegefährte, der sich darauf versteht, hatte in London die Dampfpresse bewundert, welche die Auflage des Riesenblattes „Times" in die Welt fördert. Als er aber in New-York die Presse manoeuvriren sah, welche von dem noch riesigeren Blatt, dem „Sun," 15000 Exemplare in einer Stunde fast ohne alle menschliche Beihülfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Letternsatz gelaufen, sie auch wohlgeordnet auf einander schichtet, da ging seine Bewunderung in Staunen über. In ähnlichem Falle befand sich einer unserer Bekannten in Wisconsin, welcher die englische Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt, aber große Augen machte, als er in

der westlichen Prairie den leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp seine Furchen ziehen und die Anwendung der verbesserten Mäh- und Dreschmaschinen sah.

Je weiter der europäische Ankömmling nach dem Westen vorrückt, desto mehr nimmt gewöhnlich seine Ueberraschung zu. Erst dort, wo er sich Alles noch so wild und unwirthbar gedacht, lernt er die Kühnheit des Yankee-Geistes würdigen, dort, wo es galt, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen. Schon auf dem Hudson, der hinsichtlich seiner Uferscenerie schon oft mit dem Rhein verglichen worden, findet ein patriotischer Rheinländer Gelegenheit zu demüthigenden Betrachtungen. Wohl gibt es hier keine so alterthümliche Stadt wie das „hohe, heilige Cöln,“ keine wetterbraunen gothischen Dome, auch keine Ruinen, keine Reben, keinen Johannisberger. Aber der Verkehr auf dem Wasser, Schifffahrt, Handel und Leben treten in einer imposanteren Gestalt auf als am Rhein. Mächtige Schiffe blähen ihre Segel, drei Stockwerk hohe Steamers, an Größe und Kühnheit des Baues, wie an Eleganz und Pracht der inneren Ausstattung mit einander wetteifernd, Schleppschiffe, Propellers, Dampffahrzeuge aller Sorten und Größen brausen unabsehbar auf und nieder, Emigranten und Waaren, Reisende und Spaziergänger befördernd. Der Yankee ist ein mobiler, wander-

lustiger Gesell, der nicht gern an der Scholle klebt, sondern sich überall hinbewegt, wo business und money zu machen. Aber die Dollars, die er gern gewinnt, gibt er auch leicht — ja großartig wieder aus, und nächst der unbeschränkten industriellen Freiheit und dem Associationsgeiste ist es das unaufhörliche Rollen der Capitalien, welche hier am meisten dazu beigetragen, die industriellen Wunder in's Leben zu rufen.

Mit neuen Städten, Dörfern, Luxushäusern und schmucken Farmen sind die Hudsonufer zwischen New-York und Albany bunter decorirt als die Rheingestade. Auch die waldigen Uferterrassen und die Formen des Alleghanyrückens kamen uns malerischer vor als die rheinischen Weinberge und die Gipfel des Siebengebirges. Freilich das mittelalterliche Interesse mangelt dem Hudson, es fehlen hier, wo Alles voll Jugend und frischaufsprossenden Lebens ist, die romantischen Trümmer, die halbverfallenen, halbrestaurirten Burgen mit ihren Geschichten und Sagen. Es pfeifen und schnauben die nüchternen Dampfröhren statt der holdseligen Töne der Loreley, die freilich auch am Rhein nur noch der Poet und der deutsche Mondschein vom letzten Viertel hört.

Es ist eben Alles auf den Kopf gestellt in dieser wunderlichen neuen Welt. Hier sind unsere wahren Antipoden. Weiß nicht jeder Schul-

knabe auswendig, daß man in Amerika im hellen Sonnenschein wandelt zur Stunde, wo die alte Welt dunkel ist und schläft. Kein Spatz pfeift hier vom Dache wie daheim, kein Rabe krächzt im Westen so wie bei uns*). Dieses nüchterne, steifleinene, unausstehliche Geschlecht der Yankees lebt nur der Gegenwart, schafft und baut nur für sie und die Zukunft. Das süße Dämmerdunkel der vergangenen Jahrhunderte, das wohlige Träumen von einer alten goldenen Zeit, die freilich nur für Wenige „golden" war, der romantische Moder und der deutsche Mondschein wollen diesem Geschlecht kein Behagen abgewinnen. Vergeblich war unser Mühen, in diesem Lande Proselyten zu machen. Auf unserer Hudsonfahrt nach Albany waren wir in Gesellschaft einiger gebildeter Amerikaner aus Boston, die auch in Europa und sogar am Rhein sich flüchtig umgesehen. Man sprach vergleichweise von den Strömen Deutschlands und Amerika's und den Contrasten ihrer Erscheinungen. Wir erzählten ihnen die deutsche Sage von der Loreley, suchten ihnen auch die zarte Schönheit der Fouqué'schen Undine begreiflich

---

*) Die Ornithologen konnten lange keinen äußerlichen Unterschied des nordamerikanischen Raben von dem deutschen Corvus Corone finden, obwohl seine Stimme ganz verschieden tönt. Endlich fand man das specifische Merkmal an der Zunge dieses Vogels.

zu machen und sprachen vom Ritter Hildebrand und vom deutschen Spukgeiste Kühleborn, der noch immer bei uns spuken soll.

Unsere Hoffnung, diese wassertrinkenden Temperance-Männer für deutsche Romantik zu bekehren, war eitel*). Statt den Werth dieser deutschen

*) Auch in Deutschland hat der Geschmack an der Romantik des Mittelalters beim Publikum, wenn wir nicht sehr irren, bedeutend abgenommen. Gutzkow's moderne deutsche Geistesritter ziehen, wie Verleger und Leihbibliotheken wissen, ganz anders als de la Motte-Fouqué's zu Maculatur gewordene Ritter mit Panzerschienen und geschlitzten Wämsern. Der Zauber, den das Mittelalter auf die Phantasie der Jugend geübt, scheint selbst bei den Primanern im Verlöschen, und Ritter Falko's Federbaret und Frau Minnetrost's Mondscheinaugen wollen nicht einmal unsere blonden Nähermädchen mehr begeistern. Das Publikum aller Stände ist offenbar nüchterner geworden. Man sieht das selbst im Theater, wo die derben Fäuste der Galerieen einst so wacker klatschten, wenn es Turniere gab und Hellebarden rasselten, während jetzt fast kein Mensch mehr diese Ritterspectakelschaustücke sehen mag. Ein talentvoller dramatischer Dichter der jüngsten Schule, der es noch kürzlich versuchte, aus mittelalterlicher Rumpelkammer altes Rüstzeug hervorzuholen und nach abgelecktem Staube einen neuen Ideenfirniß darauf zu kleben, hat sich damit keinen Dank geholt, nicht einmal bei den Nachkommen jener altaristokratischen Geschlechter, die in den Logen saßen und mit dem Tausche des Fracks gegen den Panzer natürlich auch den Geschmack an der Ritterlichkeit etwas reducirten. In der Burschen-

Schätze gehörig zu würdigen und uns für unsere commentirende Mühe wenigstens zu danken, lachten sie uns noch aus. Das Rauschen der Steamers und Propellers, meinten sie, sei, wenn auch keine so „wundersame," doch eine nützlichere Melodey als der Singsang der Loreley. Nixenmusik habe einen Hudsonpeloten noch nie in der Ruhe des Steuerns gestört, und wenn ihre Schiffe platzten oder zerschellten, so sei gewöhnlich nur der Ueberfluß an Concurrenz und Steam daran Schuld oder die Sehnsucht des Kapitäns, nicht nach schönen Nixen, sondern nach schönen blanken Dollars. So ein kräftiger Dampf, der einen tüchtigen Dreidecker treibe, sei aber — sagten die Yankees — augenscheinlich

---

schaft steckte die letzte massenhafte deutsche Jugendbegeisterung für das deutsche Mittelalter, und deren letzte mit modernen Stoffen gemischte Reminiscenzen sah man als Gothaer in der Paulskirche, wo sie einen deutschen Kaiser machten und kein Echo fanden, weder beim Adel, noch beim deutschen Volk. Den alten, ehrwürdigen Arndt, in welchem der edlere Geist einer denkwürdigen deutschen Geschichtsepisode, den guten alten Jahn, in dem ihre mehr manierirte Richtung sich darstellte, hatte der Verfasser der deutschen Geisteritter schon 1848 als „fossile Antiquitäten" bezeichnet, welche dem veränderten Zeitleben fremd geworden seien, und die wilde, ungestüme Jugend der Paulskirche verhöhnte jene ehrenwerthen deutschen Männer, denen die Wartburger Jugend und die Burschen der zwanziger Jahre noch so feurig applaudirt hatten.

irdisch gesegneter als der romantische Dampf, mit dem man in unserem praktischen Zeitalter verhungern könne, und von Leuten, deren Phantasie zu viel an Nixen dächte, sei es nicht verwunderlich, wenn sie in der Realität nix in der Tasche hätten. Mehr Weinberge seien allerdings am Rhein als am Ohio, auch mehr Mittelalter, aber bei den glücklichen Temperance-Fortschritten entwöhne man sich hier überhaupt des Weins. Der arme rheinische Weinbauer aber müsse schwere Steuern zahlen und bei viel Schweiß viel darben. Ob denn ein Farmer am Ohio oder Hudson bei täglichem Roastbeef und zunehmendem Wohlstande nicht beneidenswerther sei als so ein schwitzender und steuergesegneter Weinbauer am Rhein oder ein heruntergekommener Edelmann, der die Ruinen seines Ahnensitzes mit Dohlen und Fledermäusen bewohne und bei Rüben und Kartoffeln auch seine veralteten Standesprätensionen bewahre? — Starrköpfige Temperance-Männer der neuen Welt von dem Irrthum ihres Raisonnements über die alte zu überzeugen, sie wenigstens für unsere Stammbäume und Stolzenfels' restaurirte Rittersäle zu erwärmen, war verlorene Mühe. Es sind unverbesserliche „Gleichheitsflegel," wie sie Heinrich Heine so richtig genannt hat.

Das Staunen über den materiellen Fortschritt der amerikanischen Cultur wächst bei dem europäischen

Ankömmling noch bedeutend, wenn er den Eriesee erreicht hat, das dortige Leben und Treiben beobachtet, die Städte und Bauten an seinen Ufern, die Mühlen und Fabriken, deren Räder der wilde Niagara treibt, die kühne Hängebrücke über dem tiefen senkrechten Felsbett dieses mächtigen Stromes erblickt und dann in dem Prachtsaal eines Dreideckers, wie der May-Flower, über den See gleitet, in Detroit mittelst der Eisenbahn durch Michigan rutscht und, am großen Michigansee in einen anderen dampfbeflügelten Palast aufgenommen, mit brausendem Räderschwung rasch wie der Sturmwind nach dem fernen Westen spedirt wird, wo er dasselbe wiederfindet, was ihn schon im Osten überrascht: große, volkreiche, blühende Städte voll lebendigen Verkehrs, auf ausgefüllten Sümpfen stehend, wo die Jäger noch vor wenigen Jahrzehnden wilde Enten und froschschmausende Reiher geschossen, Riesenbauten für commercielle und industrielle Zwecke, schmucke Farmerhäuser, elegante Gasthöfe u. s. w.

Am oberen Mississippi ist zwar in jenen Gegenden noch vollkommene Wildniß, wo die alljährlichen großen Stromüberschwemmungen die festen Ansiedelungen beinahe unmöglich machen. Doch haben auch hier so manche kühne Yankees und selbst einige kühngewordene deutsche Settler es gewagt, den Wald zu fällen, Mais zu säen und Blockhütten zu bauen auf

die Gefahr hin, jedes Frühjahr einmal vom tückischen Strom mit Haus und Habe fortgeschwemmt zu werden. Nahebei 900 Dampfer befahren gegenwärtig den Mississippi mit seinen Nebenflüssen, sogar oberhalb der St. Anthony-Fälle sind neuerdings einige Steamers auf dem Fluß placirt, und in gewissen Monaten hat man Gelegenheit, fast den ganzen Missouri aufwärts bis nahe dem Fuß der Rocky-Mountains zu befahren.

Am Ohio, Illinois, Arkansas, Red-River überall das gleiche Schauspiel von entstandenen oder entstehenden Städten oder Städtchen. Wie Pilze unter einer tropischen Sonne schießen sie aus dem fetten Alluvialboden heraus*). Den Gipfelpunkt der Augenüberraschung fanden wir in St. Louis, dem großen Emporium des Westens, wo wir am Mississippi-Kai nicht weniger als dreiundvierzig Dampfer in stolzer Reihe zählten, darunter prächtige Dreidecker, deren säulenumreihte Stockwerke und Eisenschlöte wie Castelle über dem kaffeebraunen Wasser des Flusses hervorragten. Gegenüber diesen Schiffen erhebt sich eine Häuserreihe, deren keine europäische Hauptstadt

---

*) Das Journal des Debats machte noch ganz kürzlich das für Franzosen beschämende Geständniß: in Amerika entständen blühende Städte ebenso schnell und leicht, wie in Algerien etwa ein mageres Olivengärtlein.

sich zu schämen hätte. Die Bevölkerung von St. Louis hat in diesem Jahre die Zahl 100,000 überschritten. Als vor etwa 20 Jahren unser gelehrter Landsmann Dr. Engelmann sich in St. Louis niederließ, zählte die Stadt kaum 8000 Einwohner, worunter viele abenteuerliche und bettelhafte Franzosen. Der obere Missisippi aber hatte noch kein Dampfschiff gesehen, und ganz in der Nähe gras'te noch friedlich der Büffel, der jetzt mit seinen rothhäutigen Freunden, den Delawaren, Chirokesen und Sioux, nahe bei 1000 Meilen weiter nach Westen gedrängt worden.

Ein Etwas, das in der neuen Welt den reisenden Europäer mehr befremdet und überrascht als jene augenfälligen Wunder, die der rastlose Unternehmungsgeist einer thatkräftigen Nation geschaffen, ist neben dem Entstehen und Aufblühen von ausgedehnten Staaten der Mangel jener Potenzen, welche nach europäischen Begriffen zum Gedeihen der Civilisation unentbehrlich sind — wir meinen eine wohldisciplinirte bewaffnete Macht, eine wohlorganisirte löbliche Polizei, eine scharfe Ueberwachung der Vereine und der Presse, eine nothwendige Gewerbsbeschränkung und eine weise Bevormundung der Gemeinden durch die Staatsbehörden. Von all dem sieht man in den Vereinigten Staaten das Gegentheil, und dennoch existiren, wachsen

und gedeihen sie. Auf der langen Strecke vom Ocean bis zum Missouri haben wir nur bei einigen Festgeprängen militärische Uniformen gesehen, z. B. bei der Todtenfeier für die drei großen Bürger, Calhoun, Henry Clay und Webster, aber nie uniformirte Polizeidiener, und doch ist die Sicherheit des Eigenthums im Ganzen nicht geringer als in Europa*). Den Zeitungen ist die unbegränzteste Freiheit gelassen, so viel Gescheites oder so viel Unsinn zu sagen, so viel zu lärmen und zu agitiren, als sie Lust haben. Hunderte und Hunderte von politischen, socialen und religiösen Vereinen entstehen, bleiben oder vergehen, und der Staat kümmert sich nicht darum. Man läßt Herrn Cabet und Herrn Weitling mit ihren communistischen Experimenten eben so völlig frei gewähren, wie die Pantheisten und Atheisten der sogenannten freien Gemeinden oder, im Gegensatze, wie die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, welche in Amerika als Prediger und Lehrer auf das Umfangreichste wirken und von den Häfen des Oceans bis jenseits der Rocky-Mountains ihre zerstreuten Posten behaupten. Selbst

*) Mit Ausnahme der Städte New-York, St. Louis und Cincinnati, wo zahlreiche Gaunerbanden und der freche Rowdy-Pöbel eine etwas kräftigere Handhabung der Polizei zum Schutz des ruhigen Bürgers wirklich sehr wünschenswerth machen.

die Mormonen und ihre Apostel, gegen welche früher Lynch und Volkswuth sich richteten, läßt man jetzt in Ruhe. In St. Louis feiert diese merkwürdige Secte bekanntlich wieder öffentlichen Gottesdienst.

Der Staat und die Gesellschaft, weit entfernt durch diese entgegengesetzten Bestrebungen aus den Fugen zu gehen, erstarkt, blüht und schreitet riesig fort mitten im Kampfe der Ideen und der widerstrebenden Volkselemente, deren gegenseitiger Wetteifer die mächtige Staatenentwickelung nur zu fördern scheint, der Eiche gleich, die am tiefsten wurzelt und am höchsten ihre blätterreichen Kronen treibt, wo ihr am meisten Luft und Licht gegönnt ist, und die Stürme sie unbehindert rütteln. Es herrscht unter den Yankees die seltsame Meinung, daß, wenn ein Staat auch mit den entgegengesetzten Grundprincipien mächtig und dauerhaft sein könne, doch kein Volk ohne jene Institutionen reich und glücklich zu werden vermöge. Ueberall, wo freie und absolut regierte Staaten in der Industrie und im Welthandel concurriren, müsse sich die Waage zu Gunsten jener neigen, da in letzteren der wahre Associationsgeist nicht aufkommen könne, durch den allein in Nordamerika so gewaltige Dinge geschehen.

Es sind sonderbare Käuze diese Yankees mit ihrer sächsisch-gälischen Blutmischung! Wir begrei-

fen vollkommen, daß ehrliche und enthusiasttische Deutsche von Gemüth, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich finden. Wie sie dasitzen in ihren Stores und Geschäftstuben, in den Salons der Steamers und der Gasthäuser, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst hoch aufwärts streckend — trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter — nichts als Businessgedanken und Dollartrachten in den Köpfen, keinen Sinn für das Schöne, keine Freude an dem Edelsten, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann! An den Wissenschaften kann sich der Amerikaner noch allenfalls betheiligen, besonders an solchen Zweigen, die in das praktische Leben einschlagen. Aber für Poesie, schöne Künste und selbst für den reinen Naturgenuß fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Bei einer Beethoven'schen Symphonie, vom deutschen Musikverein in Milwaukee herrlich vorgetragen, sahen wir ein ganzes amerikanisches Auditorium gähnen. Selbst Byron's gewaltige Lyra gefällt den Yankees nicht, obwohl sie in Tönen klingt, die der Amerikaner nicht wie der Deutsche erst zu lernen braucht. Die lustigsten Beobachtungen aber machten wir am Niagarafalle, wohin täglich Hunderte von Yankeetouristen dampfen. Der großartigsten Naturscene, welche die

Welt kennt, kehren sie gewöhnlich nach ein paar Minuten kühlen Beschauens gleichgültig den Rücken, zufrieden sagen zu können, daß sie auch am Niagara gewesen.

„Es muß auch solche Käuze geben!" hat der alte Göthe selbst vom modernen Teufel gesagt. Die räthselhafte Allmacht, die über den Geschicken der Menschheit wacht, hat die Völker des Erdballes mit verschiedenartigen Gaben bedacht, wohl um sie in den Fall zu setzen, jene verschiedenartigen Rollen zu spielen, die sie ihnen für die Entwickelung der großen Culturgeschichte bestimmt hat. Chevalereske, anmuthige und liebenswürdige Völker, wie die Spanier und Franzosen, haben in Amerika nichts ausgerichtet, nichts Praktisches geleistet, nichts Großes und Bleibendes geschaffen, ja wahrhaft Fiasco gemacht. Mexico und Unter-Canada sind Beweise dafür.

Auch die Deutschen, wo sie nicht gemischt mit Yankees wohnen, schreiten nicht so rasch vorwärts. Man sieht dies in rein deutschen Orten, z. B. im Städtchen Hermann am Missouri. Nur dieses lederzähe und stahlharte Yankeegeschlecht, das aus verschiedenen Racen und zum Theil aus dem Auswurf Europa's zusammengebacken, war und ist heute noch seiner Aufgabe gewachsen: die Cultur in diesem Welttheil mit Siebenmeilenstiefeln vor-

wärts zu reißen. Den Urwald fällen, die Steppe mittelst des leichten Stahlpfluges im Galopp befruchten, Wölfe, Bären und rothe Menschen ohne Erbarmen vor sich hertreiben, die Distancen — „ces fléaux de la Russie," welche selbst die autokratische Allmacht noch nicht zu besiegen verstand, mittelst des Dampfes bewältigen, auf kaum zugängliche Gebirge, in die entlegensten Einöden Industrie und Maschinen versetzen, Gold und Kohlen aus den Eingeweiden der Erde reißen, die Küsten zweier Weltmeere mit ihren Dreimastern, alle Flüsse, alle Binnenseen mit ihren Steamerkolossen bedecken, überall Leben und Cultur wecken, wo sie nicht vorhanden, — das kann und konnte nur eine Nation von dieser Einseitigkeit, eine Nation, die allerdings fast ausschließlich nur Gewinnsucht und Moneydrang durchseelt, die aber eben nur in dieser Ausschließlichkeit der Vollführung ihrer Bestimmung fähig ist. Minder passend dazu wären alte Völker, die vor lauter Gelehrsamkeit die Kraft der That verloren haben und über das eigene Elend noch zu philosophiren pflegen. Meinte doch selbst der gelehrte Herr von Raumer: „man solle lieber sich freuen als beklagen, daß die Amerikaner noch keine besondere Vorliebe für schöne Künste und Wissenschaften gewonnen. Denn dann hätte auch diese Nation den Höhepunkt ihrer Blüthe bereits erreicht und würde, wie

andere Nationen, wieder langsam bergab steigen, ohne ihre weltgeschichtliche Bestimmung erfüllen zu können."

„Freilich finden Viele in der Völkergeschichte immer nur die schmuzige Gasse unter ihren Fenstern wieder, wo alltäglich gemarktet wird. Allein der wahre Historiker hat neben den Thaten menschlicher Erbärmlichkeit auch Raum für das Walten der unsichtbaren Naturkräfte, für die Ideen, die in den Geistern Wolken sammeln und reiben bis zum Sprühen des elektrischen Schlages." Bedeutsame Worte, welche ein geistvoller Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung einst in Bezug auf ein anderes Volk und Land gesagt, die aber auch auf Nordamerika und seine Völker passen. Fragen wir diese Gegenfüßler Sibiriens, ob sie auch einige Erkenntniß ihrer Rolle haben und wissen, zu welch' geheimnißvollem Bau der alte, unsichtbare Meister die Räder und die Fäden wohl einmal brauchen dürfte, die hier am westlichen Webstuhle der Zeitgeschichte so wacker schnurren in den Händen rüstiger Handlanger und Gesellen. Liegt in dieser Fiebereile, womit man hier nicht bloß einen Welttheil durch Büchse, Pflug und Dampf zu erobern versucht, sondern ländergierige Briareusarme auch anderwärts, selbst über das westliche Weltmeer hinausstreckt, ohne nach Völker- und Staatenrecht zu fra-

gen — liegt darin gar nichts als Beutelust, allenfalls noch ein dunkler Drang, ein geheimnißvoller Instinct, welcher Nationen wie Individuen zu räthselhaften Zwecken beseelt? Oder ist in diesem ruhelosen Jagen der Massen nach Besitz, wo man nicht nur irdische Schätze sammelt, sondern auch die besten Mannestugenden: Muth und Thatkraft, stählt, bei dieser Gierde, nicht nur herrenlose Wildnisse urbar zu machen, sondern auch ferne apathische Völker zu zwingen, an den eigenen Culturzuständen Theil zu nehmen, doch ein Etwas, was einen Gesichtskreis verräth, der ein klein wenig über den Dollar hinausgeht?*) Ob die Stimmen jener vorlauten Chor-

*) „Der geistige Gesichtskreis der Amerikaner geht nicht über den Dollar hinaus," äußerte noch unlängst ein sehr gelehrter Mitarbeiter in der Allgemeinen Zeitung. Zwei gründliche und geistvolle Kenner der amerikanischen Zustände, Tocqueville und Franz Löher, denen man wahrlich nicht vorwerfen kann, daß sie die Schattenseiten des amerikanischen Charakters verschwiegen oder seine Tugenden übertrieben hätten, haben diesen Charakterzug doch anders aufgefaßt. Ersterer nennt die Art, wie die Amerikaner andere Völker in vielen materiellen Dingen, besonders im Seehandel, auszustechen wissen, einen wahren Heroismus. Franz Löher aber sagt: „Nichts ist unwahrer, als den Amerikanern bloße Geldsucht vorzuwerfen. Es ist die Lust am Erwerben, die Lust, seine Kraft zu gebrauchen, die Lust, Andere

führer, welche sagen, man müsse gegen die Macht und die Grundsätze der Antipoden an der Lena — in deren Eise bekanntlich deutsche Naturforscher seltsame vorweltliche Ungeheuer mit Haut und Haaren entdeckten — ein ebenbürtiges Gegengewicht, auf Bildung, Freiheit und Reichthum gestützt, entgegenhalten, — Handelsflotten, Steamers und Eisenbahnen müsse man bauen, während dort unter den Tungusen Casernen gemauert und bei den Kirgisen Rekruten geschult werden — man müsse Nerven und Muskeln des großen westlichen Staates gut nähren und stärken, damit sie dem Kampfe gewachsen seien, falls einmal die Ungethüme aus dem Lenaeise sich erheben und gen Westen wälzen sollten — ob dergleichen unberufene und überkecke Chorführerstimmen wohl von der Masse begriffen werden und nächst dem Dollarklang auch etwas beitragen, den „Lebensfluthen", dem „gewaltigen Thatensturm" im Westen einen so großartigen Impuls zu geben? — —

Es ist eine von jenen Fragen, die wir in diesem Buche nicht zu erörtern wagen. Die mächtige Welt-

---

niederzuringen, was den Amerikaner treibt und jagt. Dann aber hat er auch das feste Ziel im Auge, unabhängig zu werden, und das wird er nur dadurch vollständig, daß er Geld genug hat. Die Unabhängigkeit ist tief in des Amerikaners Brust gepflanzt; sie ist bewußt und unbewußt sein Stern, der Pol, nach dem er sich dreht."

stellung der beiden kolossalsten Reiche, deren nach den Erdhälften getheilte Herrschaft man uns für die Zukunft weissagt, beschäftigt mehr und mehr unsere tiefsten politischen Denker. Gescheiteres und Wahreres läßt sich darüber weder denken noch schreiben, als das, was ein berühmter Franzose in einer geistreichen Parallele zwischen Rußland und Amerika mit kurzen Worten gesagt: „L'un de ces états a pour principal moyen d'action la liberté, l'autre la servitude. Leur point de départ est différent, leurs voies sont diverses. Néanmoins chacun d'eux semble appelé par un dessein secret de la Providence a tenir un jour dans ses mains les destinées de la moitié du monde."

VII.

Die Reise.

Von Bremen nach New-York.

Die Reisenden des „Hermann" wurden in den Nachmittagstunden des 20. Mai 1852 am Bord des kleinen Dampfers „Telegraph" nach dem 4 Fahrstunden von Bremen entfernten Bremerhaven gebracht, wo der „Hermann" wie ein seiner Größe sich bewußter Koloß auf den ihn umbrausenden Wogen ruhegehäbig vor Anker lag. Die lustigen Töne böhmischer Musikanten, die uns nach dem Einschiffungsplatze das speculirende Geleite gaben, contrastirten schmerzlich mit der Gefühlsweise der Scheidenden, welche, ernst von der Zukunft träumend, nach den entschwindenden heimathlichen Ufern zurückblickten, denen hier die Meisten für immer Lebewohl sagten.

Es befanden sich viele Auswanderer aus Thüringen

und Kurhessen unter der Reisegesellschaft nach Amerika, welche sich im Staate Wisconsin als Ackerbautreibende niederzulassen gedachten und keineswegs mittellos waren. „Der Großvater hat den Stoff dazu hergegeben,“ antwortete uns ein junger Landmann aus Nordhausen, den wir über seine Ansiedelungsabsichten befrugen, und der mit vieler Biederkeit von allen den schönen Erwartungen erzählte, die er von der Zukunft in einem so freien und gesegneten Lande wie Amerika hegte. Und darauf sahen wir einen alten hageren, halb blinden Mann mit schneeweißen Haaren daher wanken, der sich munter zu unserem Gespräche gesellte und mit der Hoffnung eines jugendlichen Gemüthes von hundert Plänen der Zukunft sprach. Es war dies der Großvater, der den „Stoff“ dazu hergegeben

Dieser 70jährige Greis mit jugendfrischem Herzen schien mehr aus religiöser wie aus politischer Verstimmung seiner Heimath Valet gesagt zu haben, um seiner Familie in der neuen Welt eine friedliche Niederlassung und sich selbst ein ruhiges Sterbeplätzchen auszusuchen. Mit großem Interesse erfuhren wir im Laufe des Gesprächs, daß sich eine Gemeinde in Sondershausen ihrer sämmtlichen Armen durch eine Unterstützung zur Auswanderung entschlagen hatte und nur die bemittelten und arbeitsfähigen Kräfte im Orte zurückgeblieben waren. Es würde einen

nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts abgeben, wollte man es sich zur Aufgabe stellen, die Entwickelung dieser Gemeinde ohne Pauper so wie den Zeitraum und die Ursachen zu beobachten, welche der Heranbildung eines neuen Proletariats vorausgehen werden.

Auch die alte Großmutter der Nordhäuser Familie wackelte jetzt herbei und mischte sich in die Geschwätzigkeit des greisen Familienhauptes, indem sie manchen seiner Gedanken über die künftige Gestaltung ihres Hauswesens corrigirte und meinte, das müsse eine Frau wie sie besser verstehen. Sie fuhr zum ersten Male auf einem Dampfschiffe und war mit dessen Einrichtungen über alle Maßen zufrieden. „Auf einem Segelschiff," sagte die alte Bauersfrau, „wäre ich nie nach Amerika gegangen." Man sieht, daß zu den Auswanderungsgelüsten der Neuzeit nicht bloß der sociale und politische Nothstand der Heimath, sondern auch das moderne Reisecomfort viel beitragen. Gleich der Bauersfrau aus Nordhausen würden gar manche halbbemittelte Familien der Heimath und ihrem Kummer nicht den Rücken gekehrt und lieber den Alpdruck der Zeit in trauriger Verkümmerung ertragen haben, hätten sie nicht in den behaglichen Räumen eines Ocean-

dampfers die Reise nach dem Lande der Freiheit anzutreten vermocht!

Wir übernachteten am Bord des deutsch-amerikanischen Dampfschiffes Hermann und ließen uns in den Frühstunden des 21. Mai in einem kleinen Segelboote nach dem erst seit 1827 gegründeten, im üppigsten Aufblühen begriffenen Bremerhaven schiffen, um die Schiffswerfte, den Hafen und das Auswanderungshaus zu besuchen, dieses letzte Asyl, das deutsche Humanität dem scheidenden Unglück auf heimathlichem Boden erschließt. In diesem Emigrantenhause können 2400 Menschen in geräumigen Sälen auf einmal untergebracht werden. Sie bezahlen für die Unterkunft nebst vollständiger Beköstigung 15 Grote (20 Xr.) per Tag, ein Betrag, der für arme Familien von den Schiffsmäklern oder den Auswanderungsagenten bezahlt wird. Für Kranke ist ein besonderes Hospital mit 35 Betten eingerichtet, und damit auch die Seele nicht ganz ihrer Nahrung entbehre, wird des Sonntags in einer stattlichen Kirche protestantischer und katholischer Gottesdienst abgehalten. Der Werth des ganzen auf Actien gegründeten Etablissements beträgt 96,000 Rthlr., für welche bedeutende Verausgabung die Actionäre sich mit der bescheidenen Rente von 5 Procent begnügen und den allfälligen Ueberschuß dem Besserbehagen der asylsuchenden Auswanderer zukommen lassen.

Auf der Rhede von Bremerhaven sahen wir in trauriger Verkommenheit die Rudera der deutschen Flotte liegen, und auf der „Hansa“ und dem „Barbarossa“ flatterte bereits als Beutezeichen der schwarze preußische Adler. Er kam uns vor wie ein Todtenvogel, der, auf den Trümmern deutscher Einheit kauernd, an seinem eigenen Fleische nagt.

Am selben Tage Mittags Punkt 12 Uhr verkündete Kanonendonner die Abfahrt des Hermann, der unter der Aegide seines neuen Befehlshabers, Kapitän Higgins, von der amerikanischen Marine, ruhig und majestätisch in die See stach. Die Reise von Bremerhaven nach Southampton glich einer gemächlichen Spazierfahrt; nicht ein Passagier hatte das Unbehagen einer Meerkrankheit zu erleiden, und bei blauem, nur wenige Stunden nebelumhülltem Himmel und einer spiegelhellen Meeresglätte erreichten wir in den Frühstunden des Sonntags nach einer Fahrt von 42 Stunden den englischen Port. Hier hatten wir 3 Tage zu verweilen, um Waaren, Passagiere und die englische Post aufzunehmen.

Jedes Schiff, das in einen englischen Port einläuft, hat für jede Tonne seines Gehaltes einen halben Schilling englische Währung zu entrichten, was bei den 1734 Tonnen des Hermann über 40 Pfd. Sterl. ausmachte. Der Kapitän besann sich daher mit Recht einige Zeit lang über die Nöthi-

gung, das Schiff aus seiner kostenfreien Position, einige englische Meilen vom Lande, in die theuere Hafenstation zu führen. Und noch etwas Anderes bewog den klugen Kapitän, unsere Landung zu verschieben, der Umstand nämlich, die Schiffsmannschaft möglichst lange von dem gefährlichen Einfluß des Seestadtlebens fern zu halten, und so steuerten wir denn erst Dienstag um 5 Uhr früh nach den Docks und kamen gerade neben dem Riesendampfer „Parana" zu liegen, der, fast zu gleicher Zeit mit uns, aus Westindien hier eingetroffen war.

Am Mittwoch den 26. Mai, als dem festgesetzten Abfahrtstage, um 3 Uhr Nachmittags, war die oceanische Reisegesellschaft, Passagiere, Briefpakete und Waarenladung in schönster Ordnung untergebracht. Der Lootse, der uns bis zu den Needles auf der Insel Wight das sichere Geleite geben sollte*), hatte

*) Die englisch-amerikanischen Assecuranzen versichern nur unter der Bedingung ein Schiff, daß dasselbe bei der Ein- und Ausfahrt von einem sachkundigen Piloten des Hafens bis zu einer gewissen Stelle geführt werde. Bei der ungeheueren Concurrenz dieses ziemlich einträglichen Gewerbes wagen sich die speculativen Pilotenboote oft hundert Meilen weit hinaus in's Meer, um jedes ankommende Schiff wo möglich zuerst zu erspähen und dadurch dem minder muthigen oder dienstlässigen Gefährten den Rang abzugewinnen.

seinen imponirenden Posten eingenommen, und die zahlreichen Schiffsbesucher, durch warnende Glockentöne von unserer unverweilten Abfahrt in Kenntniß gesetzt, beeilten sich, angstergriffen, über die schwankende Breterlage das Land zu gewinnen.

Nur ein Schneider, der an einen Matrosen noch eine geringe Forderung für eine Kleiderreparatur zu stellen hatte, wollte diesem ernsten Mahnruf nicht Folge leisten und mußte endlich mit Gewalt über das dünne Bret, das noch das schwanke Schiff mit der festen Erde verband, an's Ufer geschafft werden. Dieser lustige Zwischenfall erstaunte um so mehr die ganze Gesellschaft, als im Allgemeinen so energischer Muth nicht gerade zu den Haupttugenden des ehrsamen Schneiderhandwerks gehört.

Bei einem Barometerstand von 27,° 79 und einer Temperatur von 52° Fht. in der Luft und 50° im Wasser legten wir, begünstigt von einem segelfreundlichen Ost-Nord-Ostwinde, bis zum nächsten Mittag 209 englische Meilen zurück. Die neuhinzugekommenen Passagiere in Southampton erweckten in der Brust der Reisenden, die schon in Bremerhaven das Dampfboot bestiegen, einen gewissen geheimen Groll, weil sie den Raum und das Comfort des Schiffes beschränkten und nur Eines vermehrten: die Langweile.

Die meisten Reisenden waren auswandernde

Deutsche, heimkehrende Amerikaner und Engländer. Ausnahmsweise befanden sich auch einige Italiener an Bord; es war eine Sängergesellschaft, die vollkommen stimmbefähigt schien, in der neuen Welt sich Ruhm und Gold zu ersingen. Im Allgemeinen trifft man aber nur selten Italiener und Schweizer unter den Wanderern nach Amerika. Es ist, als ob sich diese warmen Gefühlsnaturen von ihrem ewig blauen Himmel und ihren wolkenragenden Bergen nicht zu trennen vermöchten. Selbst die politischen Ereignisse der letzten Jahre, welche in Italien eine völlige Völkerwanderung hervorbrachten, ließen die meisten wehmüthig Flüchtenden in dem asylfreundlichen Piemont wieder Halt machen, und nur Wenige ertrugen den Gedanken, daß ein Weltmeer sie von der Heimath trenne, die ihnen das Unglück noch theuerer und unersetzlicher zu machen schien.

Unter der Reisegesellschaft befand sich auch ein junger reicher Havanese, ein Spaniol, wie ihn ein lustiger Reisegenosse kurzweg nannte, der eben von einer großen Tour durch Europa zurückkam und ein beschämendes Beispiel lieferte, wie man ganze Welttheile umschifft haben kann, ohne seinen Gesichtskreis durch etwas Anderes erweitert zu haben als durch die Kunde, wo man die schönsten Mädchen sähe, die besten Cigarren rauche, die feinste Küche schmecke und die eleganteste Fußbekleidung trage.

Die Einförmigkeit einer Seefahrt gab uns reichlich Muße, den Hermann, welcher mit dem Dampfer Washington den einzigen directen Dampfschiffsverkehr zwischen Deutschland und Amerika unterhält, in allen seinen Einzelnheiten zu besichtigen und jene Thatsachen zu verzeichnen, welche wir mit aller Freude eines patriotischen Herzens über ein für Deutschlands Handelsinteresse so hochwichtiges Unternehmen hier wiedergeben.

Der Dampfer Hermann, von einer deutsch-amerikanischen Gesellschaft im Jahre 1847 im Hafen von New-York gebaut, besitzt 750 Pferdekraft und 1734 Tonnen Gehalt, ist 245 Fuß lang, 42 Fuß breit und hat einen Tiefgang von 20 Fuß, welcher sich gemeiniglich gegen das Ende der Fahrt in Folge der Lasterleichterung durch den Kohlenverbrauch auf 17½ Fuß vermindert. Das Schiff ist im Stande, im Ganzen 250 Passagiere comfortabel zu beherbergen und ungefähr 600 Tonnen an Frachtgütern aufzunehmen. Diese bestehen meistentheils in theueren Waaren, feinen Seidenstoffen, Tuch, Opium, Galanteriewaaren u. s. w. aus Deutschland und Frankreich, indem billige Handelsartikel die hohen Frachtspesen von 25 Dollars für schwere Güter und 38 Dollars für leichte Waaren pr. Tonne nicht zu ertragen vermögen. Der Werth solcher in Ladung

genommenen Güter erreicht häufig die Summe von 1,000,000 Dollars.

Zuweilen kommt wohl auch ein Cargo ganz eigenthümlicher Art zur Befrachtung. So war erst bei einer neuerlichen Fahrt des Hermann ein deutscher Speculant, ein zweiter Vogelhändler aus Imst, am Bord, der eine lustige Sängergesellschaft von 1000 verschiedenen europäischen Singvögeln in zahlreichen Käfigen mit sich führte. Bekanntlich herrscht in Amerika großer Mangel an diesen Waldsängern, und da selbst gewöhnliche europäische Gattungen, wie Zeisige, Nachtigallen, Rothkehlchen, Lerchen u. dgl., oft mit 5 bis 15 Dollars das Stück bezahlt werden, so war dieser Transport trotz der Fracht von 150 Dollars und der funfzig Sterbefälle während der Ueberfahrt eine wohlgelungene Speculation. Durch solchen Gewinn angeeifert, schiffen nun bei jeder Hermannsfahrt einige Dutzend deutsche Singvögel über den Ocean und dienen der Schiffsmannschaft zu einer leichten Quelle reichen Erwerbs. Der Passagier aber mag sich inmitten dieses verschiedenartigen Gezwitschers mit geringer Phantasieanstrengung in einen sangbelebten Wald der deutschen Gauen zurückversetzt fühlen.

Die Schiffsmannschaft (crew) besteht einschließlich des Kapitäns und des Arztes aus 150 Personen, worunter 7 Ingenieure und 30 Maschinenar-

beiter. Bei unserer gegenwärtigen Reise waren 55 Passagiere erster Cajüte (à 160 bis 190 Thaler Gold) und 80 Passagiere zweiter Cajüte (à 100 Thaler, Beköstigung mit inbegriffen) an Bord. Zugleich befanden sich 200 Tonnen verschiedener Waaren in einem oberflächlichen Schätzungswerthe von 350,000 Dollars und außerdem 900 Tonnen Kohlenvorrath in Ladung. Das Schiff selbst wird für jede Reise zu seinem beiläufigen Kostenbetrage von 300,000 Dollars versichert.

Das Comfort des Schiffes und namentlich der ersten Cajüte mit dem prachtvollen goldverzierten Hauptsalon, dem breiten sauberen Verdeck zur reizenden, lustigen Promenade und der niedlichen Rauchhalle am obersten Schiffsende ist wahrhaftig überraschend, und da nur die splendideste Verwaltung eine Concurrenz mit den verschwenderisch ausgestatteten englisch-amerikanischen Dampfschiffen bestehen läßt, so steigern sich die Verpflegungskosten jeder Fahrt in fast unerschwinglicher Weise. Eine Kuh der theuersten Devonshirerace liefert in bester Güte den täglichen Milchbedarf, ein kaltes Douchebad erquickt wohlthätig den, fortwährenden Lufteindrücken ausgesetzten Körper, reichliche Eismischung macht selbst aus dem filtrirten Meerwasser ein angenehm labendes Getränk, und damit auch der Toilette ihr Recht gesichert bleibe, besorgt ein Barbier die täg-

liche Gesichtsverschönerung und Haarkräuselung der eleganten Männergesellschaft.

Was die Küche betrifft, so bietet das um 8 Uhr eingenommene Frühstück auf einer zierlich geschriebenen Breakfastbill bereits eine Auswahl von mehr als 20 Gerichten dar; das zweite Frühstück um 12 Uhr (luncheon) füllt die fast unabsehbare Tafel mit nicht wenigeren Speisen kalter Küche; das Diner um 4 Uhr überrascht selbst das Auge des lüsternsten Gourmands durch die Zahl der auf silbernen Schüsseln credenzten Delicatessen, welche meist ein Viertelhundert übersteigen, und das Abendessen um 7 Uhr streitet an Reichthum und Auswahl des Gebotenen mit dem Morgenmahl um die Ehre. Und sollte man glauben, daß an diesen verschwenderischen, gesundheitzerstörenden Mahlzeiten der größte Theil der Schiffsgesellschaft den thätigsten Antheil nimmt, daß zuweilen sogar auf die ungerechteste Weise eine einzelne übermüthige Klage über zu geringe Speisewahl oder ungenügenden Gaumenkitzel verlautet? In der Brust eines spartanischen Mäßigkeitsapostels wäre wohl aus Unmuth über diese frevelhaften Gelüste der schadenfrohe Wunsch rege geworden, die üppige Provision dieser Küche möchte einige Tage vor der Ankunft unversehens versiegen, und die Leckermäuler, welche mit solch verderbten Angewohnheiten ihr Glück in der nüchternen neuen Welt suchen, möchten eine Zeitlang,

zur wohlthuenden Buße, zu der bescheidenen Soldatenration eines trockenen Rauchfleisches oder eines harten Schiffszwiebacks verurtheilt sein.

Bei solcher Lebensweise erscheint ein Arzt als die bedürftigste Beigabe, und die Schiffsapotheke des Doctor Kämerer ist so reichlich mit Arzneien und chirurgischen Instrumenten ausgestattet, wie es nur die üppigsten Tafelgenüsse erheischen.

Die amerikanische Regierung vergütet an die Schiffsgesellschaft für die Beförderung der Postpakete eine Summe von 16,666 Dollars 66⅔ Cent für jede Reise von New-York nach Bremen und zurück, was 100,000 Dollars jährlich für die regelmäßigen sechsmaligen Doppelfahrten des Hermann ausmacht. Dafür mußte sich die Actienunternehmung gleich den anderen Paketdampfer-Gesellschaften gegen die amerikanische Regierung contractlich verpflichten, im Falle eines Krieges die Umwandlung ihrer sämmtlichen Schiffe in Kriegsdampfer zu gestatten und dieselben der Marine der Union gegen eine bestimmte Entschädigung zur freien Verfügung zu überlassen. Auf diese Weise erspart das Gouvernement in Zeiten des Friedens die schwere Bürde einer Kriegsdampfmarine, die Actiengesellschaft hat den nicht unerheblichen Vortheil einer kostenerleichternden Subvention, und das Publicum die angenehme Genugthuung, auf Schiffen zu reisen, deren Bau, durch die in Aus-

sicht stehende Verwendung, solider, sorgfältiger und großartiger ausgeführt werden mußte als jener von Fahrzeugen zu gewöhnlichen Reisezwecken.

Treten wir vom eleganten, segelumflatterten Verdeck auf zierlich durchbrochenen Eisenstufen drei Stockwerke hinab in den Maschinenraum, wo zwei Dampfmaschinen von 750 Pferdekraft Tag und Nacht in lärmender Bewegung sich befinden und rußige Gestalten die vier unersättlichen Feuerschlünde unaufhörlich mit Speise versehen, so ergreift wohl den Muthigsten in diesem geisterhaften Aufenthalt, 40 Fuß tief unter dem Verdeck, ein unheimliches Gefühl. Aber alle Beklommenheit wird bald überwältigt durch das erhebende Bewußtsein jener geistigen Kraft im Menschen, der es gelang, dieses gewaltige Element seinen Zwecken dienstbar zu machen. Und vielleicht knüpft der tiefere Beobachter an dieses Gefühl noch die Wahrnehmung, wie ein freies Volk in seinen Leistungen zugleich auch das geistig regsamste, in seinen Strebungen und Erfindungen stets das bewunderenswertheste und mächtigste ist!

In diesen Räumen lagerten 900 Tonnen Steinkohlen, von denen in der Regel während der Fahrt 40 Tonnen täglich verbraucht werden. Eine Tonne ist im Verhältniß zu 18 Centnern Zollgewicht und kostet gegenwärtig 5 Dollars. Eine kleine Quecksilbersäule steht durch eine Röhrenleitung in directer

Verbindung mit den Dampfkesseln, und eine bis 20 Zoll numerirte Scala (steam-guage) zeigt genau den Druck des Dampfes. Man rechnet zwei Quadratzoll Druck auf ein Pfund Dampf und wendet nie mehr als 15 Pfund Dampf für 100 Quadratfuß an. Eine zweite interessante Vorrichtung ist die Bestimmung der Zahl der Radumdrehungen während der Dauer der ganzen Fahrt, ähnlich jenen Maschinen auf Brücken und anderen zollbelegten Passagen, deren gewissenhafte mechanische Registrirungen eines jeden einzelnen Passanten selbst dem mißtrauischesten Zolleinnehmer zur beruhigenden Controle dienen.

Wir fuhren bei ruhiger See in einer Geschwindigkeit von $12\frac{1}{2}$ bis 13 Knoten per Stunde und legten in der ersten Woche unserer Fahrt regelmäßig 280 bis 300 Meilen binnen 24 Stunden zurück, so daß über die Dauer unserer Reise bereits sanguinische Hoffnungen laut wurden. Die Witterung blieb zwar fortwährend rauh, kalt, unfreundlich, aber der Wind war günstig und das Meer wenig bewegt, und so trösteten wir uns mit der seemännischen Voraussetzung, daß sich auch dieses Ungemach, sobald wir einmal das vielgefürchtete Black hole und die nebelberüchtigten neufundländer Bänke im Rücken hätten, in eine heitere, sonnenfreundliche Atmosphäre auflösen würde!

Das Black hole ist nichts weiter als ein Phantom, eine eingebildete, unaufhörlich sturmbewegte Stelle, die sich zwischen dem 30. und 45. Breitegrade befinden soll; die neufundländer Bänke hingegen, auf welchen das Meer zum ersten Mal wieder in einer Tiefe von 200 bis 300 Fuß stellenweise Grund gewinnt, genießen den traurigen Ruhm eines immerwährenden Nebels, welcher in dieser Region, wo im Frühling die rauhe Emigration grönländischer Eisberge nach dem Süden so häufig ist, selbst größeren Schiffen oft sehr gefährlich werden soll.

Am 2. Juni gegen 1 Uhr des Nachmittags, seltsamerweise gerade im Moment, wo wir die nebelverdächtigten neufundländer Bänke erreichten, klärte sich der Himmel plötzlich auf, und wir erblickten bei einem Thermometerstand von 50 Grad Luft und 42 Grad Wasser und einer Barometerhöhe von 29,90 in einer Entfernung von ungefähr 5 englischen Meilen unterm 36° 12′ n. B. und 24° 1′ w. L. mehrere vom glänzendsten Sonnenlichte beschienene Eisberge. Erfahrene Schiffsofficiere schätzten dieselben auf 250′ Länge und 100′ Höhe über der Wasserfläche, was nach dem angenommenen Grundsatze ungefähr dem achten Theil ihrer wirklichen Größe gleichkam. Wir hofften, diesen phantastisch dahinschwimmenden Eisgestalten so nahe zu kommen,

um wenigstens durch Fernröhre eine der Wissenschaft dienende Beobachtung anstellen zu können, und unser begeisterter Wunsch, durch weitere Forschungen zu Lyell's geistreicher Theorie über die Fortbewegung erratischer Blöcke vielleicht neue Erfahrungen liefern zu können, ließ uns ganz die drohende Gefahr vergessen, in welche uns diese ersehnte Annäherung gebracht haben würde. Allein der erst kürzlich verheirathete Kapitän achtete das Leben noch höher als das Interesse der Wissenschaft und gab die geeignetesten Befehle, um durch eine südlichere Richtung des Schiffes diese unheimlichen Nachbarn baldmöglichst aus dem Gesicht zu verlieren. Wie mit einem elektrischen Schlag war jetzt die ganze Schiffsgesellschaft, theils aus Neugierde, wohl mehr noch aus Schreck auf's Verdeck geflogen, und die vorhandenen Operngucker und Fernröhre waren in der geschäftigsten Bewegung.

Wasservögel, insbesondere Seemöven, Taucher, und zahlreiche Fischschwärme belebten mit einem Male die Scene, sogar Fischerboote vom Cape Code in Massachusetts wurden sichtbar, und die letzten Strahlen der in ihrer ganzen Pracht scheidenden Sonne beschienen die Gipfel größerer und kleinerer Eisberge, welche noch zuweilen in bescheidener Entfernung in höchst phantastischen Gebilden zum Vorschein kamen.

Am 3. Juni gegen 12 Uhr wurde das Meer plötzlich bewegt, und das rasche Sinken des Barometers, ein scharfer, kalter Nordwind und ein dichteinfallender Nebel erschienen als sichere Vorboten eines nahen Unwetters. Der Himmel verdunkelte sich, die Wogen schlugen höher und höher, über dem tobenden Elemente flatterten scheu und unheimlich ungewitterahnende Seemöven, und mitten auf der entfesselten Fluth baumelte nußschalenähnlich unsere hölzerne Arche! Aller Hoffnungen waren sehnsuchtsvoll nach der kleinen Quecksilbersäule gerichtet, die prophezeiungsschwer in der Vorhalle des Hauptsalons hing, und zu der karawanenartig nicht nur das leichtgläubige Schiffsvolk, sondern auch Kapitän und Steuermann wie zu einem Orakel wanderten. Aber der vielbegaffte, von mancher furchtsamen Dame angeflehte Barometer behielt nicht nur hartnäckig seinen früheren Stand, sondern war sogar fortwährend im Fallen begriffen, und das Einzige, was noch stieg, war die Angst der Passagiere. Die Unheimlichkeit, das Gefahrvolle unserer Lage nahm bei eintretender Nacht noch mehr zu, wo sich zu einem dichten Nebel eine totale Finsterniß gesellte, und nicht nur der weibliche Theil der Schiffsgesellschaft hielt in seiner Aufregung einen Zusammenstoß mit Eisbergen, Felsklippen und Schiffen für unvermeidlich, auch voll-

bärtige Passagiere, welche den ganzen Tag über mit ihrem Muthe und ihrer Unerschrockenheit bramarbasirt hatten, zogen vor, anstatt sich bequem im Bett zu wiegen, in gestiefelter Toilette im großen Salon die ganze Nacht zu wachen, um beim ersten Nothsignal rasch und rettungsbereit auf's Verdeck eilen zu können.

Indessen hatte unser umsichtiger Kapitän die weitreichendste Vorsicht getroffen, um durch scharfäugige Wächter, fortwährende Feuersignale, unausgesetzte Glockenschläge und einen langsameren Gang der Maschine die drohende Gefahr irgend eines Zusammenstoßes nach Möglichkeit abzuwenden. Die vielgefürchtete Nacht ging glücklich, ohne den geringsten Unfall, vorüber, und wir hatten sogar, trotz der Ungunst des Wetters, in den letzten 24 Stunden 233 Meilen zurückgelegt.

Bei dieser Gelegenheit wurde es uns wieder recht klar, wie bei dem gegenwärtigen Höhepunkte der Nautik der größte Theil der jährlichen Seeunfälle mehr der menschlichen Unkenntniß und Nachlässigkeit als der Wuth der Elemente zugeschrieben werden muß. Wie wohlthätig nützlich reicht nicht der Geist der Wissenschaft dem praktischen Seemann überall die Hand! Da ist der übliche Log, der die Geschwindigkeit eines Schiffes auf leichte untrügliche Weise

nach Knoten*) berechnen läßt, da ist der neuerfundene Patent log (propeller), welcher die täglich zurückgelegte Meilenzahl getreu verzeichnet. Der Gebrauch von Chronometern, Sextanten und Quadranten läßt mit mathematischer Gewißheit den Breite- und Längegrad bestimmen, unter welchem ein Schiff dahinsegelt; die zeitgemäße Anwendung der Dampfpfeife oder der Hornstöße als Nothsignale bei finsterer Nacht oder Nebelfall schützt genugsam das Schiff vor gefährlicher Begegnung. Andere auf geistreich combinirte Proben basirte Hülfsmittel vermögen die Sicherheit, das Comfort und die Schnelligkeit eines Schiffes zu vermehren und werden oft sogar einem schwerfälligen Segler den Vortheil über seinen baubegünstigten Gegner einräumen. Wir waren selbst Augenzeuge, welche staunenerregende Resultate durch eine wohlberechnete Versetzung des Ballastes (trimming) und eine Ausgleichung der Lastverschiedenheit für den Schnellgang eines Schiffes erzielt werden können. Unter der früheren Leitung genoß der Dampfer Hermann wegen seiner langsa-

*) Ein Knoten ist 45¾ englische Fuß. Von Zeit zu Zeit läßt der Schiffskapitän eine bleibeschwerte mit Messungsknoten versehene Leine in's Meer werfen, und so viele Knoten während 28 Sekunden gemessen werden, eben so viele Meilen hat das Schiff in einer Stunde zurückgelegt.

men Fortbewegung einen höchst nachtheiligen Ruf; der neue Kapitän bot nun Alles auf, um dessen Segelkraft zu heben, und nach den verschiedensten unermüdlichsten Versuchen gelang es ihm endlich durch eine geschickte Vertheilung der auf jedem Schiffe als Ballast vorhandenen Eisenstücke (cantlings), durch Beschwerung gewisser Stellen mit wassergefüllten Fässern, durch theilweise Umladung des Cargos, Verlegung des Kohlenvorrathes, Verschiebung der Kanonen, Versetzung der Anker u. s. w. den Schnellgang des Hermann von seinem früheren Maximum von 10 Meilen auf 14 Meilen per Stunde zu erhöhen.

In den letzten Tagen unserer Fahrt hatten wir fast beständig conträren Wind, hochgehende See und dermaßen Regen und Nebel, daß wir seit dem 31. Mai gar keine astronomische Beobachtungen anstellen konnten und zuweilen nur 7 bis 8 Knoten in der Stunde zurücklegten. Diese hartnäckige Ungunst des Wetters drückte noch mehr die ohnedies trübselige Stimmung der ganzen Reisegesellschaft, und selbst das wundersame Concert, mit welchem uns eines Abends Madame Alboni und der dicke Buffo Rovere überraschten, konnte nur flüchtig das Gefühl der Langweile bannen, welches sich der ganzen eleganten Gesellschaft des Hauptsalons unwiderstehbar bemächtigt hatte.

Weit lustiger und behaglicher ging es in den zwar engeren, uncomfortableren, aber heimischeren Räumen des Deckplatzes zu. Oft flüchteten wir aus der privilegirten Langweile des prunkhaften Gemachs der ersten Cajüte nach der einfachen Holzüberdachung des zweiten Platzes, wo die Passagiere in traulicher Gemeinschaft auf ungehobelten Holzbänken und harten Gepäckstücken umhersaßen und sich mit Musik und Sang weit gemüthlicher als die steifleinene Gesellschaft des Hauptsalons die Zeit vertrieben. Ja die lieblichen deutschen Weisen drangen so einschmeichelnd an's Ohr, daß man selbst rauhe Matrosengestalten bei Thür und Fenstern den lustigen Klängen lauschen sah, die ein blondgelockter Germane einer alten Guitarre zu entlocken verstand.

Am 7. Juni endlich, um 5$^3/_4$ Uhr Morgens, 20 Meilen ost-nord-östlich von den Highlands kam mit großer Anstrengung ein an der Chiffre seines Segels erkennbares Lootsenboot herangesteuert; das Dampfschiff wurde angehalten, und der küstenkundige Pilot schwang sich auf einer Strickleiter zu uns auf's Verdeck. Sein erstes Geschäft war, dem Kapitän als Gruß den New-York Herald vom selbigen Morgen zu überreichen, der die noch feuchte Nachricht von der Wahl des Generals Pierce zum demokratischen Candidaten für die nächste Präsidentschaft enthielt.

Gegen 7$^1/_2$ Uhr bekamen wir zum ersten Male

die amerikanische Küste zu Gesicht, jenen langen flachen Landstrich von Long Island, der sich in nordwestlicher Richtung hinzieht und bereits die herrlichsten Ansiedelungen, die prächtigsten Bauten zählt. Nun kam ein neues Leben in die seekranke meerblasirte Reisegesellschaft. Es war eine wirre Geschäftigkeit der seltensten Art. Die grüne lachende Freudigkeit der Scenerieen, welche allmälig dem neugierigen Auge sichtbar wurden, übertrug sich auf jeden einzelnen Schiffsgenossen. — Das erste Haus, dessen wir bei unserer Näherung ansichtig wurden, war kein Palast des Luxus oder des schwelgerischen Reichthums, es war ein Asyl der Armuth, ein großes Matrosen-Hospital; und das ist die einzige Art von Schlössern, Burgen und Prachtdenkmalen, an deren Anblick sich das Auge des Fremden während seiner Fahrten durch Amerika an den blühenden Ufern seiner majestätischen Ströme zu weiden im Stande ist. Links schwammen noch halb im Nebel die üppig grünen Fluren von Staten-Island und entfalteten nur allmälig ihre ganze Wälderpracht. Die Thürme von Sandy hook light-house, die Navysink-Leuchtthürme und die lieblichen Ufer von New-Jersey links, der hohe Kirchthurm von Trinity-Church, die bunte Masse von Segelschiffen und Dampfern rechts traten aus ihrer magischen Verschwommenheit immer vollendeter und aus-

geprägter näher. Einen Augenblick wurde angehalten, um an der Quarantaine den Sanitätsofficier zur formellen Prüfung des Gesundheitszustandes aufzunehmen; aber bald setzt sich die keuchende Maschine wieder in Bewegung und fährt an dem „Horse shoe“ vorüber durch die „Narrows“ in den Hafen von New-York. Offen und frei, wie seine Institutionen blickt diese freundliche Stadt jeden Ankömmling mit heiterer Physiognomie in's Auge und heißt den Vaterlandslosen doppelt willkommen.

Punkt 11 Uhr Vormittags athmete die Maschine zum letzten Male, der Dampf qualmte massenhaft aus den beiden kolossalen rothübertünchten Rauchfängen und erinnerte durch sein Getöse an das feierliche Gebrumme einer Riesenglocke; die mächtigen Triebräder hielten inne, nachdem sie seit der Abfahrt von Bremen 255,997 Umdrehungen vollendet — wir lagen am Hudson im dritten Pier vor Anker.

Die Reise von Bremen nach New-York (3600 englische Meilen) wurde in 13 Tagen 9 Stunden*)

---

*) Noch im Jahre 1850 war die Reisedauer eines Dampfschiffes von Bremen nach New-York einschließend den Aufenthalt in Southampton durchschnittlich 21 Tage; die längste Fahrt dauerte 23, die kürzeste 19 Tage. — Jeder Fremde, der zum ersten Male die Vereinigten Staaten betritt, gleichviel ob Besucher oder Vergnügungsreisender oder

und jene von Southampton in der selten erreichten Kürze von 11 Tagen 19 Stunden vollendet; — das Schiff war durchschnittlich in einer Geschwindigkeit von 11 Meilen per Stunde gesegelt. Die Gesammtkosten dieser Oceanfahrt beliefen sich auf 20,000 Dollars; dabei wurden die Ausgaben der Verköstigung der Passagiere und der Schiffsmannschaft auf 1000 Dollars veranschlagt. Der Kohlenbedarf betrug 40 Tonnen oder 720 Centner täglich, was, die Tonne zu 5 Dollars berechnet, im Laufe unserer Reise einen Kostenaufwand von ungefähr 2800 Dollars für Feuerung ergiebt. An Oel consumirten die beiden Maschinen täglich $3\frac{1}{2}$ Gallonen.

Der Schiffskapitän hat außer seinem fixen Jahresgehalt von 6000 Dollars noch einen Anspruch auf eine Provision, wenn sich durch dessen Sorgfalt und Bemühung die Einnahmen der Gesellschaft günstiger gestalten. Der Schiffsarzt und die Mannschaft stehen unter der ausschließlichen Controle des Kapitäns, welcher dieselben nur für jede einzelne Reise engagirt.

Emigrant, hat ein Kopfgeld von 1 Dollar zu bezahlen. Diese, dem gewöhnlichen amerikanischen Taxsystem zuwiderlaufende Hauptbesteuerung verliert indeß ihren mißliebigen Charakter, wenn man erfährt, daß deren voller Ertrag für die Unterstützung armer kranker Einwanderer Verwendung findet.

Die Zufriedenheit der Reisenden mit dem Comfort des Schiffs und der freundlichen Zuvorkommenheit des Kapitäns und seiner Officiere war eine so allgemeine, daß man einstimmig beschloß, Kapitän Higgins und sein Schiff durch die Veröffentlichung einer Anerkennungsadresse zu ehren.

S.

VIII.

New-York.

Man kann gerade nicht sagen, daß sich New-York durch den Baustyl seiner Häuser, durch die Anlagen seiner Straßen, durch die Eigenthümlichkeit seiner Verkehrvehikel oder die nationale Tracht seiner Bewohner von den Großstädten Europa's und namentlich Englands irgendwie wesentlich unterscheidet, und dennoch ist das Leben, wie es in den Straßen der Empire-City*) herrscht, ein völlig fremdartiges, das den Europäer jeden Augenblick gewahr werden läßt, daß er sich in einer neuen Welt befindet.

Die freie republikanische Luft, die nicht nur die Straßen, sondern alle Verhältnisse durchweht, die

*) Es besteht in Amerika die Sitte, jedem einzelnen Staat ein besonderes Prädicat beizulegen; so z. B. heißt der Staat New-York Empire State, Pennsylvanien Keystone State, Massachusetts Bay-State, Vermont Future State, Georgia Pendel-State, Indiana Hoosier-State, Ohio Buckeye State u. s. w.

behagliche Willkürlichkeit, mit der ein Jeder sich bewegt und die doch Keiner bis über die Gränze des Anstandes überschreitet, die Ordnung, welche aus dieser Unordnung, die Ruhe, welche aus diesem Lärm hervorschimmert, können nicht verfehlen, auf die Stimmung des Fremden einen eigenthümlichen Zauber zu üben.

Eine Wanderung durch den Broadway, die meilenlange riesige Hauptstraße von New-York, muß das Gefühl des Staunens und der Bewunderung noch mehr rege machen. Unzählige Omnibusse, Lohnkutscher und Lastwagen verbarrikadiren förmlich die Straße, und an einer Stelle, wo das Gewimmel gerade am tollsten ist, wird dieselbe noch überdies von langen, pferdegezogenen Eisenbahnwaggons überfahren. Dabei vergeht im Sommer fast kein Tag, wo nicht eine Augenschau, wie z. B. eine pomphaft einziehende Kunstreitergesellschaft, ein Aufzug stattlicher Feuerlöschcompagnieen, eine Festprocession von Freimaurern, Odd Fellows oder Singvereinen, die Hauptpassage noch mehr beengt. Denn es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß hier, wo geistliche Processionen und militairische Paraden dem Geiste des Staatsgesetzes zuwiderlaufen, die Menschen unaufhörlich auf alle möglichen Surrogat-Spektakel bedacht sind, um dem Mangel an officiellen Prunkentwickelungen durch allerhand populäre Fest-

lichkeiten abzuhelfen und der angeborenen Sucht zu glänzen eine Befriedigung zu geben.

Die schmale Steinpflasterung, welche sich zu beiden Seiten, ausschließlich für Fußgänger, hinzieht, ist nicht weniger in Anspruch genommen als der breite Fahrweg. Unter den Schwarm des geschäftigen Fußvolkes mischen sich alle Arten von Marktschreiern, Journalfeilbietern und wandernden Riesenaffichen, durch die man sich nur mit großer Achtsamkeit unbestoßen durchzuwinden vermag. Und gestattet endlich eine weniger rippenstoßgefährliche Passage dem Straßenwandler einen Umblick, so wird sein Auge durch gigantische Aufschriften, prunkhafte, domartig sich wölbende Verkaufsläden, durch über die Straße gehängte Flaggen, flatternde Sternenbanner und eine Menge anderer augenfallender Effectstücke, welche die öffentliche Aufmerksamkeit anzuziehen bezwecken, in nicht geringere Bewunderung gesetzt.

Alle diese seltsamen „lebenden Bilder" haben die Stadt New-York schon oft dem Auge des Fremden, namentlich wenn diesen ein conträrer politischer Windstoß an ihre gastlichen Ufer wirft, als die schönste, großartigste Stadt der Welt erscheinen lassen, und es ist dies leicht durch die Umstände erklärlich, unter denen die meisten Europäer die Stadt New-York zum ersten Male erblicken. Die Freude, nach mehrwöchentlichem Oceanschaukeln wie-

der festen Boden unter seinen Füßen zu spüren und eine frische, freie, herzstärkende Luft zu athmen, und die Hoffnung einer besseren, glücklicheren Zukunft beleben und verschönern alle Eindrücke.

Ein überlegender Beschauer hingegen wird zwar das einnehmende Aeußere, die reizende Umgebung und den klaren, blauen Himmel von New-York anerkennen, er wird sich aber dabei nicht verhehlen, daß das neblichte London mit seiner düsteren schiffbelasteten Themse durch die Regsamkeit seines Geschäftslebens und die Großartigkeit seines Handelsverkehrs einen weit imposanteren Eindruck hervorbringt.

Hier ist es immer nur die riesige Straße des Broadway, in der sich aller Handel und Wandel concentrirt, und herrscht auch in der Wallstraße, wo sich die meisten Bankhäuser und Handelsinstitute befinden, so wie in der Nassaustraße, wo die Journalisten und Missionsgesellschaften hausen, zu gewissen Tagstunden ein reges Leben, so hält es doch keinen Vergleich aus mit jenem wilden Menschengewoge und Wagengerolle, wie es der Broadway vom frühesten Morgen bis zu später Nachtstunde unaufhörlich darstellt.

Schon in den nächsten Seitenstraßen macht dies wilde Getümmel einer wohlthuend contrastirenden Ruhe Platz, die Häuser erscheinen nicht mehr bis

zum Dachgiebel mit industriellen Schildern behangen, sondern zeigen sich in ihrem natürlichen dunkelrothen Ziegelsteincostüm, mit hellgrünem Jalousieaufputz, und zahlreiche Platanenanpflanzungen geben diesen stillen Verbindungswegen ein alleeartiges Ansehen.

Die Großartigkeit des amerikanischen Lebens lernt der Fremde gewöhnlich zuerst in den Hotels*) kennen, jenen gigantischen Räumlichkeiten, welche alle Be-

*) Ein Muster der amerikanischen Gasthöfe ist das eben in New-York eröffnete Metropolitan Hotel. Dasselbe ist 6 Stock hoch, enthält 500 Fremdenzimmer und kann über 500 Fremde beherbergen. Nach demselben führen 3 Eingänge und 5 verschiedene Stiegen, wovon ein Zugang ausschließlich für Damen bestimmt ist. Wie in allen amerikanischen Hotels haben auch hier die Damen besondere Speise- und Empfangszimmer, wovon die Ausstattung der letzteren über 5000 Dollars kosten soll. Die Lesezimmer, Conversationssäle und Wohnzimmer der männlichen Gäste sind nicht weniger elegant. Jedes Fremdenappartement der ersten zwei Etagen besitzt ein eigenes Badezimmer. Das ganze Haus ist mit Gas beleuchtet und wird durch Dampf geheizt. Die Wäsche wird ebenfalls mittelst eines Dampfapparats gereinigt, welcher den ganzen Waschproceß auf eine Stunde reducirt. Vortrefflich ist die Ventilation durch die über jeder Zimmerthür angebrachten Oeffnungen. Der Werth des Hotels nebst seinen Einrichtungen soll sich auf 500,000 Dollars belaufen. Die vollständigste Bewirthung, Kost und Wohnung kommt täglich auf 2½ Dollars zu stehen, und

dürfnisse und allen Luxus des menschlichen Lebens in sich vereinen und nicht nur dem theuer bezahlenden Inwohner, sondern jedem müden, frostempfindenden Straßenwandler zur unentgeltlichen Ausruhe und Durchwärmung dienen. Daher sieht man auch in den großen eleganten Hallen, welche gewöhnlich das ebenerdige Geschoß der Hotels bilden, die buntscheckigste Gesellschaft beisammen, die sich auf Stühlen, Bänken und Tischen ausstreckt, Zeitungen lies't oder von einem ausgiebigen Kohlenfeuer sich durchwärmen läßt, ohne daß, wie das z. B. in Gasthöfen Süddeutschlands der Fall ist, ein Kellner durch den mißliebigen Anruf: „was schaffens Eure Gnaden?" die Ruhe und die Börse des simulirenden Fremden in Schreck und Verlegenheit setzt. Man mag in diesen bequemen Räumen, welche von der eigentlichen Schenkstube völlig getrennt sind, einen ganzen Tag zubringen und wird gleichwohl nicht im Geringsten von irgend einem Anwesenden behelligt werden; sie sind in ächt volksthümlicher Weise im Sommer be-

daß besonders die Küche ausgezeichnet ist, dafür bürgt der Umstand, daß der Küchenchef früher Leibkoch des Herzogs von Wellington gewesen. Ein feinschmeckender Koch, hatte er den Braten frühzeitig gerochen und sich schon vor dem Tode des alten Waterloosiegers um einen neuen Herrn gerührt.

hagliche Ruhepunkte, im Winter öffentliche Wärm=locale, in denen gar viele Unbemittelte humanen Schutz gegen Wetterunbill und Kälte finden.

Ist der Gast aufgelegt, an der eleganten „Bar“, wie man in Amerika die Schenke nennt, ein Glas Wein zu nehmen, so wird ihm dieser nicht vorge=messen, sondern zu beliebiger Bedienung die Flasche vorgesetzt; und wir haben niemals gesehen, daß ein Amerikaner von dieser discreten Sitte einen unbe=scheidenen Gebrauch gemacht hätte. Aehnlich bestehen die Mahlzeiten nicht aus vorgeschnittenen Portiön=chen, sondern aus einem reichen Quantum der ver=schiedenartigsten Gerichte, deren Wahl und Genuß ausschließlich der Appetitgröße des Gastes überlassen bleibt.

Dabei ist die Willkürlichkeit an allen öffentlichen Orten so groß, daß sich viele Hungerleider den Ma=gen füllen könnten, ohne um die Zeche besorgt sein zu müssen, und gleichwohl wird dies unbegränzte Vertrauen fast niemals mißbraucht.

Wir haben diese materiellen Umstände absichtlich ausführlicher besprochen, weil sie nicht nur ein Zeug=niß von der Ungezwungenheit und Ungenirtheit ab=legen, welche selbst in den gewöhnlichsten Verhält=nissen zu Tage tritt, sondern weil sie den strengen Sinn des Amerikaners für Rechtlichkeit und Pflicht auf die erfreulichste Weise bekunden. Unbedeutende,

geringfügige Wahrnehmungen lassen oft einen klare=
reren, richtigeren Blick in die Sitten, Gebräuche und Institutionen eines Volkes thun als Beobachtungen im Großen, so wie manchmal ein kleiner Zug einen verläßlicheren Fingerzeig zur Erkenntniß eines Charakters giebt als das langwierige Studium von dessen Gesammteigenschaften.

Diese Ungenirtheit im Alltagswandel ist nur der Ausgangspunkt jener freien Bewegung, welche den ganzen großartigen Organismus des hiesigen öffentlichen Lebens durchdringt und die in den Grundzügen des Staatsgesetzes ihren Anfang nimmt. Alle amerikanischen Institutionen, von dem Gerichtshof und der Schule bis zu den socialen Einrichtungen, durchathmet derselbe Geist der Freiheit, des Vertrauens und der individuellen Selbstständigkeit.

Man wandelt stundenlang auf dem öden Schienenweg einer Eisenbahn, und selbst wenn die Locomotive wild heranbraust, giebt es weder einen Bahnwärter, noch einen Polizeimann, der Einem ein barsches „Zurück" zuruft. Man besteigt das Dampfschiff oder die Eisenbahn, legt viele hundert Meilen auf diesen Verkehrsvehikeln zurück und bezahlt gemeiniglich erst am Zielpunkte seiner Reise.

Bei allen öffentlichen Versammlungen, Volksfesten, Straßenaufzügen u. s. w. herrscht die unbeschränkteste Freiheit, und dennoch kommt nur selten eine Ruhe=

störung oder ein Unglücksfall vor. Es ist ein Selfgovernment in der engsten, edelsten Bedeutung des Wortes. Jeder Amerikaner ist zugleich ein Constabler, d. h. er controlirt und beaufsichtigt sich selbst, und eben dadurch wird häufig jede andere Polizei überflüssig.

Wir wollen jedoch damit nicht gesagt haben, daß die Polizei in einer Stadt von nahe an 700,000 Bewohnern und bei einem so regen Verkehrsleben, wie es in New-York herrscht, völlig entbehrt werden könne. Allein dieselbe besteht aus nicht mehr als 1000 Mann, welche alle 2 Jahre aus den Mitbürgern der Stadt gewählt werden und deren Amtspflicht sich ausschließlich auf die Nachtwache und die Erhaltung der Ordnung bei großen Versammlungen, Feuersbrünsten u. s. w. beschränkt. Die Polizeimänner tragen Civilkleider, haben keinerlei Waffen und führen als Erkennungszeichen nur ein kleines Schild von Messing bei sich. Der Aufwand für diese Bürgerpolizei kostet der Stadt jährlich 800,000 Dollars.

Da diese Institution nichts von dem gehässigen Charakter der europäischen Polizeimannschaft an sich trägt und niemals die Gränzen ihrer Pflicht und ihrer Zwecke überschreitet, so ist dieselbe höchst populär, und wir haben bei mehreren Volksfesten sowohl dem Polizeichef, wie dem ganzen Institut ein warmes, tausendstimmiges Vivat bringen hören — eine

Volksauszeichnung, welche europäischen Polizeimännern wohl schwerlich zu Theil geworden ist. — Wir halten indeß die amerikanische Polizei-Organisation bei Weitem nicht für so vorzüglich als die englische, und das Gespräch, welches wir mit dem Mayor der Stadt über diesen Gegenstand zu führen das Vergnügen genossen, bestärkt uns in der Ansicht, daß das System der Permanenz viel entsprechender und empfehlenswerther sei als jenes der Wahl der Polizeimannschaft auf zwei Jahre.

Eine Institution, welche nächst der Polizei die meisten Verdienste um die öffentliche Sicherheit und den Schutz des Eigenthums hat, ist das sogenannte Fire-men-corps oder zu deutsch die Feuerlösch-Compagnie. Diese Verbindung junger, kräftiger Männer aus allen Klassen zum gegenseitigen Schutz des Eigenthums gegen Feuersgefahr besteht schon seit dem Jahre 1781 und ist doppelt wichtig in einem Lande, wo ganze Städte aus einem so leicht entzündlichen Material wie Holz gebaut sind. Fast kein Tag läuft ohne Feuersbrünste ab, und in manchen Städten, wie New-York, Pittsburg, Philadelphia, St. Louis, New-Orleans, sind Hausbrände so häufig und die Löschanstalten so vortrefflich, daß wir vielfach die Meinung aussprechen hörten, das verheerende Element werde oftmals absichtlich beschworen, um die

Meisterhaftigkeit der verschiedenen Löschapparate erproben zu können.

Man kann sich, ohne Augenzeuge gewesen zu sein, keine Vorstellung von der Schnelligkeit und Gewandtheit machen, mit welcher die zierlichen, einfachen Löschapparate gehandhabt werden, und in was für einem kurzen Zeitraume der derbe Wasserstrahl in den meisten Fällen die wilde Flamme überwältigt.

Ein großer Vortheil ist die ungeheuere Wassermenge, welche ähnlich der Gasleitung in Röhren durch die Straßen der Stadt circulirt und jedes einzelne Haus in allen seinen Stockwerken mit einer beliebigen Quantität Trinkwassers versieht*). Daher

*) Um dem fühlbaren Mangel an gesundem und reinem Trinkwasser zu begegnen, beschloß die Stadt New-York im Jahre 1836, die Wässer des 40 Meilen entfernten Crotonflusses durch die Herstellung einer Röhrenleitung dem öffentlichen Gebrauche dienstbar zu machen, und ließ die zu diesem Zwecke nothwendigen Bauten sofort in Angriff nehmen. Am 14. October 1842 wurde dieses imposante Werk mit einem Kostenaufwande von 9 Millionen Dollars vollendet, und aus dem 5 Meilen von der Stadthalle entfernten Wasserreservoir strömte zum ersten Male das frische klare Wasser des Croton und brachte, wie ein flüssiger Mannasegen, bei den Bewohnern der Stadt den Ausbruch der beglückendsten Ueberraschung hervor. Der große Behälter, in welchem die Wassermasse sich sammelt (receiving reservoir), ist 1826′ lang und 836′ breit und kann 150,000,000 Gallonen in sich aufnehmen. Der zweite Behälter (distributing

hört man hier bei Feuersbrünsten nicht eine schwerfällige Spritze mit Wasserladung und Viergespann daherrasseln, sondern erblickt bloß einen leichten, eleganten, zweiräderigen, von Menschenhänden gezogenen Karren, auf dem sich um einen Cylinder ein langer Kautschuk- oder Lederschlauch windet, dessen Messingschraube am Orte der Feuersbrunst an irgend einer der zahlreichen Straßenpumpen befestigt wird.

Gewöhnlich erscheinen alle Spritzen des Stadtviertels (ward), in welchem das Feuer ausbricht, am Kampfplatz, und es ist dann überraschend anzusehen, wie schnell der Feuereifer der Löschmänner dem Eifer des Feuers Einhalt thut. Von den zahlreichen Häuserbränden, die wir im Laufe eines Jahres in den verschiedensten Theilen der Union zu betrachten Gelegenheit hatten, griff kein einziger wesentlich um sich, sondern wurde meistentheils schon am Ort seiner Entstehung unterdrückt. Ja sogar der Brand mehrerer Schiffe mit voller Baumwollenladung, von dem wir in New-Orleans Augenzeuge

---

reservoir), von welchem das Wasser nach allen Seiten hin in 3 Schuh dicken Röhren strömt, erhebt sich 45′ über das Niveau der Straßen und enthält 20 Millionen Gallonen Wasser. Die gegenwärtigen Contractoren sind im Stande, die Stadt täglich mit 35,000,000 Gallonen Wasser zu versehen, und sollte ein höherer Bedarf eintreten, so könnte dieser leicht durch Vermehrung der Reservoirs erzielt werden.

waren, wurde durch die außerordentliche Fertigkeit der Feuerlöschmänner in so schneller Weise gedämpft, daß nicht nur derselbe für die naheliegenden Schiffe gefahrlos blieb, sondern selbst noch ein großer Theil der in Feuer gerathenen sanften Waaren gerettet wurde.

Diese Zuversicht, dieses Vertrauen in die Gewandtheit der Feuerleute ist es auch, was die Bewohner ruhig aus ihren hölzernen Bauten blicken läßt, während die verheerende Flamme ganz in ihrer Nähe hell auflodert.

Und bei solch wesentlichem Einfluß auf die öffentliche Ordnung und Sicherheit ist es nicht zu wundern, daß der Paradeumzug, den die Feuerlöschcompagnieen alljährlich am Tage ihrer Gründung, am 14. Juni, in New-York halten, gleichsam als ein allgemeiner Festtag gilt*). Es ist dies die einzige An-

*) Diese jährlichen Umzüge der Feuerleute finden nicht bloß in New-York, sondern in allen größeren Städten der Union statt, in New-Orleans alljährlich am 4. März. Außerdem giebt es keinerlei Art öffentlicher Festlichkeit, an welcher die Feuerleute nicht irgend einen Theil nehmen. Sie bilden gleichsam eine Abtheilung der Miliz, sind aber muthiger, entschlossener und thatkräftiger als die europäischen Nationalgardisten. Ja es herrscht in diesem Spritzen-Corps ein esprit de corps, wie wir ihn noch selten unter der wattirten Uniform von bloß zur Parade decretirten Bürgermilitairs trafen.

erkennung, welche die Einwohner diesen muthigen Rettungsmännern bringen können, die ihrerseits für diese lebensaufopfernden Dienste keinerlei Belohnung oder Geldentschädigung beanspruchen.

An jenem Junitage, wo der Umzug der Feuerleute in New-York stattfand, waren viele Häuser mit Teppichen, Fahnen und Aufschriften geschmückt, und über die ganze Breite der Straße hing die dankaussprechende Devise: „to the guards of our home in time of peace, and our country in time of war." — Und als sich der Zug, Musikbande und Fahnenjunker voran, durch die festlich geschmückten Straßen bewegte, als alle die zierlich aufgeputzten Attribute, wie Wasserpumpen, Kautschukschläuche, Leitern, Feuereimer, zum Vorschein kamen, und die stattlichen Feuerleute in ihrem gefälligen Costüm mit ihren rothen Jacken, ihren weißen Pantalons und ihren schwarzlackirten runden Hüten in feurigem Selbstbewußtsein nebenher stolzirten, da flatterten, von zarten Frauenhänden geweht, die weißen Tücher aus allen Fenstern, und ein donnerndes Hurrah der männlichen Bevölkerung war die laute Uebersetzung jener stummen Begrüßung der weiblichen Zuschauerschaft. Wohl über 10,000 Feuerleute aus allen Theilen der Union mochten an diesem Feste Theil genommen haben, das außer der wohlthuendsten Bethätigung eines humanen Gemeinsinns zugleich die

strenge Ordnungsliebe der Amerikaner auf die erfreulichste Weise beurkundete.

Man denke sich eine Festprocession von vielen tausend jungen, durch die Heiterkeit des Moments aufgeregten Bürgern die belebtesten und oft dicht besetzten Straßen der großen Handelsstadt mit allen ihren Festattributen zu Fuß und zu Pferd durchziehen, dabei die Hälfte der Einwohnerschaft auf den Beinen, drängend, stoßend, schiebend, um dieses imposante Schauspiel möglichst bequem, möglichst nahe und möglichst oftmals auf verschiedenen Punkten zu sehen, und außerdem eine Anzahl menschengefüllter Omnibusse, waarenbeladener Wagen und geschäftiger Fußgänger, die, unbekümmert um dieses Tagesereigniß, wie Lastthiere ihren gewohnten Gang fortgehen und den verdienten Dollar weit höher schätzen als alle Volksfeste. Und dieser bunte kolossale Menschenschwarm mit den verschiedensten Zwecken und Absichten wälzt sich stundenlang durch die bedeutendsten Verkehrswege und Plätze der Stadt, ohne Militaircordon, ohne reitende Gensdarmen, ohne Polizeispaliere, kurz ohne ein sichtbares Merkmal öffentlicher Controle; Alles geht so ordentlich, so anständig, so musterhaft vor sich, daß man fast zu der Meinung gebracht wird, die Unordnung, welche oft in Polizeistaaten bei Kirchenprocessionen u. s. w. stattfindet, werde gerade von jenen Organen her-

beigeführt, deren Pflicht es ist, sie zu unterdrücken. Wir hätten gern Jeden, der noch einen Zweifel hegt, daß unter einem civilisirten Volke Ordnung ohne kleinliche Polizeivormundschaft bestehen könne, als Augenzeuge dieses Festzuges gewünscht, und er würde — wenn er nicht Polizeimann von Profession — gewiß eines Besseren belehrt worden sein. —

Nichts erscheint uns ein besserer Gradmesser für den Culturzustand einer Stadt als die geistige und philanthropische Regsamkeit seiner Bewohnerschaft. In dieser Beziehung braucht sich New-York vor keiner ihrer Schwesterstädte zu schämen, namentlich wenn man die Jugend ihres Bestandes in Betracht zieht.

Die bedeutendste Bibliothek von New-York ist die New-York Society Library, im Jahre 1754 durch eine Verschmelzung der damaligen City Library gegründet, welche letztere ihrerseits bereits seit dem Jahre 1700 bestand. Sie enthält über 35,000 Bände und gewährt überdies den Vortheil eines Lesezimmers, in dem sich 60 Tagesblätter und 70 Wochen- und Monatschriften vorfinden. Die Gesellschaft zählt 1200 Mitglieder, welche, außer einer Eintrittseinlage von 25 Dollars, jährlich 6 Dollars beizutragen haben. Fremde genießen einen Monat lang die freie Benutzung dieses wissenschaftlichen Instituts.

Eine andere, mehr volksthümliche Institution ist

die Mercantile Library Association, von einer Anzahl von jungen strebsamen Kaufleuten gegründet und durch den geringen Jahresbeitrag von 2 Dollars selbst Minderbemittelten zugängig gemacht. Diese Anstalt zählt 3797 Mitglieder und besitzt in einem prächtigen Locale 41,841 Bände aus allen Branchen der Litteratur und Wissenschaft. Wohlhabende Männer, durchdrungen von der Wichtigkeit des Unterrichts namentlich in einem freien Lande, haben dieser Association viele werthvolle Bücher, wie z. B. Audubon's Prachtwerk über die Fauna Amerika's, und mehre kostbare geographische Atlasse und Geschichtswerke zum Geschenk gemacht, und so kommt es, daß man daselbst Werke findet, welche sogar in Bibliotheken fehlen, denen weit größere Mittel zu Gebote stehen. An Anzahl von Werken wird diese junge Anstalt nur von 4 Bibliotheken in der Union übertroffen, an Nützlichkeit und Einfluß auf die Bildung der Masse wohl von keiner. Ihre geistigen Schätze circulirten so frei, daß im Laufe eines Jahres 100,000 Bände an ihre Mitglieder ausgeliehen wurden. Der Fond der Gesellschaft besteht dermalen aus 30,000 Dollars. Ein Lesezimmer enthält außerdem 100 amerikanische, 57 englische, 11 französische und 8 deutsche Journale und Monatschriften, und es gewährt einen wohlthuenden Anblick, die junge Kaufmannswelt nach der Arbeit des Tages hier sich versammeln,

belehren, unterrichten und vergnügen zu sehen. Es erinnerten uns die Einrichtungen dieser Institution vielfach an den juridisch-politischen Leseverein zu Wien, nur mit dem loyalen Unterschiede, daß hier kein Mitglied wegen seiner politischen Freisinnigkeit eine Aufnahmsverweigerung oder gar einen Ausschluß zu gewärtigen hat.

Die Mercantile Library Association beschränkt indeß ihre Wirksamkeit nicht bloß auf eine zahlreiche Bibliothek und ein mit Journalen wohl versehenes Lesezimmer, sie veranlaßt auch im Laufe der Wintermonate in einem besonderen Locale belehrende Vorlesungen und hat die Einrichtung getroffen, daß ihre Mitglieder gegen einen geringen Betrag in verschiedenen Sprachen und Wissenschaften Unterricht erhalten. Es ist eine Musteranstalt durch und durch, welche die größte Anerkennung und Aufmunterung verdient.

Eine Bibliothek, welche an Großartigkeit der Anlage und durch die Oeffentlichkeit ihres Charakters die beiden genannten noch übertreffen wird, ist die erst neuerlich durch Vermächtniß des reichsten Bürgers der Vereinigten Staaten, Johann Jakob Astor, gegründete „Astor library," welche in einem besonderen prachtvollen Gebäude eine Anzahl von mehr als 80,000 Bänden der öffentlichen freien Benutzung übergeben wird. Dr. Cogswell, ein angesehener Ge-

lehrter, wurde vom Testator mit der Vollziehung seiner letztwilligen Anordnung betraut, und die Art und Weise, wie Dr. Cogswell bisher bei der Zusammenstellung dieser großartigsten Büchersammlung der Union verfahren, die mehrfachen Reisen, die er auf eigene Kosten nach Europa unternommen, um persönlich die Auswahl der gediegensten Literaturerscheinungen und den Ankauf seltener Werke zu besorgen, lassen mit Recht vermuthen, daß sich dieser Gelehrte seiner ehrenvollen Aufgabe auf das Gewissenhafteste entledigen werde.

Neben diesen öffentlichen Bibliotheken und Lesevereinen bestehen noch zahlreiche geschlossene Lesezirkel (clubs), deren Besuch jedoch von der Erfüllung gewisser Formalitäten und Bedingungen abhängig gemacht ist. Ueberall haben Fremde, von Mitgliedern eingeführt, für eine beschränkte Zeit freien Zutritt.

Unter den geschlossenen Lesezirkeln New-Yorks nimmt der „deutsche Club" eine hervorragende Stelle ein. Man findet daselbst das berühmte Comfort englischer Clubs wiederholt, und die Mitglieder haben nebst einer reichen Journal-Literatur den großen Vortheil, im selben Hause gegen bestimmte Preise zugleich Wohnung und vorzügliche Verköstigung zu finden. Wie schon der Name anzeigt, ist der Club hauptsächlich ein deutscher Vereinigungspunkt, in-

dessen erhalten Fremde aller Nationen im ersten Monat gratis und dann gegen eine monatliche Gebühr von 5 Dollars Zutritt. Wirkliche Mitglieder können jedoch nur geborene Deutsche werden, und diese bezahlen für die Benutzung der Lesehalle und der eleganten Spiel- und Rauchsäle jährlich 25 Dollars.

Indem wir von den engeren Kreisen intelligenter Strebungen auf das öffentliche Gebiet geistiger Regsamkeit übergehen, begegnen wir zuerst der Journal-Literatur, jener stehenden Macht freier Länder, um die Rechte der Gesammtheit gegen Eingriffe von Einzelnen sowohl als ganzen Parteien zu schützen und zu vertheidigen.

Die meisten hiesigen Journale bevölkern mit ihren Pressen, Bleilettern und ihrem Redactionspersonale ganze Häuser und haben in der Nassaustraße ihren Concentrationspunkt gefunden. Man bemerkt überhaupt in den meisten großen Städten Amerika's die Sitte vorherrschend, daß jede einzelne Geschäftsbranche ihr eigenes Viertel, ihre besondere Straße einnimmt; so trifft man in der einen Straße hauptsächlich Schneider, in der anderen Schuster, in der dritten Blechschmiede, in der vierten Huterer u. s. w. So unbequem diese Einrichtung für den Fremden ist, der sich noch nicht zu orientiren versteht, eben so praktischen Vortheil gewährt dieselbe den Einheimischen, welche auf einem gewissen Punkt für ihren Bedarf stets eine große

Auswahl finden und durch die Concurrenz zugleich billiger kaufen.

Im Jahre 1852 erschienen in New-York 112 Zeitungen und Monatschriften in englischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache. In sämmtlichen Staaten der Union erscheinen 350 Tagblätter, welche täglich zusammen 750,000 Exemplare absetzen; die Wochenschriften, 2000 an der Zahl, haben eine Circulation von wöchentlich 2,875,000 Exemplaren; die 100 Monatschriften haben 900,000 Abnehmer. Außerdem erscheinen noch viele halbwöchentliche, halbmonatliche und vierteljährliche Zeitschriften, so daß die Gesammterzeugnisse der periodischen Presse der Vereinigten Staaten nach authentischen Mittheilungen jährlich eine Summe von 2800 verschiedenen Zeitschriften ausmachen, welche fünf Millionen Abnehmer zählen und jährlich in 422,600,000 Abdrücken erscheinen.

Die bedeutendsten amerikanischen Tagblätter in New-York sind die Tribune, Sun, Daily Times, Herald, Commercial Advertiser, das älteste Blatt, 1793 gegründet, und der Courier and Enquirer. Der jährliche Abonnementspreis dieser Journale wechselt zwischen 6 bis 10 Dollars (15 bis 25 Fl. Rhein.). Dieselben erscheinen meistentheils in 3 Ausgaben, nämlich in einer täglichen, einer halbwöchentlichen und einer wöchentlichen. Die beiden letzten Ausgaben

welche hauptsächlich für die Landbewohner bestimmt sind, und in welchen mit Hinweglassung der Tagesannoncen bloß die wichtigsten Ereignisse der Woche zusammengestellt sind, kosten nur 2 bis 4 Dollars jährlich. Der tägliche Umsatz dieser Blätter sowohl als der wöchentliche ist ein wahrhaft fabelhafter. So setzt die Tribune von der täglichen Auflage 30,000, von der wöchentlichen 40,000 Exemplare ab; der Sun, ein populäres Centblatt, verkauft durchschnittlich 50,000 bis 60,000 Exemplare täglich. Diese Zahlen erscheinen noch kolossaler, wenn man bedenkt, daß das verbreitetste europäische Journal, die Londoner Times, täglich nur ungefähr 30,000 Exemplare abdruckt und nur wenige französische und deutsche Tagblätter eine Auflage von 8000 Exemplaren übersteigen.

Um eine solche kolossale Druckmasse in einem so kurzen Zeitraume, wie er Journalen zur Verarbeitung ihres Materials gestattet, zu Tage zu fördern, bedarf es natürlich auch kolossaler Mittel. Und kein Reisender, der an dem geistigen Aufschwung unserer Zeit irgendwelchen Antheil nimmt, sollte unterlassen, bei seiner Anwesenheit in New-York die Druckpressen zu besuchen, auf welchen die Journale Tribune und Sun, wir möchten sagen, hervorgezaubert werden.

Jede dieser Schnellpressen druckt 15,000 Bogen in der Stunde, oder 250 in der Minute. Die Ma-

schine ist derart construirt, daß sich acht Bogen zu gleicher Zeit im Druck befinden. Bei äußerster Schnelligkeit soll selbe nach Aussage der Maschinisten im Stande sein, sogar 20,000 Bogen in der Stunde zu bedrucken. Das System beruht auf der Anwendung der Cylinder anstatt des bisher üblich gewesenen horizontalen Gestelles bei Druckpressen.

Die Maschine ist vom Maschinenfabrikant J. M. Hoe in New-York erbaut und kostet 16,000 Dollars (40,000 Fl. Rhein.). Und um die Benutzung von Menschenhänden, welche hier noch so kostbar sind, möglichst zu sparen, hat man die Maschine derart mit einer kleinen, durch sie selbst getriebenen Handpumpe in Verbindung gebracht, daß diese regelmäßig die erforderliche Druckerschwärze aus dem großen Holzfaß in den Farbehälter der Schnellpresse pumpt.

Die Preis-Schnellpresse von Applegate in London, welche die Eigenthümer der Times besonders anfertigen ließen und die auf 200,000 Fl. Rhein. zu stehen kommen soll, liefert, so viel uns erinnerlich, 7000 Bogen in der Stunde, und ihre Vervielfältigungsfähigkeit gilt bisher in Europa als unübertroffen.

Durch die beispiellose Schnelligkeit, mit welcher die amerikanischen Pressen selbst die großartigen Auflagen, wie jene der Tribune und des Sun, vollenden, sind die Redacteure in der Lage, jeden Tag die Er-

eignisse der jüngsten Stunde schon in ihren Frühblättern veröffentlichen zu können, und benöthigen ferner kein so großes Material an Schriftvorräthen, wie europäische Druckereien. So beträgt der Letternvorrath der Tribune, welche an 50 Setzer beschäftigt, nicht mehr als 4 Tonnen Gewicht, oder 80 Centner, die einzelne Columne (Journalseite) wiegt fünf Centner*).

---

*) Redactionen, Verlegern und Buchdruckern dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß hier die Bezahlung der Schriftsetzer nicht wie in Deutschland nach 1000 N=Buchstaben, sondern nach eben so viel M=Lettern geschieht. Man bezahlt für 1000 M jeder Gattung 32 Cents, und ein Setzer kann sich bei dieser Berechnung 10 bis 15 Dollars wöchentlich verdienen. Ein Corrector erhält 14 bis 20 Dollars, ein Factor 25 bis 40 Dollars wöchentlich. Auch ist es in Amerika, wo selbst die geringste Arbeitskraft nach ihren Leistungen bezahlt wird, nicht selten, daß sogar Lehrlinge vom Antritt ihrer Lehrzeit an wöchentlich 3 Dollars erhalten und im Verhältniß ihrer Leistungen im Laufe der 5jährigen Lehrzeit diesen Wochenlohn verdoppeln. Da man hier nicht wie in Europa atteſtverſeſſen iſt, sondern das Individuum ausschließend nach seinen erprobten Fähigkeiten beurtheilt, so bleiben Lehrlinge meistens nur so lange in diesem Verhältniß, bis sie eine gewisse Fertigkeit erlangt zu haben glauben, um sich selbstständig machen und mehr Geld verdienen zu können. Die Lehrzeit in allen Branchen der Industrie, des Handels und des Wissens ist daher sehr precär und hängt mehr von dem größeren oder minderen Talent des Schülers als von dem Willen des Meisters ab.

Die Journale verwenden für ihre Drucklegung aus Rücksichten der Billigkeit fast ausschließlich aus Baumwolle erzeugtes Papier.

Die amerikanischen Tagblätter bringen gewöhnlich vier Folioseiten Gedrucktes, wovon aber der größte Theil nur Ankündigungen, Congreßverhandlungen und commercielle, industrielle und gerichtliche Mittheilungen enthält. Größere politische Originalaufsätze und politische Debatten erscheinen nur zur Zeit des Regierungswechsels oder bei sonstigen wichtigen Ereignissen; außer diesen Kampfmomenten bringen die amerikanischen Zeitungen nur selten längere und gediegene Original-Artikel. Der Amerikaner trägt kein Verlangen, sich von Journalen unterrichten zu lassen, wenn es ihm nicht etwas einbringt oder von praktischem Nutzen für ihn ist. Am liebsten liest er ein kurzes Resumé der Ereignisse des Tages im weiten Bereich der Union. Daher sind die Hauptcorrespondenten, die bestbezahlten Mitarbeiter der amerikanischen Journale, die verschiedenen Telegraphendrähte. So erzählte uns der Redacteur des Sun, daß er im Laufe des vorigen Jahres bloß für telegraphische Mittheilung der Congreßdebatten 10,000 Dollars verausgabt habe.

Den winzigsten Raum nehmen in amerikanischen Journalen europäische und namentlich deutsche Zustände ein, und ist einmal von ihnen die Rede, so

werden sie mit den grellsten Parteifarben geschildert. Daher herrscht auch über unser liebes deutsches Vaterland, besonders das, welches über Preußen hinaus liegt, die völligste Unwissenheit. Haben uns doch selbst wohlhabende, angesehene Amerikaner gestanden, erst seit der ungarischen Revolution von dem Leben der Völker des Ostens näher unterrichtet zu sein. Viele wissen auch jetzt noch nicht, welche Sprache man in Oesterreich und dessen Dominien redet und welches die Bildungsstufe dieser Völkerschaften ist. — Vielleicht ist's auch besser, daß man's nicht weiß — —

Eine höchst belehrende Wochenschrift ist der von Mr. Munn in New-York herausgegebene „Scientific American." Aehnlich dem Dingler'schen polytechnischen Journale liefert diese Zeitschrift stets die besten und verläßlichsten Mittheilungen über die neuesten Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Industrie, auch Notizen über Kunst und Wissenschaft. Die Masse interessanter Aufsätze, die populäre Schreibweise und die Billigkeit des Preises (2 Dollars jährlich) verschafften dem Blatte bereits einen Absatz von 16,000 Exemplaren, und die Herausgeber verdienen die wärmste Anerkennung für das reiche geistige Material, welches sie auf diese Weise alljährlich unter die Menge bringen.

Die deutschen Journale, welche in New-York herauskommen, fristen fast alle nur dürftig ihre Exi-

stenz. Kein einziges davon zählt mehr als 800 Abonnenten. Die meisten deutschen Einwanderer sind zu sehr mit der Gründung ihrer Existenz beschäftigt, um an das Lesen einer deutschen Zeitung zu denken; sie haben auch kein besonderes Interesse dafür, da sie wohl schwerlich etwas über ihre specielle Heimath darin finden, und wie ist's auch einem Redacteur in Amerika zuzumuthen, daß er in jedem kleinen Erdwinkel, aus dem Auswanderer zuströmen, einen Correspondenten haben soll! Wenn aber der arme Emigrant nicht erfahren kann, wie's in Grameck oder in Nothhausen, in Mühsalbach oder in Kummersdorf zugeht, so hat für ihn eine deutsche Zeitung keinen Reiz, denn alles Andere in der alten Heimath ist ihm ziemlich gleichgültig geworden, seitdem er seine „intention" gegeben*). — Die

*) Jeder volljährige Einwanderer, welcher Bürger der Vereinigten Staaten werden und alle dessen menschenehrende Rechte genießen will, muß hierüber bei einem öffentlichen Notar seine Erklärung (intention) abgeben und einen öffentlichen Act aufnehmen lassen. Fünf Jahre nach dieser Erklärung, in welcher der Einwanderer seinem früheren Herrscher abschwört und dem neuen Vaterlande Treue gelobt, kann derselbe, wenn er die ganze Zeit in Amerika zugebracht, seinen Bürgerschein verlangen, der ihm die vollsten Rechte eines eingeborenen amerikanischen Bürgers (mit Ausnahme der Qualification zum Amt eines Präsidenten oder Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten) ertheilt. Indeß kann

wohlhabenderen Deutschen hingegen, die Englisch verstehen, ziehen vor, amerikanische Blätter zu lesen, welche für den Kaufmann, wie für den Industriellen weit mehr des Wissensnöthigen und des Geschäftsbezüglichen enthalten.

Was aber die deutschen Zeitungen in Amerika am meisten in ihrer wissenschaftlichen und politischen Bedeutung beeinträchtigt, ist der ewige Zank und Hader unter einander, die fortwährenden Schimpfworte und Schmähreden, die sich die Redacteure der verschiedenen Blätter gegenseitig in's Gesicht schleudern. Eine Journal-Polemik, wenn solche selten und mit Witz und Geist geführt wird, mag zwar eine wohlthätige Abwechselung in die stereotype Phrasenpolitik bringen, wie oft in einem Shakspear'schen Drama ein zwerchfellerschütternder Spaß der lustigen Person den Zuschauer für den nächsten Ernst wieder empfänglicher macht; wo aber der Streit in schale,

---

derselbe jede Art bürgerlicher Beschäftigung treiben, ohne deswegen Bürger sein zu müssen, und wir lernten mehrere Deutsche kennen, die sich hier große Reichthümer erworben haben und noch immer deutsche Unterthanen sind. Denn jeder Fremde, sobald er den freien amerikanischen Boden betritt, genießt gleiche bürgerliche Rechte mit dem amerikanischen Bürger; nur die politischen Rechte sind ihm entzogen. Und darum kümmert sich leider der Deutsche am wenigsten, dem sie häufig mehr eine Last als eine Auszeichnung scheinen.

geistlose Gemeinplätze und Persönlichkeiten ausartet, wendet der Leser unmuthig seine Sympathie von beiden Theilen ab und gewinnt aus dem ganzen Federkrieg keine andere als die Ueberzeugung, daß die deutschen Journalisten auch in der neuen Welt ihre eigentliche, würdige Aufgabe völlig mißkennen.

Bei einem solchen Zustand der deutschen Journal-Literatur ist es schwer zu sagen, welche in deutscher Sprache erscheinenden Blätter die gelesensten und verbreitetsten sind. Alle Tage gehen welche ein, und alle Tage erscheinen neue. Selbst gediegene Stylisten konnten sich wegen ihrer feindlichen Parteirichtung nicht für die Dauer behaupten. Die meisten deutschen Journalisten, welche die politischen Winde der letzten Jahre über's Meer getrieben, haben die Feder mit dem Meßkrug, den Correcturbogen mit der Wirthsschürze vertauscht, und selbst der wildeste, zäheste politische Schreier, Heinzen, nachdem er eine Zeitlang mit seiner ganzen geistigen Kraftanstrengung umsonst um eine journalistische Existenz gekämpft, ist jetzt Bierwirth und legt, weil er für seine geistigen Wuthgeburten keinen Drucker mehr findet, jeden Morgen das geschriebene Journal in seiner Schenkwirthschaft für seine Biergäste und Gönner im Manuscript auf.

Dieser traurige Zustand der deutschen Journalistik findet aber nicht bloß in New-York seine

Gränzen, er verbreitet sich über alle Staaten der Union, „soweit die deutsche Zunge klingt.“ Selbst in Städten, wo die deutsche Bevölkerung in den Vordergrund tritt, verstehen die Journale weder bildend und belehrend auf das Volk zu wirken, noch sonst einen politischen Einfluß zu gewinnen. Am besten sind noch die New-Yorker Staatszeitung, der Anzeiger des Westens in St. Louis und der Hochwächter in Cincinnati redigirt, und diese haben auch verhältnißmäßig die meiste Verbreitung, obschon keines derselben eine Auflage von 2000 bis 3000 Exemplaren übersteigt.

Der einzige Einfluß, den man den deutschen Journalen nicht absprechen kann, ist der religiöse, oder vielmehr der atheistische, und wegen dieser Richtung sind sie sowohl von der Geistlichkeit, wie von den Amerikanern, welche in dem religiösen Princip das Hauptfundament der amerikanischen Republik erkennen, arg gefürchtet und gehaßt. Die deutschen Journale sind es allein, welche gegen die strenge Sabbathfeier, gegen die Uebergriffe der römischen und protestantischen Pfaffen, gegen pietistische Heuchelei und die mit dem Katholicismus liebäugelnde Episkopal-Kirche scharf zu Felde ziehen, und da man die in diesen Journalen ausgesprochenen Ansichten einzelner Freigeister für das Glaubensbekenntniß der ganzen deutschen Einwandererschaft hält, so sind für

den Amerikaner die Namen: „Deutscher" und „Ungläubiger" identisch.

Ohnedies wird der „Dutschman" wegen seiner genialen Weise, den Sonntag zu feiern, theils aus Pietät, noch mehr aber aus Neid über die Achsel angesehen. Die deutsche Bevölkerung läßt es sich einmal nicht nehmen, den Sabbath als einen Ruhe- und Erholungstag zu betrachten und denselben zu körperlicher und geistiger Thätigkeit zu verwenden. Sie kehrt sich wenig an die langen saueren Sonntagsgesichter der Yankees und singt und springt, geigt und tanzt, wie's Jedem die Laune eingiebt.

Dabei können uns Deutschen die Amerikaner nicht verzeihen, daß es in Deutschland nicht bloß Dollarjäger, Bierbrauer, Tabackspfeifenhändler, Putzmacherinnen, Klavierspieler, Kindermägde und Bauern, sondern auch Philosophen giebt, die den Muth hatten, den Schleier zu lüften, mit welchem eine egoistische Priesterschaft die Schöpfungsgeschichte der Menschheit in ein mystisches Dunkel zu hüllen sich anmaßte. Sie gestehen zwar ein, daß die größten, tiefsten Denker aller Zeiten Deutsche waren, aber die wenigsten haben sich zu jener geistigen Selbstständigkeit hinaufgeschwungen, um für den blinden Bibelglauben in den lichten Wahrheiten wissenschaftlicher Forschungen Ersatz zu finden!

So wie die deutsche Journalistik erheischt auch der

deutsche Buchhandel in Amerika eine große Reform. Das Unglück ist, daß diese beiden Geschäftsbranchen so häufig in die Hände von völlig Unfähigen, Unberufenen fallen. Man wird nicht Journalist oder Buchhändler aus Beruf, aus Vorliebe, aus geistigem Drang, sondern gewöhnlich, wie in Deutschland, wenn man nichts Besseres anzufangen weiß. Ein deutscher Journalist nimmt daher hier dieselbe erbärmliche, untergeordnete, verrufene Stellung ein, wie in der Heimath. Man kann freilich fragen: warum wenden sich nicht fähigere Männer diesem schönen Berufe zu? Aber wer übernimmt gern eine bankerotte Wirthschaft? Und dann liegt der Krebsschaden der Journalistik in Deutschland tiefer — —

Die deutschen Buchhändler in Amerika sind größtentheils Papierhändler und Schreibrequisiten-Verschleißer. Wir haben nur wenige kennen gelernt, die hiervon eine Ausnahme machen und ein Assortiment deutscher Bücher nicht bloß in ihrem Katalog, sondern auch in ihrem Laden besitzen.

Wenn der deutsche Buchhandel — wie wir mit warmem Antheil hoffen und wünschen — in Amerika eine schöne Zukunft hat, so wird sie in New-York begründet werden. In dieser Stadt sind jetzt mehrere tüchtige, in Deutschland gebildete Männer thätig und betrachten den Aufschwung der deutschen Literatur nicht bloß als Geschäfts-, sondern auch als

Ehrensache. Garrique und Christern sowohl als auch Westermann haben sich diese schöne, anerkennenswerthe Aufgabe gestellt, und es lassen sich von diesen betriebsamen Männern großartigere Resultate erwarten, weil sie deutsche Geschäftsroutine mit amerikanischer Rührigkeit und ausgebreiteter Kenntniß der localen Verhältnisse verbinden.

Die deutschen Einwohner sind weit empfänglicher für Bücher- als für Journal-Lectüre. Dazu kommt noch, daß sich gegenwärtig auch viele Amerikaner aus Liebe zur Wissenschaft, wie aus Geschäftsinteresse dem Studium der deutschen Sprache widmen. Ein einziger deutscher Buchhändler in New-York hat von Humboldt's Kosmos über 100 Exemplare verkauft. Ebenso fanden von Heine's Romanzero im Laufe eines Jahres 100 Exemplare, von Lenau's und Geibel's Gedichten je 12 und von Gutzkow's Rittern vom Geiste 8 Exemplare Absatz. Bezeichnend ist es, daß sich von den deutschen Klassikern der demokratische Schiller am bedeutendsten verkauft, während Göthe nur geringe Abnahme findet.

Den Hauptabsatz, die sogenannten Brodartikel der hiesigen deutschen Buchhändler bilden theologische und Erbauungs-Schriften, wie z. B. Hengstenberg's Werke, Brastberger's Predigten, Kapf's Gebetbuch, Kempen's Nachfolge Christi, Goßner's Schatzkästlein, ein Separat-Abdruck des 6. und 7. Buches Mosis u.

s. w.; ein Hauptbegehr der deutschen Emigranten und namentlich der pennsylvanischen Bauern ist außerdem die vielverrufene Quedlinburger Literatur. Ja es giebt sogar Händler, die im Lande herumreisen und diesen gedruckten Unsinn den deutschen Ansiedlern in's Haus bringen. Vom feurigen Drachen, von Faust's Höllenzwang, vom Zauberbüchlein und von Geisterbeschwörungs-Anleitungen kann man viele Hunderte von Exemplaren im Lande verbreitet finden, und steht in einem solchen Wunder-Rathgeber gar, wie man Gold machen kann, so besitzt der Verkäufer nicht Hände genug, die verlangten Exemplare dem leichtgläubigen Landvolk auszufolgen.

Uns wundert nicht der Aberglaube und die geistige Beschränktheit der Käufer, denn das ist ein gesetzlich ererbtes Gut, das die unteren Volksklassen aus Deutschland mit herüber bringen und das sich auch in Amerika nur allmälig aufzehrt; uns befremdet nur die Bereitwilligkeit, mit der sich deutsche Händler herbeilassen, die freie, reine amerikanische Atmosphäre mit solchem abergläubischen Unflath zu verpesten.

Der amerikanische Buchhandel lebt größtentheils vom Nachdruck. Was immer in England Literarisches von Bedeutung erscheint, findet hier gleich eifrige Vervielfältiger. Mehrere englische Monatschriften, wie Blackwood's Edinburgh Review, Westminster

Review u. s. w., erscheinen hier wenige Tage, nachdem der Steamer das Londoner Original mitgebracht, in zweiter Ausgabe und dermaßen billig, daß die englische Concurrenz völlig unmöglich gemacht wird. Für acht Dollars jährlich erhält man fünf verschiedene Londoner Reviews, und sogar frei nach allen Theilen der Union zugeschickt.

Unter den amerikanischen Monatschriften haben Hunt's Merchant Magazine in New-York und De Bow's South Western Review in New-Orleans wegen ihrer höchst interessanten commerciellen und statistischen Mittheilungen, so wie Harper's Magazine in New-York als literarische Erscheinungen den bedeutendsten Werth. Von letzterem werden monatlich über 90,000 Exemplare à 25 Cent (30 Kr. Rh.) verkauft. Man findet diese beliebte Monatschrift im Damenboudoir wie in der einsamen Ansiedlerhütte des Hinterwaldes.

Harper's Buchdruckerei ist aber auch nicht nur die bedeutendste in der Union, sondern wohl das großartigste derartige Privat-Etablissement in der Welt. Dreißig Schnellpressen mit einer Kraft von 60 Pferden sind fortwährend im Gange und 500 Arbeiter in den verschiedenen Zweigen des Buchdrucks thätig. Nebst den älteren Verlagsartikeln von Geschichts- und Reisewerken, von deren Stereotyp-Sätzen Harper jedes Jahr ungefähr 10,000 Exemplare neuer-

dings abdruckt, erscheinen jährlich circa einhundert neue Verlagswerke. Und die Anzahl der davon gedruckten Exemplare ist derart kolossal, daß, wie uns Herr Harper persönlich versicherte, auf jede Arbeits-Minute des Jahres sieben Exemplare kommen!

Die Schnelligkeit der Druckoperation mußte nothwendig auch die integrirenden Branchen des Buchdrucks *) zu Versuchen rascherer Erzeugung drängen, und als ein erfreuliches Resultat derselben sahen wir beim Schriftgießer Green in New-York eine Lettern-gieß-Maschine in Wirksamkeit, welche in einer Minute 120 Lettern liefert, von großen Buchstaben hingegen 4—5 Pfund per Stunde. Der Preis dieser Gießmaschine, die schon in vielen Buchdruckereien in Verwendung ist, beträgt 175 Dollars.

Ein seltsamer Buchladen ist in der Nassaustraße der von Fowler und Wells, welche bloß phrenologische und hydropathische Werke verlegen und gleichzeitig als phrenologische Rathgeber fungiren. Wir sahen manche Amerikanerin neugierig verschämt nach diesem Orakelladen wandern und sich für 2 Dollars ein

---

*) Die Buchbinderei ist vielleicht der einzige Zweig des Buchdrucks, welcher in den Vereinigten Staaten im Vergleich mit europäischen Leistungen noch Manches zu wünschen übrig läßt. Namentlich ist es der Geschmack und die Leichtigkeit des Einbandes, welcher den hiesigen Buchbinderarbeiten mangelt.

geschriebenes Certificat ihrer intellectuellen und häuslichen Fähigkeiten eintauschen. Die Phrenologie macht in Amerika außerordentliche Fortschritte, und täglich erweitert sich der Kreis ihrer Anhänger; nur bleibt es bedauernswerth, daß diese Wissenschaft durch die Art und Weise, wie sie von Laien und herumziehenden Schädelmessern handwerksmäßig ausgebeutet wird, viel von ihrem scientifischen Charakter einbüßt.

Die Papierfabriken stehen in Amerika auf gleicher Stufe mit den besten Englands und Deutschlands. Eine der großartigsten ist die Ivanhoe Mill in Patterson am Passaic-Fluß, 10 Meilen von New-York. — Vier große Maschinen nach ganz neuem vereinfachten Princip sind hier, mit Ausnahme des Sabbaths, Tag und Nacht unausgesetzt in Thätigkeit. Die Fabrikgebäude haben origineller Weise keine Fenster, sondern erhalten ihr Licht von oben, um den Sand- und Kohlenstaub von den Apparaten und der Fabrikation fern zu halten. Die Wassermasse des Passaic-Flusses ist stark genug, um die 3 großen Wasserräder von 120 Pferdekraft das ganze Jahr hindurch in Bewegung zu erhalten, und der Dampf wird daher nur zum Trocknen des Papiers benutzt. Die Manipulation ist dieselbe wie in europäischen Fabriken, und in der außerordentlichen Sorgfalt, welche man hier auf die sogenannte „Gasbleiche"

verwendet, scheint die einzige Abweichung und das Hauptgeheimniß der billigen Erzeugung zu liegen. Von den Stoffen, welche zur Papierfabrikation dienen, bilden nicht wie in Europa Leinwand-Abfall und Hadern, sondern eine mindere Baumwollsorte und alte Stricke das bedeutendste Verbrauchs-Quantum. Der Höhepunkt, welchen mit Hülfe der Wissenschaft die Bleichmethode hier erreicht, setzt die Fabrikanten in den Stand, selbst aus grobem Material eine feine und zugleich weiße Papiersorte zu erzeugen.

Der rauhe Wollstoff, welcher in rascher Eile den ganzen großartigen Fabrikationsproceß durchläuft, kommt am oberen Ende des Maschinensaals bereits als fertiges Papier, fein glacirt und getrocknet, bis zu einer Breite von 7 Schuh in endloser Länge zum Vorschein und wird sogleich von einem Arbeiter durch Anwendung eines einfachen Apparats in die beliebige Form geschnitten. — Auf diese Weise werden wöchentlich 50,000 Pfund Papier erzeugt, deren Verkaufspreis zwischen 13 bis 18 Cent per Pfund variirt. Die Arbeiter, deren 200 in Thätigkeit, verdienen sich, je nach ihrer Verwendbarkeit, 1 bis 3 Dollars täglich. Die Kosten der Maschine belaufen sich auf 25,000 Dollars, jene des ganzen Etablissements auf nahe an 300,000 Dollars.

Wenn man in Amerika solche kolossale Unternehmungen in allen Zweigen der Industrie ohne an-

sehnlichen Reichthum des Gründers entstehen und gedeihen sieht, so beruht dies hauptsächlich auf dem Grundsatz der Association, der nirgends mehr als in den Vereinigten Staaten zur Anwendung kommt. Die meisten großen Etablissements haben 3 bis 6 Theilnehmer und oft eine noch größere Anzahl solcher Interessenten, welche außer ihrer Capitaleinlage keinen Antheil an der Verwaltung nehmen. Und nächst den freien Institutionen ist es vor Allem dieses gesellige Princip, welchem die neue Welt ihren commerciellen und industriellen Aufschwung verdankt. Das Fabrikwesen besteht hier zwar noch nicht in solcher Ausdehnung, wie in England oder anderen Theilen Europa's, aber wo es immer vorhanden, entwickelt sich dasselbe im großartigsten Maßstabe. Viele Unternehmungen, an die man „auf der anderen Seite", wie der Yankee die alte Welt nennt, wegen der Großartigkeit der dazu nöthigen Geldmittel gar nicht zu denken wagt, finden hier durch Gesellschaftung rasche, leichte und gewinnbringende Ausführung, und der größte und bedeutendste Theil des amerikanischen Handels besteht aus Compagnie-Geschäften.

Es gehört aber auch der Go-ahead-Sinn, das Selbstvertrauen eines geborenen Amerikaners dazu, um alle die weitsichtigen Pläne durchzuführen, die er oft in seinem speculativen Gehirn ausheckt. Der

Amerikaner ist nie zukunft-verlegen, niemals verzagt; er macht drei Mal Bankerott und wird doch das vierte Mal auf die ehrenvollste Weise ein reicher Mann. Da Arbeit hier zu Lande (wenigstens im freien Norden und Westen) keine Schande ist, so macht er oft die ganze Scala des gewerblichen Lebens durch, bis er auf eine ihm zusagende Beschäftigung stößt; und dieses System verschafft eben dem Amerikaner jene Elasticität, mit welcher er sich bald hinter einer Verkaufsschranke, bald als Dampfschiffs-Clerk, bald als öffentlicher Beamter und bald als Geschäftsmann, immer aber mit demselben praktischen Geschick bewegt.

In Europa ist das System der Compagnieschaft durch manche unglückliche Erfahrung in Verruf gerathen, und man findet dort wohl mehr Compagnieen, die sich auflösen, als solche, die sich vereinigen. Auch werden daselbst den Associationen aus politischen Gründen vielfache Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg gelegt; hier aber, wo solche Hemmnisse wegfallen, sieht man täglich neue Gesellschaftsverbindungen entstehen, und nicht bloß im Handel und in der Industrie, auch Apotheker, Aerzte, Advocaten, Künstler und Landwirthe verbinden sich zur Erreichung großartiger Resultate. Das Vertrauen wird selten mißbraucht; denn der Amerikaner hat zu viel Scharfblick, er ist zu „smart", wie der Natio-

nalausdruck lautet, um sich mit dem nächsten Besten in eine unüberlegte Verbindung einzulassen, und versteht sich nur zu gut aus der Schlinge zu ziehen, wenn er je eine solche Unklugheit begangen.

Das System der Association hat ferner auch auf dem Gebiete der Humanität und der Moral viele imposante Resultate erzielt. Die großartigen Leistungen der Missions-, der Mäßigkeits-, der Bibel-, der Sonntagsschulgesellschaften konnten nur durch ein reges Zusammenwirken bedeutender Kräfte erreicht werden.

Die American Bible Society besitzt ein eigenes prachtvolles Gebäude, in welchem 7 große Schnellpressen in unausgesetzter Thätigkeit sich befinden. In einem einzigen Monate, im Mai 1852, hat dieselbe 79,228 Bibelabdrücke verkauft. Im Jahr 1851 veräußerte dieselbe Bibelgesellschaft 706,500 Exemplare von Bibeln und Neuen Testamenten in 28 verschiedenen Sprachen, und ihre Gesammteinnahme belief sich auf 308,744 Dollars. Außerdem wurden im selben Zeitraume verschiedene fremde Bibelgesellschaften mit 30,900 Dollars zur Drucklegung und Verbreitung der heiligen Schrift unterstützt. Seit ihrem 36jährigen Bestand hat dieselbe 8,288,982 Abdrücke des Alten und Neuen Testaments nach allen Theilen des amerikanischen Continents (inclusive

Westindien, spanisch und portugiesisch Amerika) versandt *).

Eine nicht minder humane Institution ist die American Tract Society, deren Hauptaufgabe in der Verbreitung religiöser und moralischer Schriften besteht. Sie beschäftigt 12 Schnellpressen und giebt Werke, Pamphlete, Journale und Kalender in 10 verschiedenen Sprachen heraus. Vom Mai 1851 bis Mai 1852 wurden 11,143,000 Exemplare größerer und kleinerer Schriften mit einer Gesammtzahl von 316,518,500 Seiten gedruckt. Von dem Gesellschafts-Journale American Messenger werden allein monatlich 200,000 Exemplare in englischer und 30,000 Abdrücke in deutscher Sprache abgesetzt. Die verschiedenen Jahreseinnahmen betrugen zusammen 342,858 Dollars.

Seit der Gründung dieser löblichen Gesellschaft (1825) wurden von derselben 128,719,840 Exemplare moralischer Schriften oder 3,060,383,972 Octavseiten gedruckt und verbreitet, und außerdem durch ihre mehrfache Unterstützung die Drucklegung mora-

---

*) Die British and foreign bible society in London hatte im Jahre 1851 eine Einnahme von 103,380 Pfund Sterling (1,033,800 fl C. M.) und verkaufte im selben Zeitraum 1,137,617 Bibelabdrücke in 148 diversen Sprachen. Seit ihrem Bestand hat diese Institution 24,247,667 Bibeln in Umlauf gesetzt.

lischer und christlicher Werke in 114 verschiedenen Sprachen veranlaßt.

Ein anderer Segen der Association ist die Unterstützung fremder Missionen, welche im letzten Jahre 1,400,000 Exemplare moralischer Tractate und Landkarten in einem Kostenbetrage von 284,830 Dollars versandte. Diese fromme Association hat in den 42 Jahren ihres Bestandes 143 Missionsposten gegründet und 153 Missionäre und Prediger angestellt. Eine große Anzahl dieser Missionäre hat medicinischen Studien obgelegen, und viele unter ihnen verstehen die Kunst des Buchdrucks, des Zeichnens, des Malens u. s. w. Im Ganzen wurden von der Gesellschaft 528 männliche und weibliche Individuen zu Missionszwecken verwendet. Unter ihrer Aegide wurden auf den verschiedenen Missionsposten in Europa, Asien, Afrika, auf den Sandwich-Inseln und unter den Indianern Nordamerika's 92 protestantische Kirchen gegründet. Außer 7 Seminarien zur Heranbildung von einzelnen Lehrern und Lehrerinnen, welche 331 Schüler zählen, hat die Gesellschaft eine große Anzahl von Freischulen errichtet, in denen 22,400 Kinder Unterricht genießen.

Außerdem befinden sich 12 Druckereien auf eben so vielen Missionsposten mit 7 Letterngießereien und Stereotypanstalten in Wirksamkeit, in welchen bereits Werke in 30 verschiedenen Sprachen gedruckt

werden. Im Jahre 1851 allein wurden in dieser Druckerei 52,669,739 Octavseiten gedruckt, und seit ihrem Bestand 948,589,286 Seiten.

Die großartigste Erscheinung der amerikanischen Association aber sind die hiesigen Mäßigkeitsgesellschaften. Sie zeigen deutlich, was Ausdauer und liebendes Zusammenwirken selbst unter der willensfesten mündigen Masse eines freien Landes auszurichten vermögen.

Nach einem kaum 20jährigen Bestand und einer Beisteuer, die selbst in den dringendsten Zeiten nicht viel über 1200 Dollars jährlich übersteigt, ist es diesen philanthropischen Gesellschaften gelungen, den Sinn für Mäßigkeit selbst in den untersten Gesellschaftsschichten so allgemein zu verbreiten, daß ein Einwohner vom Staate Maine, der Bürgermeister von Portland, Neal Dow, sich den Muth nahm, der Legislatur des Staates ein Gesetz vorzuschlagen, welches im ganzen Staatsgebiete die Einfuhr, den Handel und den Verschleiß spirituöser Flüssigkeiten außer zu mechanischen und hygieischen Zwecken verbietet und den Uebertreter zu einer bedeutenden Geldstrafe und der Vernichtung der vorgefundenen unerlaubten Artikel verurtheilt. Das Gesetz ging in beiden Häusern, im Repräsentantenhause sogar mit einer Mehrheit von 86 gegen 40 Stim-

men anerkennend durch und wurde in Folge dessen bereits am zweiten Juni 1851 vom Gouverneur des Staates als rechtsgültig erklärt.

Die Einwohnerschaft, obwohl durch das an spartanische Dictatur erinnernde Statut theils in ihrem pecuniären Interesse, theils in einer Lieblingsneigung beeinträchtigt, fügte sich jedoch mit jenem strengen Gesetzlichkeitssinn, welcher dem Amerikaner in so wunderbarer Weise eigen ist, willig der durch die Volkserwählten zum Gesetz erhobenen Acte und sah stillergeben zu, als schon in den nächsten Wochen mehrere Uebertreter mit der öffentlichen Vernichtung der von ihnen eingeführten und verborgenen Spirituosen im Werthe von mehreren tausend Dollars bestraft wurden.

Die moralische Wirkung des Gesetzes, wie sie uns Einwohner von Portland im Staate Maine selbst erzählten, soll eine wunderbare gewesen sein. Während in den der Einführung des Gesetzes vorhergegangenen acht Monaten noch 292 Personen wegen verschiedener Vergehungen zu Zwangsarbeiten im Armenhaus (alms-house) verurtheilt worden, sank jetzt im gleichen Zeitraume deren Zahl auf 141 Individuen, und die unfreiwilligen Bewohner des Stadtgefängnisses wegen verschiedener Diebstähle und Betrügereien hatten sich von 279 bis auf 63 Züchtlinge vermindert; die Zahl der Nachtstreifer,

welche von den Polizeimännern in Gewahrsam genommen wurden, nahm während derselben 8 Monate von 431 auf 180 Individuen ab. Man muß es unter solchen Umständen erklärlich finden, daß die Bewohner des Staates, angefeuert durch die ersten Glanzerfolge, in ihren Erwartungen immer sanguinischer wurden. Man glaubte sich jetzt der Erbauung eines bereits beantragten neuen Versorgungshauses (alms-house) im Kostenanschlage von 50,000 Dollars entheben zu können, ebenso eines projectirten Gefängnisses nicht länger zu benöthigen. Die Summe, welche in einer einzigen Stadt im Laufe eines Jahres durch Enthaltsamkeit von spirituösen Getränken erspart worden sein soll, schlägt eine etwas übertriebene Berechnung so hoch an, daß sich dafür 4000 Familien der Stadt jede 5 Fässer Getreide und 5 Klaftern Brennholz anschaffen konnten.

Der Mäßigkeitseifer der kleinen Bevölkerung fand bald ein Echo in den bedeutendsten Städten des Nordens, und in vielen Staaten des Ostens und Nordens überreichten die Bürger ihren Legislaturen Bittschriften um Einführung des Spirituosen-Gesetzes (liquor-law). In den Staaten New-York und Pennsylvanien waren diese Petitionen mit 300,000, in Massachusetts mit 181,000 Unterschriften der Bürger versehen; nicht minder ansehnlich im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl waren jene von

Rhode-Island, New-Jersey, Delaware, Indiana, Wisconsin, Minesota, Jowa. Bezeichnend ist, daß bloß freie Staaten die Einführung des Mäßigkeitsgesetzes wünschenswerth und civilisationsfördernd erkannten, während die Sklavenstaaten sogar als heftige Opponenten dagegen auftraten.

Die Gesellschaften ließen ihre Thätigkeit nicht bei dem Einreichen von Petitionen bewenden, sie machten von allen möglichen gesetzlichen Mitteln Gebrauch, um die Menge über die socialen und moralischen Vortheile eines solchen Gesetzes zu belehren und deren Interesse und Theilnahme an der Erreichung ihres Zweckes immer mehr zu vergrößern und zu sichern. Zugleich suchten sie ihren politischen Einfluß dadurch zu stärken, daß sie bei den Wahlen für die Legislatur und zu anderen öffentlichen Aemtern nur solchen Persönlichkeiten ihre Stimmen gaben, von denen sie mit Bestimmtheit wußten, daß sie Mäßigkeitsfreunde waren und zur Ausführung des neuen Gesetzes mitwirken würden. Desgleichen wurden jährlich über 300,000 Abdrücke verschiedener, die Sache der Mäßigkeit fördernde Schriften vertheilt, in öffentlichen Versammlungen Reden gehalten und endlich in Journal-Aufsätzen durch statistische Nachweisungen den oratorischen Hypothesen ihrer Demosthene überzeugungstärkender Nachdruck zu geben versucht. So wurde z. B. in einem Bostoner Blatt mit

Ziffern bekräftigt, wie in den 1500 Trinkläden (grog-shops) der Metropole Neu-Englands jährlich 1,401,600 Dollars verausgabt wurden und im Staat Massachusetts die enorme Summe von 8,400,000 Dollars in Spirituosen aufgeht, wie ferner der Verlust an Arbeitskräften durch Unmäßigkeit im Laufe eines Jahres einem Werthe von 10,512,000 Dollars gleichkommt*). Die Armenhäuser und Gefängnisse lieferten ihrerseits nicht minder überzeugende Beweise für die Wichtigkeit des vorgeschlagenen Ge-

*) In den verschiedenen Staaten der Union, namentlich New-York, Ohio, Massachusetts, Pennsylvanien, Indiana und New-Jersey, wurden in den letzten Jahren durchschnittlich 42 500,000 Gallonen Whisky, 6,500,000 Gallonen Rum und 2,800,000 Faß (barrel) Bier erzeugt. Das Capital, welches zu dieser Industrie verwendet wird, beträgt $8^1/_2$ Millionen Dollars und die Anzahl der dabei beschäftigten Arbeiter 5500. Der Werth der zur Branntwein- und Biererzeugung verwendeten Kornarten, des Hopfens und Syrups beläuft sich jährlich auf nahe an 9 Millionen Dollars und der der erzeugten Spirituosen auf $11^1/_2$ Millionen Dollars. Der Staat New-Jersey erzeugt die meisten Liqueure, Ohio den meisten Whisky (12 Millionen Gallonen) und Massachusetts den meisten Rum (4 Millionen Gallonen). — Wir finden dieser Mäßigkeits-Statistik die u n m ä ß i g e Notiz beigefügt, daß nach officiellen Reports in den fünf Ländern: Großbritannien, Frankreich, Preußen, Schweden und der amerikanischen Union, jährlich 546 Millionen Dollars für betäubende Getränke ausgegeben werden.

setzes. Von den im Laufe des Jahres 1851 zu Gefängnißstrafen und Zwangsarbeiten Verurtheilten waren 47 Procent Opfer der Unmäßigkeit. Von den 1200 Idioten, die sich im Armenasyl des Staates befinden, ließ sich bei drei Viertheilen nachweisen, daß sie unter dem Einflusse von Unmäßigkeit geboren worden. Auf diese Weise wurde nach weniger als 2 Jahren durch beständige, aber niemals die Schranken des Gesetzes überschreitende Agitation ein so großartiger Umschwung in der öffentlichen Meinung hervorgerufen, daß bereis in vielen Staaten des Nordens das Halten von Liqueur- und Brandyschenken als ein unehrliches Geschäft angesehen und in vielen Hotels ersten Ranges der Verkauf von jeder Sorte Wein völlig ausgelassen wurde.

Und es ist für einen Europäer kein gewöhnlicher Anblick, auf einer langen Wirthstafel, an der mehrere hundert Gäste Platz nehmen, während der ganzen Mahlzeit kein anderes Getränk als eisgemengtes Wasser auftischen zu sehen. Doch giebt es allerdings in manchen Hotels in einem versteckten Winkel Trinkstuben, wohin sich jene Gäste flüchten, deren verwöhntem Gaumen das öde Flußwasser ohne geistige Beimischung nun und nimmer munden will.

Wie tief die Sitte der Spirituosen-Abstinenz bereits in's Mark der untersten Volksklassen gedrungen, beweist der Umstand, daß sogar 993 Matrosen in

New-York die Mäßigkeitsverpflichtung unterschrieben, von denen 270, wie noch manche rothe Spur auf ihrer Nase beurkundet, in einer vorgesetzlichen Periode gerade nicht zu den Weinverächtern gezählt haben sollen.

Was immer auch das Schicksal oder die Zukunft des Maine liquor-law sein mag, es bleibt unstreitig eine bewunderungswerthe, achtungverdienende Erscheinung, daß Hunderttausende sich einer, Vielen gewiß sehr empfindlichen Enthaltsamkeit freiwillig unterziehen, bloß weil sie im Genuß spirituöser Getränke einen schädlichen Einfluß auf die Moralität und das Körperwohl der Gesammtheit zu erblicken wähnen. Ein Volk, das so viel Energie und Willenskraft besitzt, ist sich selbst die beste Bürgschaft für seine Zukunft, und es versteht nicht nur seine Freiheit zu behaupten, es ist deren auch würdig.

Gleichwohl sind wir weit entfernt, ein Anhänger dieses Gesetzes in seiner ganzen Totalität zu sein. Dasselbe wird sich zwar allenthalben, wo die Verhältnisse des Landes den Volksklassen nur den Genuß von schlechtem Whisky, Rum, Branntwein und anderen scheidewasserartigen Spirituosen gestatten, von nachhaltigem sittlichen und geistigen Einfluß erweisen, aber es wäre eine Absurdität, dieses Gesetz auch auf jene Länder ausdehnen zu wollen, welche die Natur, gleichsam als Entschädigung für manche

andere Noth, mit goldenem Traubensaft reichlich gesegnet hat. Denn eine Sache bloß darum völlig meiden, weil durch deren Mißbrauch möglicherweise der Gesellschaft ein Schaden oder Unheil erwachsen könnte, heißt sich die edelsten Genüsse des Lebens versagen. Giebt es doch keine Tugend, die so rein und unschuldig wäre, daß sie nicht durch Mißbrauch zur Untugend und zum Laster würde. Mißbrauch der Religion ist Fanatismus, Mißbrauch der Freiheit ist Anarchie, Mißbrauch der Liebe ist Eifersucht. Niemand kann aber zugeben, daß man nicht frei und religiös sein, daß man nicht lieben dürfe, weil daraus möglicherweise Excesse entstehen können. Trunkenheit erscheint allerdings als ein arges Laster, und mancher Muth zu einer grauenvollen That ward schon in der dumpfen Branntweinschenke geholt. Aber der Traubensaft, mit Mäßigkeit genossen, bleibt ein erheiternder, kraftstärkender, poesiebegeisternder Trank*), den Vater Noah schon köstlich fand und der sogar bei der Muster-Hochzeit zu Kanaan reichlich floß.

*) Selbst Liebig, der größte Chemiker unserer Zeit, erkennt im Wein „ein Mittel der Erquickung, wo die Kräfte des Lebens erschöpft sind, der Befeuerung und Steigerung, wo traurige Tage zu beringen sind, der Correction und Ausgleichung, wo Mißverhältnisse der Ernährung und Störungen im Organismus eingetreten sind.“ (Chemische Briefe XXX.)

Und sobald erst der ausdauernde Fleiß der deutschen Ansiedler in Amerika die Ufer des Ohio und des Missouri mit vaterländischen Reben so reich bepflanzt haben wird, daß deren Ertrag die gegenwärtige gekünstelte und betäubende Weinerzeugung durch ächten lieblichen Natursaft ersetzt, dann wird auch das jetzt so strenge Verbot eine mildere Auslegung erfahren. Die Deutschen aber, die im Weingenuß besser als die hastigen Yankees Maß zu halten scheinen, werden sich niemals überzeugen lassen, daß der edle Rebensaft, mäßig genossen, ein Gift sei, obgleich ihnen ein gewisser „Johannisberger" schon viel Kopf- und Herzweh verursacht hat; sie werden, wie der Neu-Engländer an seinen Salomonsprüchen, stets an jenem kernigen, echt deutschen Luthervers festhalten:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang."

Der christlich humane Sinn des Amerikaners äußert sich nirgends würdiger und deutlicher als in der wohlwollenden Art und Weise, mit welcher er für seinen kranken, hülflosen und gefallenen Nächsten sorgt.

Die amerikanischen Spitäler, Armenasyle und Gefängnisse sind wahre Musteranstalten in Bau und Leitung, und die praktische Einrichtung der beiden

letzteren trägt gewiß wesentlich zur sittlichen Erhebung ihrer Bewohner bei.

Die Fürsorge für alle physisch und moralisch Bresthaften ist so ausreichend, daß man zu einem Straßenalmosen, womit in Deutschland alljährlich so große Summen verausgabt werden, hier selten Anlaß findet.

Dem Kranken, dem Erwerbslosen, wie dem Arbeitsunfähigen öffnen sich leicht und freundlich die Pforten des Armen-Asyls; er hat nicht nöthig, seine bleiche Noth in einer menschendurchwogten Straße öffentlich zur Schau zu tragen oder mit seinen dürren Händen nebenmenschliches Mitleid anzuflehen. Wen immer das traurige Schicksal trifft, aus irgend einer Veranlassung sein tägliches Brod nicht verdienen zu können, der wandert getrost nach dem Armenhause von Blackwell's Island, wo eine einfache Erklärung seiner Arbeitsunfähigkeit genügt, ihm Aufnahme zu verschaffen. Ja die Leichtigkeit des Eintritts und die Humanität der Behandlung veranlaßt sogar viele irländische Einwanderer, die mit Frau und Kindern oft in der größten Dürftigkeit im Hafen von New-York anlangen, ihre Familie auf der Insel der Wohlthätigkeit zu deponiren, bis sie sich mit ihrer Hände Arbeit so viel erworben haben, um selbst wieder für dieselben sorgen zu können.

Der schmale Landstreifen, auf welchem, abgeschie-

den von dem Getriebe einer geschäftigen und behaglichen Gesellschaft, das Unglück und die Noth besseren Tagen entgegensieht, und das Laster und Verbrechen seine Sühne findet, ist eine 2 Meilen lange und 1/8 Meile breite Insel des East-River, 2 Meilen von New-York entfernt, wie geschaffen zur Buße, Reue und Besserung.

Das erst seit dem Jahre 1836 vollendete, für Strafvergehen bis zu 2 Jahren Haft bestimmte Gefangenhaus ist nach dem Auburn'schen System erbaut, wonach die Sträflinge während des Tages in großen Hallen unter Beobachtung des völligsten Stillschweigens gemeinsam arbeiten und nur des Nachts in einzelne Zellen abgesperrt werden. Dasselbe enthält in 2 getrennten Flügeln 500 Zellen für männliche und 240 Zellen für weibliche Züchtlinge.

Die Gefangenen theilen sich in Verurtheilte wegen Polizeivergehen, welche blaue Kleidung, und in Criminalisten, die ein weiß und blau gestreiftes Sträflingsgewand tragen.

Da es in einem Lande, wo die Arbeit ehrenvoll ist, dem Volksgefühl widerstrebt, Verbrecher mit dem ehrlichen Erwerb concurriren zu lassen, so beschränkt sich die industrielle Beschäftigung der Gefangenen auf Erzeugnisse ihres eigenen Bedarfs und Verbrauchs. Die Arbeitssäle sind geräumig und wohl gelüftet, und in der heißen Jahreszeit sind über den

verschiedenen Oeffnungen auf dem Dache Segel in der Absicht ausgespannt, den Sauerstoff hinein und die Kohlensäure hinaus zu leiten. Die Kost besteht aus Kaffee und Brod des Morgens, aus Suppe, Fleisch und Gemüse um 12 Uhr Mittags und aus gekochtem Mais um 6 Uhr Abends.

Die männlichen Gefangenen sind von den weiblichen völlig abgesondert und nehmen auch ihre Mahlzeiten in einem besonderen Locale. In eng geschlossener Reihe, Einer dicht hinter dem Anderen, marschiren sie, wenn die Speiseglocke ertönt, aus den Arbeitsräumen nach der Speisehalle und nehmen auf langen Holzbänken Platz, wo bereits ein Jeder in Blechgefäßen Mahlzeit und Trinkwasser vor sich aufgetischt findet. Nach einem kurzen Gebete wird das Mahl eingenommen, was ungefähr 20 Minuten dauert, und sodann begiebt sich die ganze schweigsame Versammlung in demselben unheimlichen Tact-Schritt wieder zurück zu ihrer Arbeit. Am Tage, wo wir die Anstalt besuchten, bestand die Mittagskost aus Erbsensuppe, Salzfleisch, Kartoffeln und einem großen Stück vortrefflichen weißen Brodes. Die Bereitung sämmtlicher Mahlzeiten geschieht in einer Dampfküche und nimmt nicht mehr als 2 bis 3 Stunden in Anspruch.

Ketten- und Prügelstrafe sind völlig aus der Anstalt verbannt; hingegen werden vorkommende Ver-

gehungen durch Fasten, Einsperrung in finsterer Zelle und kalte Tropfdouche bestraft. Wir werden später sehen, wie hindernd dieses hydropathische Strafsystem der Anwendung der Kaltwasserkur bei Geisteskranken im Wege steht.

Der Gottesdienst an Sonntagen wird abwechselnd nach katholischem und protestantischem Ritus abgehalten. Man rechnet, daß durchschnittlich zwei Dritttheile dieser unfreiwilligen Genossenschaft Katholiken und nur ein Dritttheil Protestanten sind*).

---

*) Außer diesem Strafhaus für geringere Gesetzübertretungen befindet sich im Staat New-York zu Sing-Sing noch ein Gefängniß für schwere Verbrecher. Dasselbe ist mit seiner Einrichtung schon so häufig Gegenstand der Besprechung gewesen, daß wir die Beschreibung unseres Besuches daselbst auf wenige Bemerkungen beschränken wollen. Jedoch gedenken wir später noch einmal darauf zurückzukommen, wo die Besichtigung des Staatsgefängnisses in Philadelphia so unwillkürlich zu einem Vergleich der pennsylvanischen Einzelnhaft mit dem Auburn'schen Schweigsystem einladet.

Das Staatsgefängniß Sing-Sing liegt dicht am Ufer des Hudson, 32 Meilen von der Stadt New-York, und wird mit der Eisenbahn in ungefähr einer Stunde erreicht. Die zwei Hauptgebäude sind 5 Stockwerke hoch und enthalten in jeder mit eisernen Galerieen versehenen Abtheilung 100 Zellen. Jede Zelle ist 8′ lang, $6\frac{1}{2}$′ hoch, 3′ breit und wohl ventilirt. Durch eine besondere Vorrichtung können die 50 Zellenthüren in jeder Reihe auf einmal geschlossen

In der Nähe des Gefangenhauses befindet sich ein Hospital für Kranke, deren Leiden aus einem Vergehen gegen die Sittlichkeit entspringen. Selt-

und geöffnet werden. Die sämmtlichen Bauten werden von der Crotonleitung mit vortrefflichem Wasser versehen. Während des Tages arbeiten die Züchtlinge unter strengstem Stillschweigen in großen Arbeitssälen. Am ausgedehntesten wird das Hutmacherhandwerk betrieben, in welchem 104 Sträflinge beschäftigt sind. Aber man erzeugt daselbst nur ganz grobe, runde Wollhüte, welche hauptsächlich für Californien bestimmt sind. Auch in der Fabrikation von Teppichen sind viele Hände beschäftigt. Die Arbeiter werden nicht vom Staate, sondern von sogenannten Contractors geleitet, welche sowohl Werkzeuge als Maschinen liefern und dem Staat durchschnittlich 40 Cents täglich für jeden beschäftigten Sträfling bezahlen.

Am peinlichsten ist für die Sträflinge der Sonntag, wo sie, mit Ausnahme des 1½stündigen Gottesdienstes, den ganzen Tag in ihren Zellen eingeschlossen bleiben. Jedoch ist ihnen Lesen und Schreiben gestattet. Wir fanden in mehreren Zellen sogar Romane von Cooper, Marryat. Vielfach äußert sich unter den Züchtlingen das Bedürfniß, ihre Zellen zu schmücken und zu zieren, und durch Heiligenbilder und Schnitzwerke die düstere Kerkerzelle in ein niedliches Kämmerlein zu verwandeln. Besonders die Irländer haben ihre Zellenwände mit Altären und Guirlanden aus gefärbtem Papier austapeziert. Die Strafen sind finstere Zelle, Strafhemd, Mundsperre und kalte Douche. Unter den 815 Gefangenen befanden sich nur 15 Kranke im Spital, und 5 andere umfing im Laufe des Jahres die Nacht des Wahnsinns. Die meisten Verbrechen sind Diebstahl,

samerweise ist in Amerika die Behandlung solcher Krankheiten von den gewöhnlichen Spitälern ausgeschlossen. Viele leichtsinnige Naturen aus den unteren Volksklassen, deren Verhältnisse keine Privatpflege gestatten, nehmen daher in dieses Rettungshaus ihre Zuflucht, das durch seine ausgedehnte Praxis für gewisse Krankheitsspecialitäten einen großen Ruf hat. Jeder Kranke aber, wenn er sich auch freiwillig ohne sonstige Vergehung meldet, muß bei seinem Eintritt in dieses Spital Sträflingskleider anziehen und selbe während des ganzes Aufenthalts darin tragen. Im Laufe des Jahres wurden in diesem Spital 3000 Kranke verpflegt, wovon 50 Procent an sexualen Krankheiten, 20 Procent am delirium tremens litten und 150 starben. Auf-

---

Einbruch, Mord; die Gefängnißhaft ist durchschnittlich 6 Jahre, das längste Bußmaß 10 Jahre.

Auf einem Hügel der Umgebung, völlig getrennt vom Hauptgefängniß, ist die Strafanstalt für weibliche Verbrecher. Von außen sieht das Gebäude mehr einem fürstlichen Säulenpalast als einem Asyl des Verbrechens ähnlich — — Die 81 Zellen im Innern waren voll besetzt. Die weiblichen Gefangenen sind weniger streng gehalten und nur mit Arbeiten für das Hauswesen beschäftigt. Vier Kinder waren in den letzten Monaten in der Anstalt zur Welt gekommen; die armen Geschöpfe lachten so holdselig und freundlich aus ihrer Wiege und wußten noch nicht, daß ihre Mütter Verbrecherinnen waren!!

fallenderweise kamen die Fälle von Trunksucht häufiger bei Frauen als bei Männern vor. Das Hospital wird von 6 Aerzten geleitet, von denen einer zugleich die Pharmacie ausübt.

Das schönste und großartigste Gebäude der Insel ist das erst seit 1847 erbaute sogenannte Almshouse, in welchem die männlichen und weiblichen Armen der Stadt New-York sowohl, als dürftige Einwanderer auf Kosten der Stadt erhalten werden. In den rauhen, arbeitslosen Wintermonaten des Jahres 1852 fanden 1521 Unterstandslose in diesem Asyl des Unglücks menschenfreundliche Aufnahme. Jedem Armen, der sich am Stadthaus als erwerbslos oder erwerbsunfähig meldet, öffnen sich wohlwollend die weiten Hallen dieses Humanitätspalastes, ohne brummenden Vorwurf eines alten Polizei-Corporals oder brutale Behandlung des fungirenden Beamten.

In der Abtheilung für Männer befinden sich in 20 geräumigen Schlafsälen 528 Betten, und eben so viele in dem zur Aufnahme armer Frauen bestimmten Gebäude. Außerdem bestehen in der Anstalt drei große Säuglingszimmer (babies-rooms) mit 356 Betten und 2 Krankensäle mit zusammen 88 Lagerstellen.

Diejenigen Armen, welche arbeitsfähig sind, müssen sich im Interesse der Anstalt mit Waschen, Nähen

und sonstigen Hausarbeiten beschäftigen. Altersschwache hingegen, sowie Krüppelhafte haben nicht die geringste Arbeitsverpflichtung; ja wir sahen selbst zahlreiche Matronen in blauer Institutstracht, die in behaglicher, ungestörter Ruhe ihr Pfeifchen schmauchten und denen das Gefühl des Pauperismus ganz fremd schien.

Eine besondere Abtheilung dieser großartigen Anstalt ist für solche Arme bestimmt, welche nicht unverschuldetes Unglück, sondern Müssiggang und Leichtsinn nach Blackwell's Island führt. Diese sind zur Arbeit gezwungen, erhalten jedoch im Verhältniß zu ihren Fähigkeiten 35 bis 50 Cents täglichen Lohn. Davon werden ihnen wöchentlich 2 Dollars für Unterhalt, Wäsche und Taback abgerechnet und der Rest nach Verlauf der Haftzeit baar ausbezahlt. Dieses Zwangsystem, das gleichwohl nicht die Rauhheit und Beschämung eines Gefängnisses an sich trägt, hat schon aus manchem leichtsinnigen Gesellen in kurzer Frist einen tüchtigen Arbeiter gemacht, und der Superintendent des Armenhauses erzählte uns, wie sich häufig Schuhmacher, Schneider und Bäcker, die seltsamerweise das meiste Contingent stellen, nach Verlauf von 2 bis 3 Monaten (der gewöhnlichen Haftzeit) 50 bis 60 Dollars erworben haben und nach Abzug der Kosten des Unterhalts noch einige 20 Dollars Erspartes mit sich aus der Besserungs-

anstalt nahmen. Im Winter ist diese Abtheilung am meisten, im Sommer am wenigsten besucht. Im Januar 1852 betrug die Zahl dieser Zwangsarbeiter 61, im März 24, im April 44 Individuen. Die Nahrung ist gesund und reichlich und nur in dem Maße verschieden, als Alter und Beschäftigung ein geringeres oder größeres Speisequantum erheischt *).

Unter den Nationalitäten, welche freiwillig oder gezwungen die weiten Räume dieses Armen-Asyls bevölkern, liefern die Irländer weitaus die größte Zahl; ihnen folgen die Deutschen, und zuletzt kommen die Amerikaner. Dadurch ist zugleich erklärlich, daß die Katholiken auch hier über die Protestanten das Uebergewicht haben.

Gegenwärtig ist unter der Leitung des Superintendenten Mr. Eldredge ein neues Armenhaus im Bau, bei dessen Herstellung alle Erfahrungen der letzten Jahre benutzt werden sollen, um dasselbe wenn möglich noch zweckentsprechender einzurichten.

Das Gebäude besteht aus einem Centrum und

---

*) Die arbeitende Bevölkerung erhält zum Frühstück 1/2 Pfund Brod und 3/8 Unzen Kaffee, zum Mittagsmahl 1/4 Pfund frisches Fleisch, 1/2 Pfund Brod, 1 1/2 Seidel (pint) Gemüse, 2 Seidel Suppe, zum Abendessen 1/2 Pfund Brod und 1/8 Unze Thee. — Arbeitsunfähige Arme empfangen das gleiche Frühstück und Abendbrod, nur des Mittags wird die Fleischspeise auf 3 Mal wöchentlich reducirt.

vier Flügeln, die wie die Speichen eines Rades in einen Halbkreis auslaufen und von denen jeder einzelne Flügel 600 Personen aufzunehmen im Stande ist. Somit wird die ganze Baulichkeit Raum für die Aufnahme von ungefähr 2400 Pauperes bieten.

Jeder Flügel hat drei Stockwerke, welche jedoch nicht wie bei gewöhnlichen Bauten jedes einzeln mit Fußboden unterschlagen sind, sondern bloß durch eiserne Galerieen mit einander in Verbindung stehen, so daß die mittlere Halle, welche zur Einnahme der Mahlzeiten dienen wird, über 36 Fuß Höhe mißt. An beiden Seiten dieser großen luftigen Halle sind die Zimmer der Arbeiter, welche 54 Fuß in Länge, 26 Fuß in Breite und 11 Fuß in Höhe messen und in denen 25 bis 30 Arbeiter beschäftigt werden sollen.

Um die Speisen für eine so große Bewohnerzahl aus der Dampfküche möglichst rasch und warm nach dem gemeinsamen Mahlzeitsaal zu befördern, sind in demselben Eisenschienen gelegt, auf welchen sie in großen Kesseln von einem Ende des Saales zum anderen geführt, mit der größten Leichtigkeit ausgetheilt und wieder weiter geschafft werden können. Eine besondere Abtheilung ist in jedem Flügel zum Spital bestimmt, geräumig genug zur Aufnahme von 60 Kranken. Die Heizung des ganzen Gebäudes geschieht durch Dampf, dessen wärmende

Kraft sich mittelst Eisenröhren gleichmäßig und wohlthätig über den ganzen weiten Flächenraum vertheilt.

Die Ventilation ist eine der großartigsten Einrichtungen und Verbesserungen der Anstalt. Sie geschieht gleichfalls durch Eisenröhren und gemauerte Kanäle, die gleich Rauchfängen bis über das Dach des Hauses reichen und jedem einzelnen Gemach frische Luft zuführen.

Auch in diesem neuen Armen- und Besserungshaus beabsichtigt man dem alten Grundsatz getreu zu bleiben und bloß solche Industriezweige einzuführen, welche in keiner Weise mit den einheimischen concurriren. Man will daher versuchen, nur Artikel und Waaren zu fabriciren, welche bisher aus dem Auslande bezogen wurden, oder in deren Erzeugung es die einheimische Industrie noch zu keinem großen Grad der Vervollkommnung gebracht hat. Dabei ist der eigene Bedarf der Anstalt für eine Bewohnerschaft von 2400 Seelen in allen Zweigen der Industrie viel zu groß, als daß der öffentliche Markt von dieser Seite einen fühlbaren Waarenzufluß erfahren sollte. Mit einem Wort, das Institut wird mehr ein „Haus der Reform" als ein „Haus der Industrie" darstellen. Die Gesammtkosten der 4 Flügel und des Mittelgebäudes, in welchem sich die Wohnungen der Verwaltungsbeamten befinden, betragen 250,000 Dollars.

Bevor wir dieses schmächtige Inselland verlassen, auf dessen engem Raum so viel Unglück, Armuth und Lasterhaftigkeit zusammengedrängt erscheint, möge uns der Leser noch an das entgegengesetzte Ende der Insel folgen, wo sich in trauriger Einsamkeit ein Gebäude zur Aufnahme jener Unglücklichen erhebt, an denen gleichsam die Natur einen Selbstmord begangen hat. Es ist eine Anstalt für die Erbarmungswürdigsten aller Armen, für Irrsinnige. Das ganze Gebäude ist zur Aufnahme von 550 Geisteskranken (300 männlichen, 250 weiblichen) eingerichtet. Eine Abtheilung, das sogenannte mad-house, ist ausschließlich für Unheilbare oder die persönliche Sicherheit gefährdende Sinnverwirrte bestimmt, und in dieser können 150 Personen untergebracht werden. Das Hauptgebäude (main-building) kann außerdem 300 Kranke beherbergen und besitzt jenen Anstrich von häuslichem Comfort, welcher den Bewohnern die Unheimlichkeit ihres Aufenthaltes weniger bemerkbar und empfindlich machen soll. Rings um das Gebäude sind mit Eisenstäben verzierte Glasgalerieen angebracht, welche den Kranken auch bei minder günstigem Wetter den Genuß der Bewegung in frischer Luft gestatten und gewiß wesentlich zu deren Besserbefinden beitragen.

Es muß dem Anhänger des Prießnitzischen Systems fast komisch klingen, wenn er hört, daß hier in Amerika so-

wohl in Gefängnissen als Irrenanstalten der so heilsam stärkende kalte Wasserstrahl nur als Strafe in Gebrauch kommt. Die meisten Aerzte, mit denen wir über den wohlthätigen Einfluß sprachen, welchen das Kaltwassersystem auf den Gesundheitszustand von Geisteskranken ausüben dürfte, hielten dessen Einführung aus dem Grunde für nicht möglich, weil seit der Anwendung des kalten Wasserstrahls in Gefängnissen als Körperstrafe dieses Heilverfahren bei den Bewohnern der Irrenanstalt in üblen Ruf gekommen ist und sich daher eher schädlich als nützlich erweisen würde.

So sahen wir auch im Badezimmer der Irrenanstalt auf Blackwell's Island unter einem Verschlag einen Douche-Apparat angebracht, aus welchem ein dicker Strahl aus einer Höhe von 35 Fuß 2 Minuten lang auf den Hinterkopf eines Patienten fiel, welcher sich gegen die Wärter einige Vergehungen hatte zu Schulden kommen lassen. Uns scheint bei dieser seltsamen Züchtigungsweise nichts empfehlenswerther, als die Patienten recht oft mit der Douche zu strafen, um sie schneller und sicherer zu heilen, als dies gegenwärtig durch die innerliche Anwendung drastischer Medicinen der Fall sein dürfte.

In einem der Krankenzimmer saß ein junger Mann von gefälligem Aeußern, der einem Knaben Unterricht im Violinspielen gab. Beide befanden

sich in ärztlicher Behandlung, und der Lehrer brachte auf seinem Instrument noch ohrenzerreißendere Töne hervor als der Schüler. Es war ein schauerliches Gewinsel, die Jeremiade eines Wahnsinnigen über ein Verbrechen, das er nicht begangen!

In einem der geräumigsten Gänge redete uns ein Deutscher an, der seinem Gespräche und Aussehen nach durchaus nicht geisteskrank schien und, wie er uns erzählte, bloß wegen Zerschlagens einiger Fensterscheiben an einem Gerichtsgebäude zu dieser peinlichen Haft verurtheilt worden war. Dieser Richterspruch kam uns so widersinnig und der angeblich Wahnsinnige so gescheit vor, daß wir uns über die Ursache, welche diese seltsame Verurtheilung veranlaßt, des Näheren zu unterrichten bemühten. Wir dachten, da es uns einmal nicht gegönnt ist, unseren deutschen Mitbrüdern im Vaterlande nützlich sein zu können, so wollten wir uns wenigstens des deutschen „Wahnsinns" in der Fremde annehmen. Wir erhielten indeß bald zu unserer Genugthuung die Auskunft, daß diese peinliche Verrückterklärung bloß ein wohlwollendes Auskunftsmittel war, um den Verurtheilten vor einer weit schwereren Gefängnißstrafe zu schützen. Denn man schlägt auch in Amerika die Fensterscheiben eines Mayor nicht ein, ohne dafür auf ein langes Jahr in die einsame Gefängnißzelle zu wandern. Der humane Richter, welcher die Ge-

setzesvorschrift für das Zerschlagen von ein paar leicht zerbrechlichen Fensterscheiben wohl gar zu grausam hielt, erklärte daher diese Handlung als „puren Wahnsinn" und ließ den Beinzichtigten für sein Vergehen durch eine mehrwöchige Zusammensperrung mit so wunderlichen Genossen vielleicht nicht minder eindringlich büßen.

Die sämmtlichen Humanitätsanstalten der Insel verursachten einen Kostenaufwand von 400,000 Dollars, und deren Unterhaltung erfordert jährlich eine Summe von 60,000 Dollars.

Obwohl die Humanität, wie sie in Blackwell's Island sich mit dem Unglück paart, einen tröstlichen Lichtstrahl auf diese Nacht der Verzweiflung wirft, so ließ doch dieser Inselbesuch, welcher die moralische und physische Hinfälligkeit der Gesellschaft in so grellen Farben vor unsere Augen führte, einen nachhaltigen düsteren Eindruck in unserer Seele zurück, und wir benutzten gern die Einladung eines österreichischen Freundes, um uns auf seinem Landsitz heiterern Eindrücken und freudigeren Hoffnungen hinzugeben.

Die Besitzung des Herrn T. liegt im Staate New-Jersey, 18 englische Meilen von New-York. Bis nach dem Fabrikstädtchen Newark, das im Jahre 1840 erst 17,000 Einwohner hatte und gegenwärtig bereits 46,000 Seelen zählt, fährt man mit der Eisenbahn, und zwar geschieht dies mit einer solchen

Schnelligkeit, daß wir am Stationsplatz, der hier Depot heißt, fast früher anlangten, als wir im Stande waren, uns mit den Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Eisenbahnwesens vertraut zu machen. Für's Erste giebt es hier nur eine Fahrklasse und einen Fahrpreis; bloß für die Neger ist jedem Bahnzug ein besonderer Waggon angehängt, da gegen die äthiopische Race selbst in den meisten freien Staaten noch immer eine gewisse Abneigung herrscht. Es steht den Reisenden frei, an der Kasse oder erst dem Conducteur während der Fahrt im Waggon zu zahlen. Die Waggons enthalten zu beiden Seiten 14 sammtgepolsterte Sitze, auf welchen im Ganzen 56 Personen Platz nehmen können. Für einzelne reisende Damen ist eine besondere Abtheilung bestimmt, zu welcher keinem männlichen Reisenden der Zutritt gestattet ist.

Obwohl die prachtvollen Coupès fehlen, welche auf deutschen Eisenbahnen den wohlhabenden und vornehmen Passagier mit verschwenderischem Comfort umgeben und von der übrigen, plebejischen Reisegesellschaft völlig abschließen, so herrscht hier doch im Allgemeinen weit mehr Bequemlichkeit als auf europäischen Schienenwegen.

In jedem Waggon steht ein großes Gefäß mit eisgekühltem Trinkwasser zu freiem Gebrauch; bei kaltem Wetter werden die einzelnen Wagen mit kleinen eisernen Oefen wohlthätig erwärmt, und noch

manches andere Bedürfniß findet die entsprechendste Befriedigung.

Man legt auf amerikanischen Eisenbahnen durchschnittlich eine englische Meile in 2 Minuten zurück; mit dem Expreßtrain fuhren wir sogar 10 Meilen in 18 Minuten. Weder die Oberbeamten, noch die Conducteure der Bahn tragen eine Livree; man hält in Amerika den galonnirten Leibrock und bordirten Hut, der in Europa so häufig dem ehrlich-schlichten Bürgerkleid vorgezogen wird, für eine Erniedrigung, wie man überhaupt gegen Alles, was nur im Geringsten den Schein von Dienstbarkeit oder Unterthänigkeit an sich trägt, eine krankhafte Abneigung fühlt. Der Conducteur, welcher die Karten einnimmt und das nicht bezahlte Fahrgeld einsammelt, unterscheidet sich von den Passagieren nur durch ein schwarzes Band mit den darauf gedruckten Anfangsbuchstaben der Eisenbahngesellschaft, das sich nachlässig um seinen Hut schlingt und sogleich in die Tasche verschwindet, sobald der Zug am Auslaufpunkt der Bahn angekommen ist. Viele Conducteure tragen aber nicht einmal dieses unansehnliche Abzeichen, so daß man zuweilen wirklich in Verlegenheit geräth, ob denn dieser Geldeinsammler ohne alle Kennzeichen nicht vielleicht ein speculativer Schlingel ist, der statt des berechtigten Wagenaufsehers das Geld collectirt und sich vielleicht am nächsten Halt-

punkt unbemerkt und unereilt aus dem Staube macht. — Der Leser aber mag in diesem abzeichenlosen Conducteur ein neues Zeichen des Vertrauens erblicken, das selbst die kleinsten Lebensspuren des gesellschaftlichen Organismus in Amerika durchdringt.

Von Newark, wo gegenwärtig der Schienenweg aufhört, fuhren wir in einem leichten Fahrzeuge, das in der Nationalsprache Buggy heißt, über ein wellenförmiges Hügelland nach dem 5 Meilen nördlich gelegenen Städtchen Centreville, in dessen freundlicher Umgebung dicht am Waldessaume sich die stattlichen Wirthschaftsgebäude unseres gastlichen Freundes befinden.

Zwar ist die Umgebung von Centreville, trotz der Kette der Blue-Mountains im Hintergrunde, weder großartig, noch romantisch genug, um einen mächtig imponirenden Eindruck hervorzubringen; auch scheint uns der Boden weniger reich und fruchtbar als im westlichen Prairieland, aber über dem Ganzen ruht ein Duft von Frieden und Wohlbehagen, der das Urtheil bald zum Gefangenen macht und jeder Erscheinung das heiterste Ansehen verleiht.

Das Wohnhaus ist nur aus Holz, aber es ist so niedlich mit weißer Oelfarbe angestrichen, Eingangsthür und Fenster sind so zierlich bis zum Dachgiebel hinauf mit Rosenguirlanden und grünen Gewinden geschmückt, das Innere, obwohl beschränkt, ist

mit so vieler Behaglichkeit eingerichtet, daß man sich in diesem, mit bescheidenem Comfort ausgestatteten Holzraum, mitten in grüner Natur, wohliger fühlt als in manchem majestätischen Marmorbau, in dem alle Einzelnheiten bis hinab auf die Bewohner gedrechselt und gekünstelt sind.

Als wir schon einige Tage auf der Behausung unseres Freundes, des Gentleman-Farmer, lebten, wie man hier die wohlhabenden Grundbesitzer zum Unterschied von jenen Farmern, welche den Boden selbst bebauen, nennt, führte uns dieser einmal ernst und schweigsam nach einem stillen Wiesengrunde, wenige hundert Schritte vom Wohnhaus entfernt. Wir ahnten nicht die Absicht dieses stillen Ganges. Plötzlich blieb unser Freund stehen und wies auf einen einsamen grünen Hügel, den ein zierliches Geländer umfriedete. Es war das Grab seines einzigen Kindes, das kurz vorher gestorben war. Wir standen Beide, ohne ein Wort zu sprechen, längere Zeit vor diesem grünen Sarkophag; endlich pflückte unser Freund ein lieblich duftendes Veilchen vom Grabhügel und reichte es uns zur Erinnerung an sein Kind. — Später bemerkten wir, daß die meisten Besitzer von größeren Gehöften ihren eigenen Friedhof haben, wo sie ihre Todten begraben und deren Andenken durch Blumenpflanzungen ehren; und das ist für Menschen, die sich im Leben treu geliebt, ein

Trost, den man sich in europäischen Großstädten nicht verschaffen kann. Freilich hält man dort den Tod eines Freundes oder eines Verwandten nicht immer für ein Unglück oder einen Verlust — —

Die Hauptcultur der Gegend ist Obst und Gemüse. Auf der Besitzung unseres Freundes befinden sich 1500 Pfirsichbäume, welche in einem günstigen Jahre einen Ertrag von 1500 Dollars, in einem Mitteljahr von 750 Dollars liefern. Kartoffeln, die hier gleichfalls überreich gedeihen, verwerthen sich auf dem Markte von New-York zu 6 amerikanischen Schillingen (circa 1 Fl. 30 Xr. Conv.-Münze) pr. Metze (bushel). Als Dünger werden nebst dem gewöhnlichen Stalldünger, Tabackpflanzenstengel, Gyps und Kalkstaub benutzt, wovon die Tonne auf 5 Dollars zu stehen kommt*).

Wir fanden in allen Ansiedelungen der Nachbarschaft die gleiche Gehäbigkeit, so daß die Gemeinde von Centreville einem Verein bemittelter Freunde gleicht, die sich hier niedergelassen, um gemeinsam Freude und Leid mit einander zu theilen. In jedem Hause findet sich eine kleine Bibliothek von amerikanischen Geschichtswerken und englischen Dichtern,

---

*) Auf mehreren Farmen, namentlich in der Nähe von Washington, sahen wir Guano als Dünger verwendet, der aus Peru eingeführt wird und per Tonne (2000 Pfund) 44 Dollars kostet. Derselbe soll sich außerordentlich vortheilhaft erweisen

in welchen die Familie, namentlich in den langen Winterabenden, gar fleißig blättert, und fast kein Haus ist ganz ohne musikalisches Instrument.

In den Abendstunden, wenn die Arbeit ruht, besucht man sich gegenseitig, die Töchterchen spielen Klavier, die Mütter machen sich Pläne über die Zukunft ihrer Kinder, und die Väter plaudern über Geschäfte, über den Ertrag der nächsten Ernte, über Viehzucht und Congreßdebatten. An Sonntagen hingegen, wo sich die Menschheit in Deutschland am meisten sieht und besucht, sind hier Thüren und Fenster der Häuser still verschlossen, und selbst wenn man sich des Morgens oder am Nachmittag beim Herausgehen aus der Kirche trifft, wechselt man nur einige erbauliche Worte über Predigt oder Kirchengesang. Wir müssen aber hier hinzufügen, daß die Bewohner von Centreville nicht bloß den Sonntag im Gesicht, sondern auch Sabbathandacht im Herzen haben und mit vieler aufrichtiger Liebe an ihrer Kirche und ihrem Geistlichen hängen. Das Bethaus ist zwar nur aus Holz, aber es ist recht stattlich und freundlich hergerichtet. Dasselbe zählt 350 Mitglieder, welche die Erhaltung des Gebäudes sowohl als eines Predigers bestreiten und alljährlich noch außerdem etwas zur Verschönerung ihrer Andachtshalle beitragen. Die Kirche mit Thurm, Glocken und Physharmonika kostet gegen 2500 Dollars, die Jah-

resausgaben belaufen sich auf 800 Dollars, wozu jedes Mitglied 3 Dollars beisteuert.

Der Prediger erhält 700 Dollars und freie Wohnung. Dafür muß derselbe nebst dem Dienst der Kirche auch den Religionsunterricht versehen. Einen freundlichen Blick in das Verhältniß, wie es zwischen Gemeinde und Geistlichem besteht, gewährt eine kleine Festlichkeit, welche alle Jahr um Weihnachten stattfindet. Zu dieser Zeit versammeln sich am Abend die Mitglieder der Gemeinde im Hause des Predigers, und da dieses zu klein ist, um alle auf einmal zu fassen, so theilen sie sich in drei verschiedene Kategorieen: die Aelteren, die Jüngeren und die Kinder. An diesem Abend bringt die Gemeinde ihrem lieben Pastor mit bescheidener, aber herzlicher Hand Weihnachtsgeschenke, und dieser bewirthet sie mit Thee und Kuchen und erneuert durch Worte und Händedruck das geistige Band, das ihn mit allen Gliedern der Gemeinde so treu verbindet.

In wärmster Erinnerung werden uns stets die Stunden bleiben, welche wir an einem stillen Sonntagnachmittag in der Sabbathschule von Centreville zubrachten. — Da das Princip der amerikanischen Säcularschulen den Religionsunterricht von den gewöhnlichen Lehrgegenständen ausschließt, so ist es der Hauptzweck dieser Schulen, die Kinder beiderlei Geschlechts in den Hauptgrundsätzen der Christus-

lehre zu unterrichten. Gewöhnlich wird der Lehrer in seiner frommen Aufgabe von mehreren gebildeten Bewohnern des Städtchens unterstützt. Die Mädchen werden von ihren älteren Genossinnen oder Frauen unterrtchtet.

Die wenigen Deutschen, die im Städtchen und der Umgegend wohnen, sind alle wackere Kirchenmitglieder und finden sich gar pünktlich ein, wenn des Sonntags das mahnende Glöcklein zur Kirche ruft. Sie feiern den Sabbath mit gleicher Stille und Zurückgezogenheit wie die Amerikaner und fügen sich, was sonst gerade nicht die schwache Seite der Deutschen ist, gern in den Willen und die Gebräuche der Majorität.

Freilich bieten diese auch Annehmlichkeiten und Vortheile, die dem Auge der formgezwängten europäischen Gesellschaft ein Gräuel erscheinen müssen. Man betrachtet in Amerika im Allgemeinen die wichtigsten Momente im Menschenleben, die Geburt, die Ehe, den Tod, als bloße Privatangelegenheiten, die eben nur der bürgerlichen Ordnung wegen als Civilacte verzeichnet werden, jedoch mit einer geistlichen oder kirchlichen Intervention nichts zu schaffen haben. Man wird geboren und braucht nicht getauft zu werden, man heirathet, ohne sich kirchlich trauen lassen zu müssen, man stirbt und kümmert sich nicht viel um ein kirchliches Begräbniß. Der Knabe, das

Mädchen wählen sich oft erst eine Religion, wenn sie im Stande sind, deren Bedeutung zu verstehen. Dies hindert gleichwohl nicht, daß die Kinder schon in frühester Jugend eine moralische, streng sittliche Erziehung genießen und vom Geiste der heiligen Schrift Kunde erhalten.

Auch suchen die meisten Familien in den erwähnten Momenten den Beistand der Kirche nach, aber es ist dies keine Regierungs-Vorschrift, kein gesetzlicher Zwang. Wie es ein großer Theil der Bevölkerung Amerika's, nebst der strengsten Beobachtung gewisser nationaler Gebräuche, wie z. B. der Sonntagsfeier, im Allgemeinen mit seinem Glauben hält, beweist am besten die officielle Thatsache, daß unter 25 Millionen Seelen, welche die Bevölkerung der amerikanischen Union ausmachen, nur 5 Millionen (Männer, Frauen und Kinder mit eingerechnet) einer etablirten Kirche als Mitglieder (Communicants) angehören.

Weniger schwer als den gebildeten Germanen dürfte es den deutschen Einwanderern der dienenden Klasse fallen, sich in die hiesigen Sitten und Gebräuche zu fügen. Mägde und Knechte (Verzeihung, man sagt hier nicht „Knechte,“ sondern „Hände“) speisen auf dem Lande an der Herrentafel mit, haben dieselbe reichliche Kost und verrichten nur die nothwendigsten Wirthschaftsgeschäfte. Wenn der Herr des Hauses seine Kleider gebürstet oder seine Stiefeln

geputzt haben will, so muß er es selber thun. Ein solches Geschäft wäre unter der Würde eines deutschen Hausknechtes in Amerika, das ist gut genug für einen gnädigen Herrn.

Wir gehören gewiß nicht zu jenen rücksichtslosen Herrschernaturen, welche die dienende Klasse mit Arbeit überbürden wollen, aber wir können darin ebensowenig eine Aeußerung des republikanischen Geistes wahrnehmen, daß man die dienende Klasse von Arbeiten emancipirt, die ihr einmal unter den gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnissen zugehören. In den Städten tritt dieser Zustand allerdings nicht so schroff hervor, weil der Zudrang von Dienstsuchenden größer und der Wechsel leichter ist, aber auf dem Lande, wo noch häufig Mangel an Händen herrscht, sucht sich der deutsche Michel an der unschuldigen Haut seines amerikanischen Herrn für den harten Druck zu rächen, den er vom Herrschaftsverwalter im deutschen Heimathlande erfahren. Der Dienerlohn beträgt auf dem Lande monatlich 6—10 Dollars im Sommer und 4—6 Dollars im Winter.

Wir sahen in Centreville zum ersten Male in eleganten Glasfiolen einen aus Harz und geläutertem Terpentin bereiteten Leuchtstoff (camphorine), welcher in den meisten Hauswirthschaften die Oellampe und die Kerze ersetzt, und wovon die Gallone ($1\frac{1}{2}$ Maß) $4\frac{1}{2}$ amerikanische Schillinge kostet; in den

Sommermonaten soll eine Gallone auf 6 Wochen hinreichen. Das einzige Bedenken gegen die Benutzung dieses so vortrefflichen Brennstoffs erwächst aus der Feuersgefahr, welcher man durch die leiseste Nachlässigkeit mit demselben ausgesetzt ist. Durch ein Umstürzen der Fiole theilt sich die kleine Flamme der ganzen Masse im Gefäß mit und richtet an Personen und Eigenthum bedeutenden Schaden an.

Obschon der Eindruck, den wir von Centreville im Allgemeinen und von der „happy cottage" unseres Freundes insbesonders mit uns nahmen, ein außerordentlich günstiger war, so glauben wir doch eine Ansiedelung im Osten der Union nur solchen Einwanderern rathen zu können, die schon größere Capitalien mitbringen, und deren frühere europäische Lebensgewohnheiten ihnen die Nachbarschaft einer großen Stadt zum Bedürfniß gemacht haben. Sie werden hier viele liebliche Punkte zu Niederlassungen treffen und manchem europäischen Comfort wieder begegnen*).

*) Der Acker Grundstück (1192 Quadrat-Klaftern) kostet je nach Lage der Plätze 20—500 Dollars, jedoch sind dabei die sämmtlichen auf dem Grunde stehenden Gebäude mit eingerechnet. Fünfundsiebzig Acres bilden gewöhnlich einen Pachthof (farm), und deren Erträgniß genügt hinlänglich zur Erhaltung einer Hauswirthschaft. Eine Kuh kostet 25 Dollars. Von der besten Devonshire-Race in Orange County im Staate New-Jersey kostet das Paar Kühe zwischen 100

Jeder aber, der mit geringen Mitteln über den Ocean kommt oder gar nichts als arbeitskräftige Arme mitbringt, der thut viel besser, sich schnurstracks nach dem Westen aufzumachen, wo er zwar anfangs viele Entbehrungen erdulden wird, hingegen sich nach wenigen Jahren der Mühe selbstständig machen und weit leichter als im Osten sein eigenes Besitzthum begründen kann.

Da eben von Einwanderung die Rede ist und die Emigration aus Deutschland in letzterer Zeit einen solchen Aufschwung genommen hat, daß im Jahre 1852 im Hafen von New-York allein 118,607 deutsche Einwanderer ankamen, so erachten wir es für nicht unwichtig, die Verhältnisse der deutschen Emigration zur Warnung für Manchen und zum Trost und zur Aufmunterung für Viele hier des Näheren zu erörtern.

Es giebt eine Anzahl Unglücklicher und Nothleidender im deutschen Vaterlande, welche von dem Irrthum befangen sind, es bedürfe bloß der Landung in einem amerikanischen Hafen, um sofort in die Lage zu kommen, auf schnelle und leichte Weise sein Glück zu begründen. Darum machen sich auch Viele

---

—120 Dollars, ein Paar Pferde kommen auf 240 Dollars zu stehen. Der Ankauf einer wohleingerichteten Farm von 75 Acres beträgt in den östlichen Staaten 5000—7000 Dollars.

auf den Weg nach der neuen Welt, die besser zu Hause blieben; sie glauben, weil man hier nur kein Geld benöthigt, allen anderen Anforderungen ließe sich schon entsprechen, und das ist der große, traurige Irrthum, den Viele bald nach ihrer Landung im Spital, im Armenhaus und am Leichenacker büßen!

Wenn man in Amerika zur Gründung einer unabhängigen Existenz auch nicht gerade Vermögen benöthigt, so bedarf man desto dringender ein anderes Capital, das Capital der Jugend, der Gesundheit, der Körperkraft und der unverdrossenen Ausdauer. Wer mit leeren, zerrissenen Taschen kommt, aber diese vier edlen Eigenschaften mit sich bringt, der wird es sicher zu einer ehrenvollen, beneidenswerthen Selbstständigkeit bringen. Der Landmann vor Allem und der Industrielle und Mechaniker zunächst, findet hier eine schöne, freie Existenz. Auch der, dem es an Kraft oder Lust fehlt, sich einer agricolen Beschäftigung zu widmen, und es vorzieht, in Städten dem Yankee einen Diener abzugeben, wird sich leicht fortbringen und sogar manches goldene Dollarstück auf die Seite legen können. Denn die Sonne der Freiheit hat den edlen Keim des Selbstgefühls und der Unabhängigkeit, der in jeder Menschenbrust schlummert, beim Amerikaner in so starker Weise entfaltet, daß ihn nur die drückendsten Umstände zur Eingehung eines Dienstverhältnisses bewegen können. Dar-

um sehen wir auch alle untersten Plätze des amerikanischen Hauswesens durch irländische oder deutsche Einwanderer besetzt; fast das ganze Contingent der amerikanischen Dienerschaft wird durch die europäische Einwanderung gestellt, und es sind uns auf unseren zahlreichen Reisen im weiten Gebiete der Union nur selten Fälle vorgekommen, wo sich ein Amerikaner dem anderen dienstbar gemacht hätte. Und zwingt ihn der peinlichste Schicksalsstreich zu einer solchen Abhängigkeit, so wendet er seine ganze Energie an, um sich so bald als möglich wieder aus einer Lage zu befreien, die nach seinen Begriffen von Menschenwürde eine Beschämung und Erniedrigung ist.

Der arbeitenden Klasse Europa's also, die aus Noth, Erwerblosigkeit oder Uebervölkerung ihre Blicke nach der neuen Welt richtet, stehen, wenn sie nur einigermaßen die obigen Bedingungen erfüllt, auf unberechenbare Zeit die reichsten Quellen der Ernährung offen, und diese wird auch am leichtesten über die materiellen Vortheile der Adoptivheimath die traulichen Erinnerungen der alten Mutterscholle verschmerzen und vergessen. Ja man sieht täglich Beispiele, daß Deutsche, die mehrere Jahre in Amerika lebten, ihre Nationalität völlig verläugnen und sich gern für Einheimische ausgeben möchten. Sie eignen sich daher auch auf Kosten deutscher Gemüth-

lichkeit und Heiterkeit die schroffen Manieren des Amerikaners an, ohne gleichwohl dafür durch dessen praktischen Geist und zähe Energie zu versöhnen.

Viel schwieriger fällt es jener Klasse der Einwanderer, welche der politische Umschwung der europäischen Verhältnisse nach dem gastlichen Lande der Zukunft treibt, hier eine Existenz zu finden. Die Lage des gebildeten Emigranten, der mit allen Poren seines warmfühlenden Herzens noch immer an dem alten Continent und seinem Schicksal hängt, während nur sein Geist mit den Fortschrittsbewegungen der neuen Welt fraternisirt, ist um so bedauerlicher, als seine Aussichten sich durch die massenhafte Vermehrung gebildeter Einwanderer mit jedem Tage trüber und düsterer gestalten. Immer enger ziehen sich die Gränzen seines Wirkungskreises, und es ist kein Wunder, daß Mancher der Göttin der Freiheit abhold wird, wenn er sieht, wie rücksichtslos sie gegen die treuesten und eifrigsten ihrer Jünger handelt.

Ist es schon im Allgemeinen für den Gebildeten schwieriger als für den Handwerker, in einer fremden Zone sein Unterkommen zu finden, wo er immer nur wie eine exotische Pflanze vegetirt und gleich der Aloe es nur alle hundert Jahre einmal zur Blüthe bringt, so vervielfältigen sich diese Schwierigkeiten noch in einem Lande, wo Alles nur ein positives Ziel anstrebt und auf einen praktischen

Zweck hinausläuft. Täuschen wir uns nicht, auch dem gebildeten Amerikaner, wenn ihn das Unglück träfe, ein zweites Vaterland adoptiren zu müssen, und wäre es ein Webster, ein Everett, ein Clay, kurz einer der besten der Nation, würde es schwerer fallen, als Tagelöhner und Handwerker sich im Auslande zu einer ehrenvollen Selbstständigkeit emporzuschwingen.

Wer indeß was immer für eine praktische Wissenschaft zum Studium seines Lebens gemacht, braucht nicht zu verzweifeln; ein tüchtiger Arzt*), Chemiker, oder Techniker kann es mit einiger Ausdauer auch hier zu Ruf, Ansehen und selbst zu Vermögen bringen. Aber der ganze Troß unpraktischer deutscher Philosophen, Journalisten und Literaten, die, wenn auch

---

*) Selbst Aerzte können in Amerika nur mehr bedingungsweise auf eine ausreichende Praxis rechnen. Sie dürfen nämlich im Orte der Niederlassung nicht wählerisch sein und müssen solche tüchtige Kenntnisse mitbringen, daß sie zugleich zur Ausübung operativer Praxis befähigt sind. Denn ist auch der Verdienst von 2 Pf. für eine Tagesvisite und 5 Pfd. für einen Krankenbesuch des Nachts höher als irgendwo in Deutschland, so ist dafür die Concurrenz und die Marktschreierei um so größer. In der Stadt New-York leben gegenwärtig über 896 Aerzte, wovon mindestens ein Dritttheil Deutsche sind. In Philadelphia giebt es gleichfalls über 700 Aerzte, und die meisten größeren Städte des Westens sind schon mit deutschen Doctoren überfüllt.

nothdürftig und unerklärlich, aber dennoch in allen Winkeln von Deutschland ihr Leben fristen, muß hier völlig umkommen, oder doch zum niedrigsten, ungewohntesten Geschäft seine Zuflucht nehmen. Wenn je das Geschwür des Pauperismus in Amerika ausbricht, so wird sich dieser sociale Krebsschaden gewiß zuerst unter dem hiesigen deutschen Literatenthum zeigen 'svq die politische Brandwelle auf einen Boden geschleudert, der für praktische Wissenschaften allein empfänglich ist.

Viele deutsche Flüchtlinge, welche im jüngsten Revolutions-Schauspiel ziemlich hervorragende Rollen gespielt haben, konnten es hier nicht einmal dahin bringen, durch schriftstellerische Thätigkeit einen bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen. Und ist es auch nicht erniedrigend, so bleibt es doch jedenfalls beschämend, daß Männer von Intelligenz, die vor Kurzem noch hoch zu Roß Regierungszügel geführt, hier in Amerika nach zahllosen Versuchen als letztes Auskunftsmittel nichts mehr erübrigt, als in der Nassaustraße tief unter der Erde in einem Bierkeller die volle Kanne zu handhaben.

Wenn indeß in Amerika die Intelligenz, welcher die praktische Unterlage fehlt, nur ein dürftiges Dasein fristet, so trifft darum keineswegs das junge Land der Freiheit ein Vorwurf; vielmehr mögen sich Diejenigen die Schuld allein zuschreiben, die ohne

genauere Kunde von den hiesigen Verhältnissen sich der schwachen Breterlage anvertrauten, welche sie in jene glückliche Hemisphäre trug, wo nur praktische Kenntnisse wahren Werth haben.

Es wäre jetzt zwar aufmerksamer und annehmlicher, den Leser zur Erholung auf diese ernsten Meditationen nach einer der lieblichen Naturlandschaften zu begleiten, welche der Lage von New-York einen so wunderbaren Reiz verleihen.

Holboken mit seinen heimisch-stillen Eliseischen Feldern, Staten-Island mit seinen prachtvollen Parkanlagen, der majestätische Hudson mit seinen lachend grünen Ufern und seiner lieblichen Romantik von West-Point bieten eine seltene Auswahl reicher Naturgenüsse dar.

Unserer Gemüthsstimmung sagt es aber besser zu, aus dem Getümmel der Alltagswelt heraus nach Greenwood Cemetery, dem Père la Chaise der neuen Welt, zu flüchten und mit diesem Besuch unsere Skizzen über die Empire city für dermalen zu schließen. Wir haben schon so vielfach das Leben in Amerika geschildert, daß es für den Leser vielleicht nicht ganz interesselos ist, auch etwas über den amerikanischen Tod zu erfahren. Greenwood Cemetery ist kein gewöhnlicher Todtenacker, es ist der Sammelplatz der Knochen der fashionablen Gesellschaft, welche hier, wo es noch keinen Geburtsadel gibt, durch

die Geldaristokraten und die „merchant princes“ repräsentirt wird. Dieser elegante Begräbnißplatz, welcher erst seit 15 Jahren gegründet und das Besitzthum einer Actiengesellschaft ist, liegt am rechten Ufer des East-River in Brooklyn, einer Art Vorstadt von New-York, wohin man jedoch nur mittelst einer Fähre (ferry-boat) gelangen kann. Eine amerikanische Fähre ist aber nicht, wie auf manchen deutschen Flüssen, ein halb leckes, schmales Boot, mit langen Ruderstangen und zwei sonnenverbrannten Schiffsknechten, welches den Verkehr zwischen zwei Ufern nothdürftig unterhält, es ist ein schwimmender Palast, mit einer eleganten Glashalle und prachtvollen Verzierungen, durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt und des Nachts mit allerlei buntfarbigen Lampen magisch erleuchtet. Selbst die niedlichen Dampfboote in London, welche wie grüne Pfeile auf der Themse auf- und abfliegen, halten mit New-Yorker Fähren nicht den geringsten Vergleich aus.

Die Bewohner von New-York, die im Greenwood-Cemetery in Brooklyn begraben liegen wollen, müssen sich also die Ueberfuhr an's andere Ufer gefallen lassen, für welche sich jedoch der Fährmann nicht wie Charon mit einem Obolus begnügt. Der Kirchhof umfaßt einen Flächenraum von 330 Acres Land und beherrscht eine Anhöhe, von der man, so lange man noch nicht dort begraben liegt, eine pracht-

volle Aussicht auf New-York und den atlantischen Ocean genießt. Die Einfahrt schmückt ein prachtvolles Portal, man glaubt in den Park eines englischen Lords zu treten und ist fast versucht den gesundheitstrotzenden Todtengräber, der zugleich die Stelle des Portiers ersetzt, zu fragen: ob wohl Se. Lordschaft den Besuch dieser reizenden Parkanlagen nicht für übel nimmt."

Rings herum grünt und blüht es, üppige Rasenplätze breiten sich wie Teppiche über die braune Erde, Trauerweiden, Eschen und Linden prangen im herrlichsten Schmuck, und nur die kalten Leichensteine verrathen, daß ein Stück Menschheit hier verwest. Man bezahlt für ein Familiengrab von 80 Quadrat-Fuß 110 Dollars, die Beerdigungsspesen betragen außerdem 8 Dollars.

Man scheint jedoch hier nicht zufrieden, eine gemauerte Gruft apart zu besitzen, man will auch noch im Tode seinen Nachbar an Reichthum und Pracht des Leichensteines überbieten. Ueberall spricht sich in schwerfälligen Verzierungen und geschmacklosen Zeichnungen diese Sucht des Ueberbietens aus. Das reichste und kostbarste Monument des ganzen Kirchhofes ist jenes, welches das Grab von Charlotte Canda zirrt, einer reichen Erbin, die in der Blüthe des Lebens durch einen Sturz aus dem Wagen das Leben verlor, und deren trostloser Vater ihr Anden-

ken nicht besser zu ehren wußte, als indem er eine ungeheuere Summe zur jährlichen Verschönerung ihrer Ruhestätte bestimmte. Der Architekt, welcher mit der Ausführung dieses Monuments betraut wurde, mußte schon im Entwurf darauf Rücksicht nehmen, daß für eine undenklich lange Zeit hinaus jedes Jahr eine neue Zuthat von der Hand des Bildhauers geschehen könne, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören. Kunstvolle Marmorfiguren, prächtige Vasen schmücken bereits den Grabplatz, aber die Ueberfülle kleiner Denkmäler, welche neben dem Hauptdenkmal aus der Erde sprießen, bringt eher einen nachtheiligen als einen verschönernden Eindruck hervor. Wäre es nicht viel würdiger gewesen, das Andenken an eine schöne Seele, statt durch solche nutzlose marmorne Tändeleien, durch die Gründung einer Waisenschule, eines Hospitals oder eines anderen humanen Vereins zu ehren und zu verewigen?

Wie viel ergreifender erscheint dagegen die Widmung eines Fremden, der einsam, in weiter Entfernung von seinen Freunden, vor einigen Jahren in einem Gasthofe zu New-York starb und im Schmerzgefühl über seine Verlassenheit noch im letzten Lebensmoment einen Begräbnißplatz im Greenwood-Cemetery stiftete, auf welchem alle Reisende, die in New-York ohne Freunde und Bekannte sterben, ihre letzte Ruhe finden sollen.

Nicht ohne Rührung konnten wir an diesem „Grab des Fremdlings“ vorübergehen. Der Tod ist zwar überall ein tragischer Moment und hat für die Edelsten und Besten seine Schrecken; aber im fremden Lande, weit weg von seinen Theuersten und Liebsten, ohne Scheideblick und Sterbeabschied das Leben aushauchen müssen, heißt einen hundertfachen Tod erleiden!

S.

IX.

Washington.

Unter allen Städten der Union hat seltsamerweise die Capitolstadt bisher den geringsten, langsamsten Aufschwung genommen. Obwohl schon im Jahr 1800 nach einem imposanten Plan angelegt, zählt dieselbe außer den Staatsgebäuden nur erst wenige großartige Bauten und hat in den Nebenstraßen noch immer ein dorfähnliches Ansehen. Es mag dies wohl hauptsächlich daher kommen, daß die Häuser meistentheils in großen Zwischenräumen von einander erbaut sind, und die Hauptstraßen (Avenues), von denen fünf vom Capitol und fünf vom Hause des Präsidenten strahlenförmig auslaufen, eine Breite von 130—160 Fuß haben.

Die Einwohner betragen nicht viel über 40,000 Seelen, und im Sommer, wenn die Sitzungen im Capitol geschlossen und die Congreßmitglieder, die Regierungsbeamten und der Schwarm von Stellen-

jägern wieder fortgezogen sind, verwandelt sich die ganze Stadt in eine traurige, langweilige Einöde.

Die Lage von Washington, am östlichen Ufer des Potomac, 40 Meilen südwestlich von Baltimore, 224 Meilen südwestlich von New-York und 290 Meilen vom atlantischen Ocean entfernt, ist gleichwohl für Handel und Verkehr außerordentlich günstig, und dessen Umgebung bietet viele fruchtbare ansiedelungseinladende Punkte.

Das Capitol erhebt sich 72 Fuß über den Potomac, ist aus Quadersteinen erbaut und nimmt gegenwärtig einen Flächenraum von zwei Acres Land ein. Dasselbe wurde 1793 zu bauen begonnen und im Jahre 1815 in seiner jetzigen Gestalt vollendet; es ist rings umgeben von schönen, freundlichen Parkanlagen und mit eleganten Eisengittern mit zierlicher Vergoldung eingeschlossen. Die Front des Hauptgebäudes beträgt 352 Fuß, die beiden Seitenflügel haben 121 Fuß Länge, die Spitze der Kuppel ist 145 Fuß hoch. Bis zum Jahre 1828 betrugen die Baukosten 1,800,000 Dollars.

Im Jahre 1851 wurde vom Congresse eine Erweiterung des Capitols durch einen Zubau von zwei Flügeln von je 140 und 234 Fuß Länge beschlossen, so daß das ganze Gebäude in seiner Vollendung einen Flächenraum von 4⅓ Acres Land einnehmen wird.

Eine schöne, breite Stiege aus Granit führt in die Rotunda, welche 96 Fuß im Durchmesser und 96 Fuß in der Höhe hat und nur aus einfacher Stuccaturarbeit besteht. Die Wände zieren acht große Bilder, die Hauptmomente der Geschichte Amerika's darstellend, wie z. B. die Landung von Columbus, die Einschiffung der ersten Pilger in Hallam (1620), die Uebergabe von Yorktown, die Unterzeichnung der Unabhängigkeits-Erklärung (4. Juli 1776), die Abdankung Washington's in Annapolis am 23. December 1783 u. s. w.; die Gemälde sind jedoch mit Ausnahme von Trumbull's „Unterzeichnung der Unabhängigkeits-Urkunde" durchaus keine Kunstwerke, und ihr ganzer Werth ruht in den Gegenständen, die sie vor Augen führen.

Von der Rotunda, welche gleichsam als Vorhalle dient, gelangt man im südlichen Flügel nach dem Sitzungssaal der Repräsentanten und im nördlichen Flügel nach dem Senatsaal. Die Repräsentanten-Kammer ist eine elegante, 60 Fuß hohe Halle in Halbzirkelform mit 24 korinthischen Säulen und einem Flächenraum von 96 Quadrat-Fuß. In der Mitte erhebt sich der elegant verzierte Sitz des Präsidenten der Kammer; über demselben ragt ein kolossales Standbild der Freiheit hervor. Die Seitenwand zur Rechten ist mit dem Bildnisse Washington's geziert, jene zur Linken mit dem lebensgroßen Gemälde

Lafaeytte's, in altmodisch langem, grünen Ueberrock mit einem dicken Spazierstock. Unter diesen beiden ehrwürdigen Gedächtnißmalen der amerikanischen Geschichte hängen Lithographieen der Unabhängigkeits-Urkunde und ihrer unsterblichen Unterzeichner.

Ueber der Eingangspforte prangt in Marmor, auf einem geflügelten Wagen sitzend, mit Tafel und Griffel die Göttin der Geschichte, und ein Rad ihres idealen Fahrzeuges dient zugleich als Zifferblatt, um das sich mahnend der flüchtige Zeiger dreht.

Der Saal faßt 244 Mitglieder. Zwischen je vier Deputirtensitzen läuft der Länge nach ein schmaler Gang, was das Kommen und Gehen der Mitglieder wesentlich bequemlicht. Der Hintergrund des Saales ist theils für weibliche, theils für männliche Zuhörer bestimmt und dürfte ungefähr 500 Menschen fassen. Hingegen besteht weder eine Diplomaten-, noch eine sonstige Loge, und der ganze übrige Raum ist der freiesten Benutzung überlassen. Doch haben Regierungsbeamte, Excongreßmitglieder und fremde Notabilitäten in das Innere des Saales zu den Sitzen der Deputirten Zutritt. Ja es herrscht in dieser Beziehung ein so humaner, ungenirter Verkehr, daß man uns wiederholt einlud, neben den Repräsentanten Platz zu nehmen, um den Verhandlungen ungestörter folgen zu können.

Die Congreßmitglieder sind unendlich freundlich

und zuvorkommend gegen Fremde. In weniger als einer Stunde hatte man uns schon zahlreichen Collegen vorgestellt, und jeder Einzelne bemühte sich, uns dienstgefällig zu sein. Eine Folge davon war, daß wir bereits am nächsten Morgen eine Menge interessanter, im Auftrage des Congresses gedruckter Documente in unser Hotel zugeschickt erhielten.

Die Congreßverhandlung am ersten Tage unseres Besuches betraf die Genehmigung einer Eisenbahn und gehörte um so weniger zu den anziehendsten, als sich nur wenige und höchst unbedeutende Redner an der Debatte betheiligten. Es besteht keine Rednertribune. Die Mitglieder sprechen die Versammlung von ihrem Platze weg an; sie halten aber ihre Vorträge nicht auswendig, sondern bedienen sich größtentheils eines geschriebenen Conceptes.

Sowohl Zeichen des Beifalls, als der Mißgunst sind verboten, und selbst die Zuhörer enthalten sich jedes Ausbruchs von Gefühlsregung. Wir haben im Laufe unserer Anwesenheit zu Washington Verhandlungen beigewohnt, wo das ganze Auditorium durch die markige Kraft einer gediegenen Rede in die ergreifendste Stimmung versetzt wurde, gleichwohl endete der Vortrag unter dem würdigsten Stillschweigen ohne den geringsten Zuruf. Auch hier vermißt man alle Art polizeilicher Aufsicht. Alles athmet Volksachtung, Volkssouverainetät.

Das ganze dienende Personal der Kammer besteht

aus einigen Knaben von 12—15 Jahren, welche von den Congreßmitgliedern durch einen einfachen Klopfer gerufen werden und Briefe und eisgekühltes Wasser, das in Patentkühlern zu Jedermanns Genuß steht, auf- und abtragen.

Die Mehrzahl der Deputirten zeichnet sich minder durch ihre hohen intellectuellen Fähigkeiten als durch ihren gesunden praktischen Verstand aus. In beiden Häusern sind wenige überlegene Geister die Führer der Majorität. Im Ganzen macht die Versammlung im Capitol zu Washington trotz ihrem Mangel an allgemeiner geistiger Durchbildung einen würdigen Eindruck. Man fühlt, daß jedes Mitglied etwas in seiner Brust bewahrt, das es höher hält als die Erzielung eines egoistischen Particular-Interesses, oder die Erreichung eines noch so warm gehegten Parteizweckes, nämlich die Liebe zur gemeinsamen Freiheit, die Heilighaltung der Union!

Durch den Brand, welcher im Jahre 1851 im Capitol stattfand, wurde die ganze werthvolle Büchersammlung von 35,000 Bänden nebst zahlreichen Kupferwerken, welche der Congreß im Jahre 1814 von Thomas Jefferson um eine Summe von 25,000 Dollars ankaufte, ein Raub der verheerenden Flamme. Gegenwärtig sind bereits 25,000 Bände wieder angeschafft, aber viele der Brandopfer sind unersetzlich. Der Congreß dotirt jährlich 5000 Dollars für wis-

senschaftliche Werke und 1000 Dollars außerdem speciell zum Ankaufe von Gesetzbüchern. Im Ganzen wird die Bibliothek alle Jahre ungefähr um 1800 Bände vermehrt.

Der nördlich von der Rotunda gelegene Senatsaal hat eine schöne Halbzirkelform, ist 75 Fuß lang, 45 Fuß hoch, und sein Plafond wird von ionischen Säulen, aus Marmor von den Ufern des Potomac, getragen. Die schönste, würdigste Zierde dieses Saales ist dessen Einfachheit. Nirgends erblickt man Goldverzierungen oder Prachtdraperieen; nur das Portrait Washington's, des Vaters des Vaterlands, prangt an der weißen glatten Hauptwand. Jeder der 64 Senatoren hat einen besonderen behaglichen Fauteuil und vor sich ein bequemes Schreibpult. Für das weibliche und männliche Auditorium bestehen getrennte Galerieen. Auch hier genießen Regierungsbeamte und Excongreßmitglieder freien Zutritt in den Saal, auch hier herrscht wie in der Repräsentanten-Kammer eine so freie humane Communication, daß namentlich bei feierlichen Anläßen der Saal oft ebenso von Zuhörern vollgedrängt ist, wie der speciell berechtigte Raum der Galerieen.

Dies war gerade auch der Fall, als wir am 30. Juni 1852 mit einer Stimmung, in die sich wehmüthige Erinnerungen an das Vaterland mischten, das Sanctuarium der amerikanischen Freiheit zum

ersten Male betraten. Einer der größten und würdigsten Bürger der amerikanischen Union, Henry Clay, hatte den letzten Athemzug gethan, und der Senator Underwood vom Staate Kentucky verkündete der Versammlung der Senatoren diese Trauerkunde. Henry Clay war Tags zuvor um 11 Uhr Morgens im Alter von 76 Jahren in einer einfachen Gasthofwohnung der Pennsylvania-Avenue gestorben. Auf allen Gesichtern las man den Ausdruck der aufrichtigsten Theilnahme und Trauer, und manche Faltenzüge seiner alten politischen Kampfgenossen hatte diese Todesnachricht noch fahler gebleicht.

Nach der Mittheilung dieses tragischen Ereignisses erhoben sich mehrere Senatoren und ehrten in begeisterten Reden die unvergeßlichen Verdienste des Verblichenen. Unter den 9 Sprechern brachten die Trauerreden der Senatoren Caß, Hunter und Seward die ergreifendste Wirkung hervor. Dieselben schilderten in markigen Ausdrücken die dunkle Jugend des armen, freudenlosen Waisenknaben, der, auf seine eigene Kraft angewiesen, im Hause eines Schreibers in Richmond im Staate Virginien aufwuchs und sich daselbst dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Bevor er noch das Alter der Mündigkeit erreicht, wanderte er von seinem Geburtsorte nach dem kleinen Städtchen Lexington im Staate Kentucky und begann dort das mühsame Geschäft der Advo-

catur zu üben. Die Vortrefflichkeit der amerikanischen Staats-Institutionen, welche jedem Bürger die freieste Uebung seiner Kräfte gestatten, ließen auch diesen Geist seine Entwickelung finden. Die Unterstützung, welche freie Institutionen dem stillen sich entfaltenden Talente verleihen, ist gleichwohl nur eine geborgte; tausendfach wird sie zurückbezahlt durch die Dienste und den Ruhm, welche ihre Schützlinge dem Vaterlande spenden, und jede durch dieselbe erstarkte geistige Kraft wird zugleich zur ehernen Säule für den Tempel nationaler Freiheit.

Clay's Scharfsinn, Gewandtheit, Gewissenstreue und Fleiß sicherten ihm bald das öffentliche Vertrauen; noch vor seinem 30. Jahre war er bereits Mitglied der Staatslegislatur, und schon im Jahre 1806 trat er als Vertreter des Staates Kentucky in die Repräsentanten-Kammer zu Washington.

Von diesem Augenblicke an ist der Name Henry Clay eng mit der Geschichte seines Vaterlandes verflochten. Durch eine Reihe von fünfzig Jahren wirkte er mit Weisheit und patriotischer Hingebung als Congreßmitglied, als Senator, als Repräsentant und als Gesandter an europäischen Höfen zum Segen und Gedeihen einer Nation, die ihn mit kindlicher Liebe verehrte.

Der Vertraute der Edelsten und Besten seiner Zeit, begründete Clay mit Jefferson, Madison,

Monroe, Quincy Adams und Jackson den gegenwärtigen Nationalruhm, und seine geistige Größe erschien wie ein Stern des Trostes im Moment, wo die Sonne „Washington" sich zur Ruhe neigte.

Seine scharfe Beobachtungsgabe, seine überzeugende Beredtsamkeit, seine Willenskraft und seine anmuthige Persönlichkeit machten ihn nicht nur zum gewandten Parteiführer, sondern auch zum Volkstribun; und die Ehrlichkeit, welche jede seiner Handlungen bezeichnete, verschaffte ihm bei den meisten Anläßen die Sympathie und das ausschlaggebende Gewicht der Majorität. Henry Clay war kein Analytiker, er betrachtete die Erscheinungen weder durch das Prisma günstiger, noch ungünstiger Voreingenommenheit, sondern mit gesundem nacktem Auge, mit dem Auge und dem Gefühle des Volkes.

Seine einschmeichelnd liebliche Stimme besaß magnetische Gewalt über die Ueberzeugung der Zuhörer, und mit einer an's Wunderbare gränzenden Begabung verstand er seine geistige Anschauung und seine Herzensgefühle auf die Gesammtheit des Auditoriums zu übertragen. Dabei suchte Henry Clay nichts weniger als der Menge zu schmeicheln. Es war stets seine reinste Ueberzeugung, sein eigenster Wille, den er zu verfechten und durchzusetzen strebte.

Und gerade dieser Muth, diese unbeugsame Energie, welche eher auf jede Popularität verzichtete, als

sein heiligstes Bewußtsein ihr zum Opfer brachte, vergrößerten noch seinen Einfluß und machten ihn allmälig zum Abgott eines ganzen Volkes. „J had rather be right, than be President“, erwiderte er einmal in einem Conflict mit der öffentlichen Meinung einem besorgten Freunde, der ihm die Gefahr des Volksgunst=Verlustes für seine damals eben angestrebte Präsidentschaft in Erinnerung brachte.

Und noch in jüngster Zeit, als ihm ein Senator aus dem Süden den Vorwurf eines Unrechts gegen die Staaten des Südens machte, antwortete Clay mit jener Energie, die mehr als alle Lobsprüche die Reinheit seiner politischen Gesinnungen und seine ganze Seelenhingebung für das Wohl der Union bezeichnet: „J know no South, no North, no East, no West!“ — — Wen erinnert nicht dieses Vergessen des Einzel=Interesses über die Macht und die Größe einer glücklichen Gesammtheit an jenen begeisterten Spruch eines edlen deutschen Fürsten am Vorabende einer der beseligendsten Epochen unseres Jahrhunderts: „Kein Preußen und kein Oesterreich, ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge.“

Die Dienste Henry Clay's während des letzten Krieges mit England, sein weitsichtiger Einfluß auf die Befreiung der spanischen Colonieen vom castilianischen Königsjoche, seine Mitwirkung bei den wichtigsten politischen Maßnahmen der Union, verklärten

noch mehr seinen unbefleckten Ruhm und erhoben ihn noch am Abend seines verdienstreichen Lebens gleichsam zum „Primus inter illustrissimos" des Senates der Vereinigten Staaten.

Die Trauerreden im Senate endeten mit einer Beschlußfassung über die Art und Weise der Leichenbestattung eines der edelsten und treuesten Bürger der amerikanischen Union. Auch im Hause der Repräsentanten ließen sich aus gleicher Veranlassung mehrere von dessen ausgezeichnetsten Rednern vernehmen, und die Anträge des Senates im Bezug auf die Begräbnißfeier des Dahingeschiedenen wurden auch hier zum Beschlusse erhoben.

Als wir in später Nachmittagsstunde das Capitol verließen und in einem der zahlreichen Omnibusse, welche nach dem anderen Stadtende fahren, nach unserem Hotel zurückkehrten, waren bereits die meisten öffentlichen Anstalten sowohl wie die Privathäuser mit schwarzen Draperieen behängt, und überall sah man die Menge geschäftig, ihrem Gefühle der Trauer einen augenfälligen Ausdruck zu geben. Sebst die Omnibusführer wollten in dieser National-Demonstration nicht zurückbleiben und überdeckten ihre hölzernen Wagenkasten mit einem solchen Ueberfluß von schwarzem Trauerzeug, daß Einen ein völlig unheimliches Gefühl beschlich, wenn man in diese, Leichenwagen ähnlichen Verkehrsvehikel stieg.

Den ganzen Abend ertönten abwechselnd die Glocken der Stadt, und zwar nicht in der allerdings traurigen, aber melodischen Weise unserer guten alten Kirchenglocken, sondern in jenem schauerlichen markdurchdringenden einsamen Ton, der wie ein Lanzenstich das Herz trifft und dann wieder ein paar Secunden aussetzt, um desto länger zu quälen. Es ist unmöglich, die unheimliche Wirkung zu beschreiben, welche diese einzelnen, stundenlang fortgesetzten Glockenschläge auf das ungewohnte Gemüth des Fremden äußern.

Am nächsten Morgen wogte schon in früher Stunde die halbe Einwohnerschaft von Washington tief in Trauer gekleidet, wie eine Familie, welche ihr theuerstes Glied verloren, die Pennsylvania-Allee hinauf nach dem Capitol. Auch dieser Tempel der Freiheit trauerte um eine seiner mächtigsten Stützen. Und noch mehr als die festonartigen Trauergehänge, welche sich mit weniger Geschmack als Düsternheit um das ganze Gebäude und seine massiven Säulen schlangen, mahnte die dumpfe Atmosphäre des Todes, die über dem ganzen Capitol lag, an den Ernst der Feier, von dem dasselbe heute Zeuge sein sollte.

Um 12 Uhr versammelten sich im Senatssaal die höchsten Autoritäten der Union, die Repräsentanten fremder Höfe und was sich noch außerdem vom

Volke hineinzuschieben vermochte. Die irdischen Reste Henry Clay's wurden in jene Halle getragen, in welcher er seine größten Triumphe gefeiert, deren Wände so oft vom Geiste seiner Rede wiederhallten, und der Kaplan des Congresses, Dr. Butler, sprach hierauf über die kalte Hülle Worte der Trauer, des Trostes und der Erbauung.

Nach Vollendung der kirchlichen Ceremonien blieb der Sarg, der nach amerikanischer Sitte aus Metall gefertigt und am obersten Ende mit einer Glastafel versehen war, durch welche das Antlitz des Todten wie im Zustande des Schlafes sich zeigte, noch zwei Stunden lang in der Rotunda dem öffentlichen Besuche ausgestellt, und unbeschreibbar ist das Zudrängen der Menge, das jetzt stattfand, um die bleichen, theueren Züge noch einmal zu schauen.

Nach dem Willen des Verstorbenen sollte sein Leichnam in Lexington, im Staate Kentucky, wo er zuerst seine öffentliche Laufbahn begonnen, begraben werden; — auf einem imposanten, von 6 Schimmeln gezogenen Trauerwagen wurde in später Nachmittagsstunde der Sarg nach dem Eisenbahndepot geführt. Sechs Senatoren trugen die Quasten (palls) des Leichentuches. Die Mitglieder des Senates und Congresses, Bürgermiliz und Musikbanden schlossen den Zug. General Caß war vom Senat beauftragt worden, die theuere Hülle an den Ort der letzten

Ruhe zu geleiten, wohin sich sofort ein besonderer Eisenbahnzug in Bewegung setzte.

Wenige Zeit nach der Feierlichkeit hatte sich die Menge zerstreut und war zu den Geschäften des Tages zurückgekehrt; selbst das Tagesgespräch war vom Todten wieder auf die Lebendigen übergegangen, und nur an den schwarzumflorten Häusern war noch wochenlang eine trauernde Verstimmung sichtbar. So schloß Henry Clay seinen irdischen Wandel.

Wer hätte damals geahnet, daß schon mehrere Monate darauf die Union ein nicht minder harter Schlag treffen werde, ja ein noch härterer, durch seine Plötzlichkeit und seine Wiederholung!

Wenige Tage nach dem Tode Clay's genossen wir die Auszeichnung einer Vorstellung bei Daniel Webster, dem bedeutendsten Staatsmanne der Union, der Seele der Fillmore'schen Verwaltung. Kein Wachtposten hinderte unsere Schritte, als wir die enge Treppe zu des Ministers Arbeitszimmer hinaufstiegen, kein galonnirter oder goldbetreßter Kanzleidiener war vorhanden, der uns hätte stundenlang antichambriren lassen, oder bei dessen Herrlichkeit wir erst bittgesuchlich um eine gnädige Anmeldung hätten einkommen müssen. Vielmehr scheint das Vorzimmerlungern hier so wenig üblich, daß nicht einmal eine Halle vorhanden ist, wo man sich, wie in Europa, erst durch eine Art Warte-Purgatorium ministerem-

pfangswürdig machen könnte. Man tritt sogleich aus dem langen Corridor in das kleine, niedere Arbeitszimmer des amerikanischen Ministers, der gleichwohl von seinem schlichten Schreibtisch aus einen ganzen Erdtheil beherrscht und sogar in die Geschicke anderer Völker ein nicht ungewichtiges Wort dreinspricht.

Wir trafen Daniel Webster in lichter Nankinjacke auf einem einfachen Rohrstuhl vor einem, unter der Last von Documenten und Schriften seufzenden Schreibtisch sitzen — —

Der kürzliche Hingang seines Collegen und eine politische Niederlage, die er eben auf der Baltimore-Convention erlitten, wo General Scott als Präsidentschafts-Candidat über ihn den Sieg davongetragen, hatten ihn stark niedergebeugt. Um die berühmten stechenden Augen hatte die Sorge der letzten Zeit noch schwärzere Ringe gezogen; der verhältnißmäßig große Kopf, der unter 25 Millionen nicht seines Gleichen zählte an geistiger, wie an physischer Massivität, war traurig zur Erde gesenkt, und seine ganze Erscheinung machte den wehmüthigen Eindruck eines dahinsiechenden Riesengeistes.

Wie es aber gewöhnlich im Leben der Fall ist, daß Körperschmerzen und moralische Leiden den Menschen nur mehr vergeistigen, so legte der Gram, der dieses edle Herz durchwühlte, auch in das marmor-

ernste majestätische Gesicht einen Zug der Elegie, der dessen Anblick noch erhabener, den Eindruck noch unauslöschbarer machte.

Wer jemals Daniel Webster gegenüberstand, seine tiefliegenden schwarzen Augen wild rollen und sie endlich mit einer Gewalt auf sich fixiren sah, als wollte er aus den Zügen des ihm Gegenüberstehenden mit einem Blicke dessen ganze Seelengeschichte herauslesen, der wird leicht die magische Wirkung begreifen, den diese Riesenerscheinung selbst auf das imposanteste Auditorium in einer Zeit hervorbringen wußte, wo diese kolossale Gestalt noch nicht durch Zeitstürme in eine erhabene Menschenruine verwandelt war, wo die Brust noch nicht so beklommen Athem holte, wo die Stimme, noch nicht gebrochen, in freier Himmelsluft den Lärm von Tausenden überdonnerte, und der Geist noch nicht so sehnsuchtsvoll nach Ruhe seufzte.

Webster war zu viel Politiker, um in seiner Stellung und nach den jüngsten Vorgängen mit einem Deutschen, und noch dazu mit einem Oesterreicher, über Politik zu sprechen. Er fühlte, daß bei einer solchen Conversation nur schmerzliche Erinnerungen auftauchen, kaum verharrschte Wunden wieder aufbrechen müßten. Der Staatssekretär sprach daher ausschließend über amerikanische Zustände, über die Großartigkeit und Raschheit, mit welcher das

amerikanische Volk unter dem segensreichen Einfluß seiner freien Institutionen seinen Nationalreichthum und sein Ansehen entwickelt, und über die herrliche Zukunft, welche ihm entgegendämmert. Hierauf ließ sich Webster unsere Reisepläne und unsere wissenschaftlichen Zwecke umständlich erzählen, und als wir ihm von unserem beabsichtigten Besuch der Republiken Central-Amerika's sprachen, nahm er eine Karte von der Wand und verfolgte darauf mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand die Route, die wir zu nehmen gedachten, fortwährend uns befragend oder belehrend über einzelne Punkte, die eben seine Aufmerksamkeit fesselten.

Das Wohlwollen des Ministers endete aber nicht, wie gewöhnliche Ministerbesuche, mit einem huldvollen Empfang und einer halbstündigen Unterredung, er bot uns auf die zuvorkommendste Weise seinen Einfluß und seine Unterstützung an, versprach uns Briefe an die diplomatischen Agenten der Union in Central-Amerika und stellte alle uns wünschenswerth erscheinenden Staatsdocumente zur Benutzung für unser beabsichtigtes größeres Reisewerk zu unserer Verfügung.

Als wir schieden und der 70jährige Daniel Webster uns seine, in Folge eines Wagensturzes noch angeschwollene Hand reichte, wünschten wir ihm mit den Gefühlen der innigsten Theilnahme ein baldiges

Besserwerden. Er dankte im vollsten Vertrauen, daß die Luft in den Bergen von Vermont, wo er den „Fall" — wie man in Amerika den Herbst nennt — zubringen wollte, seine gebrochene Gesundheit wieder völlig herstellen werde. Doch das unerbittliche Naturgesetz wollte es anders — mit dem Blätterfalle fiel auch dieses glänzende Blatt vom Lebensbaum, und die Ministerbeine ruhen jetzt wie ganz gewöhnliche Knochen auf dem stillen Landsitz zu Marshfield. Aber der Genius Daniel Webster's wirkt und regt sich nach wie vor im amerikanischen Staatsorganismus, er ist mit ihm vergeistigt, und so lange noch ein Atom amerikanischer Freiheit übrig, wird auch Daniel Webster nicht aufhören zu leben! — —

Wie die meisten bedeutenden Männer Amerika's, war auch Webster von dunkler Abkunft, seine Geburt fiel in das letzte Kriegsjahr, wo in ihm am 18. Januar 1782 der jungen Republik ein neuer Freiheitsstern aufging. — Der Constitution des Vaterlandes, die an ihm später einen so kräftigen Beschützer fand, begegneten seine Augen zuerst in dem Krämerladen eines Provinzstädtchens, wo dieselbe, auf ein baumwollenes Tuch gedruckt, als anlockendes Kaufstück vor der Thür flatterte. Der kleine Webster suchte aus allen Winkeln seiner Rocktaschen sein

Erspartes zusammen und erwarb sich diesen theueren Schatz.

Vier Jahre, von 1797—1800, brachte Webster im Collegium zu Dartmouth zu, wo er das Gelernte gleich wieder durch Lehren fruchtbringend zu machen suchte und durch seinen Erwerb auch seinem Bruder den Segen einer besseren Erziehung angedeihen ließ. Das Lesen von Blackstone's Commentaren reiften in der empfänglichen Brust des begeisterten Jünglings zuerst den Entschluß, sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, in welcher derselbe so rasche Fortschritte machte, daß er bereits im Jahre 1805 in die Richterschranken zugelassen wurde.

In Portsmouth begann er im Jahre 1806 seine juridische Laufbahn, verblieb daselbst 9 Jahre und erwarb sich durch die Schärfe seines Geistes und seiner Beredtsamkeit bald einen solchen Ruf, daß er schon mit 30 Jahren für den Staat New-Hampshire in den Congreß gewählt wurde, in dem er im Mai 1813 zuerst seinen Sitz einnahm.

Sein Verstand entwickelte und zeigte sich bald in einer solchen Gewaltigkeit, daß er immer nur einen Theil seiner geistigen Kraft anzuwenden brauchte, um den Sieg über seine Gegner zu erringen. Ja die intellectuelle Macht, über welche dieses Riesenta-

lent herrschte, war so groß, daß sie vielfach im Unverhältniß stand zu dessen Thaten.

Neben diesem reichen Wissensschatz verdient Webster's strenge Gewissenhaftigkeit die meiste Bewunderung. Alle seine Angaben, alle seine Darstellungen klangen wie Aussagen, welche unter dem Einflusse eines Eidschwures geschahen. — Dieselbe Wahrheitsliebe, die einen Grundzug seines antiken Charakters bildete, forderte Webster aber auch von Allen, mit denen er als Anwalt in Streitsachen in Berührung kam. Sein durchbohrender Geisterblick drang bis in den tiefsten Seelengrund eines Zeugen und erzwang mit inquisitorischer Gewalt die Wahrheit von dessen angstdurchzitterten Lippen.

In allen seinen Reden, in allen seinen Kernschlüssen wandte er sich an den Verstand, niemals an die Einbildungskraft. Daher findet sich auch in seinen Reden wenig Witz, wenig Schönheit, wenig Poesie, das ganze Aufgebot seiner Geistesstärke ist darauf gerichtet, den Verstand zu besiegen, ihn durch die überzeugende Gewalt seiner Schlüsse zum Gefangenen zu machen.

An allen wichtigen historisch gewordenen Processen der letzten 30 Jahre, welche vor den Schranken des obersten Tribunals der Union zur Verhandlung kamen, nahm Webster den ruhmvollsten, geistigsten Antheil. Seinem scharfen Argumentations-

talente ist es zu danken, daß das Monopol des alleinigen Dampfschiffbefahrens aller Flüsse, Hafen und Buchten, welches der Staat New-York in einer begeisterten Anwandlung dem bekannten Fulton verliehen hatte, annullirt und die so wichtige Schifffahrt sämmtlicher Ströme wieder der allgemeinen Concurrenz freigegeben wurde. Dadurch konnte sich allein allmälig jenes riesige Geschäftsleben gestalten, welches gegenwärtig alle Distanzen aufhebt, den Norden mit dem Süden, den Osten mit dem Westen, und ihre verschiedenen Naturproducte in die engste Verbindung bringt und auf dem einsamsten Flüßchen den Schornstein eines zeitbeflügelnden Dampfschiffchens lustig rauchen läßt!

Wären auf dem Rhein, auf der Donau der Speculation durch engherziges Monopol nicht straff die Hände gebunden, könnte auch dort wie in Amerika jede regende strebende Kraft im Interesse des Handels, der Industrie und des Verkehrs ihre Befriedigung finden, so würden sich auch dort bald ein Leben und ein Segen entwickeln, welche mehr und dauernder als alle Präventiv-Maßregeln die Ruhe, den Frieden und das Gedeihen der germanischen Völker sichern würden.

Seit seinem ersten Auftreten im Congreß zu Washington verschwand Webster nicht mehr vom Schauplatz gemeinnütziger Thätigkeit und glänzte

während der ganzen Dauer seines reichen Lebens gleich ausgezeichnet als Advocat wie als Staatsmann, als Redner wie als Schriftsteller*).

Im Jahre 1830 trat Webster im Senat als Vertheidiger der Constitution und der Bundesregierung auf, und obwohl die Debatte eigentlich nur wegen des Verkaufs der Staatsländereien hervorgerufen wurde, so diente doch diese Veranlassung seinem tiefeindringenden Geist als erwünschte Folie, sich über die leitenden Grundsätze der amerikanischen Politik erschöpfend auszusprechen und denselben durch die Macht seiner klaren Darstellungsgabe ein noch kräftigeres Relief zu geben. Die Behauptung des Senators Hayne aus Süd-Carolina, daß die Localregierung eines Staates unter gewissen Umständen das Recht habe, sich einer von der Regierung zu Washington zum Gesetz erhobenen Maßregel zu widersetzen, suchte Webster mit den eindringlichsten Ueberzeugungsgründen seines treffenden Geistes zu widerlegen und erwies dadurch dem Lande einen seiner unsterblichsten Dienste — denn er löste diese Streitfrage nicht nur für den Moment, er schloß dieselbe vielmehr durch seinen Kernspruch für alle Zeit aus dem Bereich der Discussion aus.

*) The Speeches, forensic Arguments, and Diplomatic papers of D. Webster; with a Notice of his Life and Works; by E. Everett. 6 vol. 1852.

Mit jener markdurchdringenden Kraft, die nur Geistern wie Webster eigen, grub er jene patriotischen Worte in das Herz jedes Amerikaners: „daß die Constitution der Union der Ausdruck des Volkswillens ist, und daß daher keine der 32 einzelnen Regierungen, sondern einzig und ausschließlich das Gesammtvolk die Macht und das Recht besitzt, die Verfassung zu ändern und sich einem ihm ungerecht erscheinenden Ausspruche zu widersetzen."

Zugleich berührte Webster die so zarte Frage des Sklaventhums, indem er dasselbe mit seinem angeborenen, um Lob oder Tadel unbekümmerten Freimuth als eines der größten moralischen und politischen Uebel bezeichnete, gleichwohl aber der Central-Regierung nicht das Recht zuerkannte, sich in diese rein locale Angelegenheit zu mengen, deren Inbetrachtnahme seinem Ermessen nach ausschließlich der Regierung jedes Einzelnstaates überlassen bleiben muß. In dieser Ansicht finden sich schon die Spuren jener Beweggründe, welche Webster zwanzig Jahre später, am 7. März 1850, zu Gunsten der Compromise-Act, des Gesetzes gegen flüchtige Sklaven, stimmen ließen; sie gibt den Schlüssel zu allen späteren Handlungen seines Lebens und stellt uns ihn dar als einen gemäßigten Federalisten, als einen praktisch geschulten Staatsmann, der das möglich Ausführbare mit seinen Uebeln der unpraktischen Idea-

lität vorzog, der mit Geist und Seele an seinem edlen Musterbilde hing, an Washington! —

Am längsten verweilte der Redner bei der Wichtigkeit der Erhaltung der Union, worin Webster die sicherste Bürgschaft für die Zukunft der amerikanischen Freiheit erblickte, und hingerissen von Begeisterung für das Glück und die Größe seines theuer geliebten Vaterlandes, schließt er diese seinen Ruhm verewigende Rede mit dem Herzensausbruch:

„Liberty and Union, now and for ever, one and inseparable!"

Im Jahre 1841 wurde Webster unter der Präsidentschaft Harrison's zum Staatssekretär ernannt, eine Würde, die er während der Verwaltung Fillmore's im Jahre 1850 zum wiederholten Male einnahm, und in deren treuester Pflichterfüllung ihn am 24. October 1852 der Tod ereilte.

Den Amerikanern selbst kommt es wunderlich vor, daß Männer wie Webster und Clay trotz ihrer hohen Geistesfähigkeit, trotz ihrer anerkannten großen Verdienste um das öffentliche Wohl, niemals zur Präsidentschaftswürde gelangen konnten. Man würde indeß Unrecht thun, wenn man diesen Umstand einem Mangel an Volkssympathieen zuschreiben wollte. Schwerlich stand jemals ein öffentlicher Charakter höher in Achtung und Liebe eines Volkes als Webster oder Clay. Und vielleicht war es gerade ihr imponirendes An-

sehen, ihre überlegene Geisteskraft, welche diese Männer von dem höchsten Ehrenposten der amerikanischen Republik fern hielten; denn es durchdringt hier das Gefühl der Massen die ganz eigenthümliche politische Ansicht, daß das Glück und die Ruhe der Republik niemals gefährdeter sei als in der Hand einer hervorragenden geistigen Autorität, daß sie niemals gesicherter erscheine als unter der Aegide eines Präsidenten von gesundem, aber schlichtem, bürgerlichem Verstandesvermögen.

Das Volk in Amerika ist keineswegs blind gegen vaterländisches Verdienst, aber es ist nicht demonstrativ erkenntlich. In seinem republikanischen Stolze denkt es an keine höhere Auszeichnung, als die Ehre und das Vertrauen, das Geschick einer ganzen Nation leiten zu dürfen, und meint, wer sich dieser Aufgabe in was immer für einer Branche des Staatslebens auch noch so gewissenhaft und aufopfernd entledigt, hat nichts mehr als seine bürgerliche Pflicht und Schuldigkeit gethan.

Aus diesem Grunde eifert auch fortwährend die Mehrzahl der Amerikaner gegen alle Arten von Monumenten und Ehrenmälern, selbst für die Edelsten und Besten des Vaterlandes. Sie wollen nicht in die krankhafte Monument-Manie Europa's verfallen, das bald sogar mit seinen steineren Menschen eine Auswanderung wird veranstalten müssen, blos um

für neue Standbilder Platz zu gewinnen! — Und dabei läßt Europa das lebende Verdienst in so trauriger Verkommenheit hinsiechen, daß ihm gar mancher edle Geist, der nur zu sterben brauchte, um verdenkmalt zu werden, in seiner kummervollen Darbung nach Ruhm resignirend zuzurufen scheint:

Gebt mir nur so lang' ich leb' zu essen,
Wenn ich todt bin, mög't Ihr mich vergessen! —

Dieser, mit europäischen Begriffen von Anerkennung öffentlichen Verdienstes so schroff contrastirenden Anschauung ist es allein zuzuschreiben, daß selbst die bedeutendsten Heroen der amerikanischen Geschichte bisher durch kein anderes Denkmal geehrt worden sind, als durch die liebevollste Erinnerung im Herzen einer ganzen Nation, daß selbst die Gebeine Benjamin Franklin's in einer einsamen dürftigen Ecke eines Leichenackers bei Philadelphia in trauriger Vergessenheit vermodern — —

In jüngster Zeit ist zwar auch in Amerika eine monumentfreundliche Partei aufgetaucht, aber mehr in der Absicht, Kunst und Kunstsinn zu fördern und die Einsylbigkeit der amerikanischen Städte zu mildern, als um dadurch die Manen verdienstvoller Republikaner zu ehren. Wer könnte z. B. auch ohne den kolossalen Obelisk aus Marmor vom Potomac, der eben dem Vater des Vaterlandes gegenüber dem Präsidentenhaus in einer Höhe von 600 Fuß und mit

einem Geldaufwand von 552,000 Dollars errichtet wird, an der kindlichsten Liebe, Bewunderung und Verehrung eines ganzen Volkes für den theuren Todten zweifeln! Wie kleinlich und armselig wird sich vielmehr derselbe trotz seiner Kolossalität und seiner Kostspieligkeit gegenüber dem anderen Denkmal ausnehmen, „das sich Washington auf unbekannten Wäldern selbst erbaut hat: den Vereinigten Staaten von Nordamerika!“

Ein Fremder, namentlich wenn man von ihm weiß, daß er den unglücklichen Einfall hat, ein Buch über Amerika zu schreiben, genießt allenthalben die größte Auszeichnung und Zuvorkommenheit, und es darf daher den Leser gar nicht wundern, daß wir schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Washington ohne irgend welches persönliches Hinzuthun dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem Adoptiv-König von Volkes Gnaden auf vier Jahre, in seiner Wohnung in „White house“ vorgestellt wurden. Wir sagen absichtlich Wohnung, weil dieser Ausdruck besser als das Wort Residenz einer Behausung entspricht, welche an Raum, Comfort und Eleganz selbst vielen bürgerlichen Landsitzen nachsteht.

Das „weiße Haus“ erhebt sich mitten auf einem grünen Wiesenplan und gewährt eine freundliche Aussicht auf den Potomac. Auch hier bemerkten wir die fast gänzliche Abwesenheit alles Dienstpersonales.

Auf der Stiege begegneten wir dem Sohne des Präsidenten, einem jungen Manne von ungefähr 20 Jahren, der seinem Vater als Secretär diente und, als er unsere Absicht eines Besuches vernahm, antwortete: „er wolle sogleich sehen, ob sein Vater zugegen sei." Wenig Minuten darauf traten wir in das geräumige, aber einfache Arbeitszimmer des ersten Beamten der amerikanischen Republik.

Präsident Fillmore ist ein kräftiger Fünfziger, mit einem länglichen, feinen, bartlosen Diplomatengesicht von wachsartigem Teint und dünnen, weißen Haaren. Er war höchst elegant gekleidet, benahm sich mit fast aristokratischen Formen und äußerte in Sprache und Manieren mehr als alle anderen Staatsautoritäten, mit denen wir zu verkehren das Vergnügen hatten, das Bewußtsein seiner temporären Würde.

Zu unserer großen Ueberraschung lenkte Präsident Fillmore selbst das Gespräch auf die Zustände Deutschlands. Derselbe schien großes Interesse und warme Sympathieen für dieses Land zu haben, das, wie er bemerkte, so tüchtige Arbeitskräfte der neuen Welt zusendet, und dessen agricole Bevölkerung so große Verdienste um die Verwandlung der amerikanischen Urwälder in blühende, segenbringende Fluren hat. Auch auf die jüngsten Revolutionsjahre kam die Rede. Die Revolution, sagte Fillmore, bringt

nicht immer die Freiheit; er wünschte, daß sie erreicht und bewahrt werde, aber ohne gewaltsame Mittel.

Wir glauben diese wenigen Worte aus einem halbstündigen Gespräch veröffentlichen zu können, ohne eine Indiscretion gegen denjenigen zu begehen, der uns so wohlwollend und freimüthig aufgenommen; illustriren sie doch nur jenen humanen, conservativen Sinn, welcher namentlich die Whigpartei auszeichnet, und der zur Größe und zum Wohlstand Amerika's so wesentlich beigetragen hat.

Ja, wir hätten gern manche deutsche Freiheitsapostel als Ohrenzeugen dieses Gespräches gewünscht, um ihnen einen richtigeren Begriff, als ihre krankhafte Phantasie ihn ausbrütet, von jener Art und Weise zu geben, wie der Präsident der Union und mit ihm die Majorität der Amerikaner die Freiheit des Volkes und dessen Rechte auffassen.

Und vielleicht wäre es auch für manchen reactionsgehäbigen Diplomaten, der mit angstbetrübten Blicken auf den „Freiheitsstall und die Gleichheitsflegel“ Amerika's blickt, nicht ohne Interesse und Beruhigung gewesen, zu hören, von welchen gesunden, praktischen Grundsätzen die bedeutendsten Staatsmänner der Union durchdrungen sind. Amerika fühlt einen höheren Beruf in seiner Brust, als sich in die Händel und die Befreiungsgelüste anderer Völker

und anderer Welttheile intervenirend zu mengen. Es weiß aus seiner eigenen Geschichte, daß die Freiheit nur dort zum kräftigen Baum erstarkt, wo sie als gemeinsamstes Bedürfniß durch eigene Kraft erstrebt und errungen worden, wo sie nicht das unnatürliche Resultat fremder Mithülfe ist.

Seitdem wir im „weißen Hause" zu Washington mit Herrn Fillmore diese unvergeßliche Begegnung gehabt, welche den Stoff zu obigen Zeilen geliefert, ist zwar der Chef der Whigpartei von seiner imponirenden öffentlichen Stellung in's bescheidene Privatverhältniß eines einfachen Bürgers der amerikanischen Republik zurückgetreten, und ein Mann von scheinbar völlig entgegengesetzten Grundsätzen, der Erwählte der Demokratie, hat das Steuerruder des Staates ergriffen. Gleichwohl sind wir überzeugt, daß der Hauptgrundsatz der amerikanischen Politik auch jetzt keine wesentliche Aenderung erleiden werde, daß auch Präsident Pierce treu festhalten wird an Washington's goldenen Vermächtnißsätzen!

Es herrscht überhaupt in Europa ein ganz irriger Begriff von der Bedeutung der politischen Bezeichnungen „Whig" und „Demokrat" in Amerika, und viele deutsche Demokraten mit ihren Weltumdrehungs-Theorieen würden den amerikanischen Demokraten mit seinen Grundsätzen von Freiheit, Recht und Gleichheit voll Unwillen in die Acht erklären.

Diese beiden politischen Parteien unterscheiden sich hier in ihrem Glaubensbekenntniß nur wenig von einander und gehen in fast allen Hauptfragen Hand in Hand *). Wir haben viele Demokraten kennen gelernt, die für den Whigcandidaten stimmten, und ebenso Anhänger der Whigpartei, welche Franklin Pierce ihr Votum gaben.

Eine dritte Partei, die zwar nur langsam, aber desto festeren Boden gewinnt, ist die Partei der Freesoilers oder Liberal Reformers, welche die Freiheit des Bodens, d. h. die unentgeltliche Vertheilung der Congreßländer an wirkliche Ansiedler und die Aufhebung der Sklaverei anstrebt. Dieser Partei, deren Führer die Congreßmitglieder Hale und Walker sind, und deren Grundsätze dem deutschen Ge-

---

*) Die wesentlichsten Punkte, in denen sich die Whigpartei von der demokratischen unterscheidet, sind die Schutzzölle, die Bankfrage und die Theilnahme der Bundesregierung an der Ausführung öffentlicher Bauten u. s. w. (internal improvements). Gleichzeitig findet sich in jeder dieser Parteien eine Schattirung, welche sich mehr oder minder zur Beschränkung der Rechte der Einwanderer (nativists) und zur Aufhebung des Sklaventhums (abolitionists) hinneigt. Auffallend und bemerkenswerth aber ist, daß gerade die Demokraten, unter welcher Bezeichnung man sich in Europa die Partei des freiesten Fortschrittes denkt, am meisten zu Vertheidigern der Sklaverei zählen, indeß die Whigs die wärmsten Anhänger der Negeremancipation sind.

fühle am meisten zusagen, gehört unstreitig die Zukunft der amerikanischen Politik, und von ihr allein sind großartigere Reformen zu erwarten; aber auch sie wird nur mit weiser Allmäligkeit vorwärts schreiten und niemals ganz jene Bahn verlassen, welche die Weisheit Washington's dem Gedeihen und der Stabilität der amerikanischen Republik mit so scharfen unauslöschlichen Zügen vorgezeichnet hat.

Ueberhaupt ist ruhige Besonnenheit eine nicht genug zu rühmende Eigenschaft der amerikanischen Politiker aller Parteischattirungen. Sie macht den Gang der Staatsmaschine stets regelmäßig und sicher; sie schützt vor jener gefährlichen Ueberstürzung, welche so häufig das Grab der Freiheit wird, und wodurch auch der hoffnungsgrüne Keim deutscher Einheit wie durch eine wilde Fluth so rasch wieder im Schlamm erstickte.

Dieser praktische überlegende Geist, welcher den amerikanischen Staatsorganismus durchdringt, äußert zugleich eine ganz eigenthümliche Wirkung auf die gesellschaftliche Entwickelung. Man fühlt allenthalben den segensvollen Einfluß einer leitenden Kraft, ohne daß dieselbe jedoch irgendwie mit den Strebungen des Einzelnen in Conflict geriethe; das ganze Regierungssystem gleicht einer unsichtbaren Macht, die überall hin wohlthätig wirkt, die straft und belohnt, schützt und rächt, und, indem sie jeden Men-

schen unbevormundet seinen Weg gehen läßt, in ihm das Selbstbewußtsein weckt und nährt, ihn bessert und veredelt. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für den günstigen Einfluß des amerikanischen Regierungssystems auf die Gesammtheit seiner Staatsbürger als den gegenwärtigen socialen Zustand der Union. Trotz dem sittlichen Abschaum, trotz der Masse von Verbrechern, Betrügern, Bankerottiers und Schuldenmachern, welche seit Jahrzehnten von Europa nach Amerika flüchteten, um sich der rächenden Hand der Gerechtigkeit zu entziehen, sind die sittlichen und moralischen Verhältnisse in den sklavenemancipirten Staaten der Union besser und befriedigender als in irgend einem Theile Europa's. Und wen wie uns eine ernstere Untersuchung dieses Gegenstandes zur Ueberzeugung gebracht, daß Laster und Verbrechen größtentheils nicht die Ursachen, sondern die Folgen körperlicher Noth und geistiger Verkümmerung sind, der wird leicht auch zugeben, daß eine Regierung, welche durch praktischen Schulunterricht auch den Aermsten im Volke zu einem tüchtigen Bürger heranbilden hilft, welche jedes Streben zur Selbstständigkeit unterstützt und fördert, und unter deren Aegide jeder Arbeitsliebende eine ehrbare Existenz zu finden im Stande ist, nicht nur das Glück und den Wohlstand der Gesellschaft fördert, sondern auch auf deren gefallene Glieder einen verbessernden, heilsamen Einfluß üben muß.

Wir genossen während unserer Anwesenheit in der Capitolstadt auch das Vergnügen, vom Gesandten des preußischen Hofes bei der Regierung zu Washington, Baron Gerold, im Kreise seiner Familie empfangen zu werden. Baron Gerold genießt als Diplomat wie als Mann der Wissenschaft hohes Ansehen und vertritt am würdigsten und kräftigsten deutsches Recht und deutsche Ehre in der Capitolstadt; auch wir fühlen uns gegen diesen hochgeehrten Staatsmann vielfach verpflichtet, bei dem jeder gebildete Deutsche die wohlwollendste und herzlichste Aufnahme findet.

Weit mehr als das „weiße Haus" des Präsidenten geben andere Regierungsbauten der Stadt Washington ein residenzartiges Ansehen. So z. B. ist das Patent office ein höchst großartiges, palastähnliches Gebäude. In seinem Erdgeschosse sind über 18,000 Modelle von Maschinen, Werkzeugen u. s. w. deponirt, auf welche bis zum Jahre 1852 Patente nachgesucht worden sind. Diese Abtheilung zählt 150 Beamte (clerks), 25 Sendboten und Aufseher. Es ist die Hauptaufgabe dieses Amtes, die jährlichen Leistungen auf dem Gebiete der Ackerbaues, der Industrie und des Handels zur allgemeinen Kunde zu bringen und die möglichst ausgedehntesten statistischen Nachweisungen darüber zu liefern. Im oberen Stockwerke hat man eine National-Galerie von allen jenen

Gegenständen anzulegen versucht, welche in was immer für einer Beziehung für die Geschichte Amerika's von Interesse sind. So sieht man daselbst das Original der Unabhängigkeitsurkunde als theuersten Juwel, als den werthvollsten Kio-hi-nur des amerikanischen Volkes unter Glas und Rahmen aufbewahrt; ferner die Presse, auf der Dr. Franklin als Buchdrucker arbeitete; sodann Reliquien von Washington, dessen Uniform, seinen Säbel, seine Feldchatoulle u. s. w. Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung dürfte diese Galerie bald einen großen Werth haben, indem man derselben alle jene werthvollen Sammlungen einverleibt, welche von den verschiedenen auf Staatskosten ausgesandten Expeditionen aus den Indianer-Ländern des Westens sowohl als auch aus Süd- und Central-Amerika mit heimgebracht werden.

Wenn das Gebäude des Patent-Office mit seinen Seitenflügeln vollendet ist, so wird dasselbe noch andere Branchen von öffentlichen Aemtern, wie z. B. das Land office, Census office, Indian affairs office u. s. w. aufnehmen und in seiner Zusammengenommenheit jenen Theil des Staatskörpers constituiren, den man mit europäischer Unterthanszunge „Allergnädigstes Handelsministerium" nennt.

Die meisten der im Patent-Office sowohl als in anderen Staatsämtern angestellten Beamten behalten ihre Stellen nur während der Dauer von vier Jahren

und scheiden gewöhnlich beim Präsidentenwechsel wieder aus dem Staatsdienst, so daß z. B. im verflossenen März 1853, wo der Demokrat Pierce die Präsidentschaft antrat, an 60,000 unter der früheren Whig-Verwaltung ernannte Beamte in Gefahr kamen, aus ihren Anstellungen durch demokratische Günstlinge verdrängt zu werden. Unter dieser Zahl befinden sich allerdings 32,000 Postverwalter, welche noch nebenbei Privatgeschäfte führen. Obwohl ein solches System einerseits keine Bureaukratie aufkommen läßt, so nährt dasselbe doch andererseits Bestechlichkeit und Fahrlässigkeit auf höchst bedenkliche Weise und dürfte allmälig eine Kaste von Unzufriedenen heranbilden, welche mit der Zeit der Freiheit nicht weniger gefährlich werden könnten als die servile Secte des Beamtenthums. Von einer ähnlichen Ahnung scheint auch der neue Präsident durchdrungen zu sein, wenn er in seiner Botschaft ausdrücklich erwähnt, daß bei der Behauptung eines Staatsamtes ausschließlich nur die Tüchtigkeit und Befähigung des Individuums in Anschlag gebracht werden sollte. Zwar ist jede constitutionelle Regierung gezwungen, die Hauptposten ihrer Verwaltung mit politisch Gleichgesinnten zu besetzen, aber weniger nothwendig scheint es uns, selbst die unbedeutendsten, dürftigsten Aemtchen mit Parteianhängern zu füllen. Indeß kommt bei diesem Situationswechsel, der in jedem anderen Welttheil,

jedenfalls große Bestürzung hervorrufen würde, dem Amerikaner seine Flexibilität zu Gute, mit welcher er sich in die verschiedensten Beschäftigungen zu finden versteht. Er ist niemals verlegen um die Zukunft und fühlt sich vielleicht nie behaglicher, als wenn sein Unternehmungstalent durch eine solche Katastrophe neuerdings auf die Probe gestellt wird.

Eine nicht minder prachtvolle Baute als das Patent-Office ist das Postgebäude mit imposanter Colonade aus weißem Marmor. Dasselbe ist drei Stock hoch, 204 Fuß lang und 102 Fuß tief und enthält in jedem Stockwerk siebenundzwanzig Zimmer. Das Personal besteht außer dem General Postmaster aus drei Assistenten, funfzig Unterbeamten und sechs Amtsdienern. Auch hier besteht, wie in London, ein „Dead letter office,“ wohin von allen Theilen der Union alle jene Briefe zurückgeschickt werden, welche aus was immer für einem Grunde nicht an ihre Adressen abgegeben werden konnten. Geschieht nach Verlauf von zwei Monaten keine Reclamation derselben, so werden sie amtlich geöffnet und entweder — wenn eine Entzifferung möglich — dem Schreiber zurückgesandt, oder im Amte selbst verbrannt. Man kann sich eine Vorstellung von dem Briefverkehr in Amerika aus dem Umstande machen, daß während des kurzen Zeitraumes von drei Monaten beim

Generalpostamte zu Washington blos an Briefen, welche nicht an ihre Adresse befördert werden konnten, nahe an eine Million eingelaufen war. Im Ganzen bestehen in dem Gesammtgebiet der Union 32,000 verschiedene Briefpostämter. Im General-Postgebäude bewahrt man auch das Journal, welches Dr. Franklin während seiner Postmeisterschaft in den Jahren 1776 — 79 höchsteigenhändig geführt hat.

Nicht minder imposant an Größe und Baustyl ist das Schatzamt (treasury), in dessen drei Stockwerken zu je funfzig Zimmern sich die Verwaltung der Finanzen, des Krieges, der inneren und äußeren Staatsangelegenheiten theilt.

Die Hauptfront ist 340 Fuß lang, doch wird das ganze Gebäude mit den noch im Bau begriffenen Seitenflügeln eine Länge von 457 Fuß und eine Breite von 170 Fuß einnehmen. Im Schatzamte befindet sich eine wohleingerichtete Bibliothek der bedeutendsten juristischen Werke. Das ganze Personal besteht aus 315 Beamten, 15 Canzleidienern und 12 Aufsehern (watchmen), welche hier, wo keine militärische Behütung der Staatsgebäude üblich, als die einzige Aufsicht während der Nacht verwendet werden. Es wird Vielen komisch klingen, wenn wir jetzt erzählen, daß wir im Kriegsministerium nicht das leiseste Säbelklirren vernahmen, nicht einen einzigen Soldaten unter Waffen fanden und selbst

die wenigen in diesem Departement fungirenden Militärbeamten in einfachen Civilkleidern ihren verschiedenen Obliegenheiten nachkommen sahen.

Ja sogar der Generalissimus der amerikanischen Kriegsmacht, der alte, würdige General Scott, reichte uns in schlichtester Bürgerkleidung seine biedere, von den Strapazen des mexicanischen Krieges noch zitternde Hand, als wir ihm durch ein Congreßmitglied in seinem Amtszimmer vorgestellt wurden. Man könnte General Scott mit seinen kolossalen, aber harmonischen Körperformen, seiner vortrefflichen Haltung, seinem fleischigen Gesicht und dem schmalen kurzgeschnittenen Backenbart noch für einen Mann von mittleren Jahren halten, wenn nicht zuweilen das Muskelzittern seiner Wangen und das unsichere Schwanken seines Kopfes zu Verräthern seines Alters würden.

General Scott war gerade von der Whigconvention zu Baltimore zum Candidaten für die Präsidentschaft gewählt worden, und es schien bei seiner großen Popularität viel Aussicht vorhanden, daß er über seinen völlig unbekannten Mitconcurrenten auch den Endsieg davon tragen werde. Seltsamerweise mußte aber auch Scott, nächst Webster und Clay der volksthümlichste, vielverdienteste Mann der Union, einer noch dunklen Größe das Feld räumen und durch seine politische Niederlage wiederholt den Be-

weis liefern, daß das amerikanische Volk den Präsidentschaftsposten keineswegs blos als Sinecure für Nationalverdienste, so groß diese auch sein mögen, betrachtet.

Die Amerikaner lassen sich bei ihren politischen Wahlen durchaus nicht von Sympathieen, sondern ausschließlich vom Interesse leiten, und da die Nation von Männern wie Webster, Clay und Scott in ihrer Eigenschaft als Diplomaten und Staatsmänner ersprießlichere Vortheile für das Vaterland erwartete als in ihrer Behauptung der Präsidentschaftswürde, so mußten sie, trotz unbestrittener Befähigung und Anwartschaft, einem bisher weit minder verdienstvollen, fast unbekannten Concurrenten unterliegen.

Derselben bescheidenen Einfachheit, welche im Arbeitsgemach des Generals Scott herrschte, begegneten wir auch auf dessen stillem Wohnsitz, als wir einmal das Vergnügen genossen, einen Abend im Kreise seiner Familie zuzubringen. Der General war unendlich redselig, sprach mit viel warmer Erinnerung von seinen Reisen in Europa und schien absichtlich beflissen, in die englische Conversation viele französische Ausdrücke einzuflechten. Es ist dies eine Coquetterie, die wir bei vielen Amerikanern der vornehmen Gesellschaft beobachteten und die uns namentlich dort am wenigsten angepaßt erschien, wo sie, wie z. B. beim alten Senator Thomas Benton, nur eine völ-

lige Unkenntniß der französischen Aussprache beurkundete.

Am Morgen nach unserem Besuch erhielten wir einen Gegenbesuch des Generals Scott in unserem Hotel und wurden von demselben mit einem offenen Brief an die Offiziere der amerikanischen Armee beehrt, der uns später während unserer Reisen unter den Indianerstämmen des Westens von unberechenbarem Vortheil war. So oft wir in jenen unwirthbaren Gegenden bei einem der zahlreich stationirten Militärposten einsprachen und dem Commandanten die Handschrift des „Bruder-Offiziers", wie sich der General in seinem Briefe selbst stylisirte, vorzeigten, öffnete sich sogleich Thür und Herz, und der Freund des Generals ward auch der Freund und Sorgfaltbefohlene des Commandanten.

Noch zwei Staatsanstalten besuchten wir in Washington, welche, obwohl erst in ihrer Entstehung, doch der Wissenschaft bereits erhebliche Dienste leisten. Die erste dieser Anstalten ist das Coast-survey-office, dessen Aufgabe in der Vermessung und topographischen Aufnahme der Küsten, Ströme und Flüsse der amerikanischen Union besteht. Die Pläne werden gewöhnlich nach der Natur, nach einem Maßstabe von 1 zu 10,000 gezeichnet und sodann nach einer Scala wie 1 zu 80,000 auf eine Kupferplatte reducirt. Sowohl die topographische Abtheilung der Anstalt,

als die hydrographische und galvanoplastische leisten gleich Ausgezeichnetes.

Nicht ohne heimlichen Nationalstolz, ein Gefühl, das in der Brust eines Deutschen im Auslande leider nicht oft Veranlassung findet, rege zu werden, sahen wir in der Anstalt gerade zu den kunstvollsten Arbeiten als Zeichner und Graveure Deutsche verwendet*), Bleistifte deutscher Fabrik, von der be-

*) Nicht nur als Staatsangestellte, sondern auch im bürgerlichen Leben der Stadt Washington genießen mehrere Deutsche als Optiker und Mechaniker einen großen Ruf. So gilt Herr Wilhelm Würdemann für einen der ausgezeichnetsten Optiker der Union, und die Bestellungen, welche bei ihm von den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten auf physikalische Instrumente einlangen, übersteigen weit dessen angestrengteste Leistungsfähigkeit. Ein Stahlbarometer, den Würdemann eben nach Maury's Idee angefertigt, wird durch leichtere Tragbarkeit und geringere Zerbrechlichkeit für Höhemessungen von unberechenbarem Vortheile sein. Auch ist Würdemann eben im Begriff, an dem von Vidi in Paris erfundenen Aneroïd-Barometer, der nach dem Princip des Atmosphärendrucks auf ein luftleeres Metallgefäß construirt ist, jene Mißstände zu verbessern, welche dieser Erfindung gegenwärtig noch ein so beschränktes Gebiet der Anwendung einräumen. — Ein anderer hiesiger Deutscher, Professor Salomon, hat das Modell einer Dampfmaschine vollendet, bei welcher flüssige Kohlensäure als wirkende Kraft verwendet werden soll. Nach dessen Angabe wird dieselbe bei einem Hitzegrad von 20° Reaumur eine Spannkraft von 1080 darstellen und dadurch nur den

rühmten Faber'schen Firma, liefern die Zeichnungen, welche auf Papier aus deutscher Fabrik gedruckt werden. Dieses Papier wurde sogar vorzüglicher gefunden als das so vielgerühmte Wattman'sche Erzeugniß aus der Turkey-Papiermühle in Kent in England.

Da die Güte des Papiers einen nicht unbedeutenden Antheil an der Genauigkeit der angefertigten Karten hat, so stellte man mit den verschiedenartigsten Papiergattungen höchst interessante Proben über deren größere und geringere Ausdehnungsfähigkeit an. Zu diesem Behufe wurden in einem der Feuchtigkeit, der Kälte, der Sonne und der Ofenwärme ausgesetzten Zimmerraume mehrere vier Fuß lange Papierstreifen aus Leinwand, Gut-

---

zehnten Theil des bisher von Dampfschiffen gebrauchten Kohlenquantums erheischen. Die Idee der Anwendung flüssiger Kohlensäure als Kraft ist zwar nicht neu, und schon im Jahre 1823 wurden damit von Faraday in London und im Jahre 1837 vom Regierungsrath Ettingshausen in Wien Versuche angestellt. Aber dem deutschen Professor in Washington gebührt das Verdienst der Ausführung derselben im Großen. Wie uns Herr Salomon selbst mittheilte, soll sich eine nach diesem Princip erbaute Maschine bereits beim Mechaniker Everts in Cincinnati in Thätigkeit befinden. Doch will der Erfinder seither noch wichtige Verbesserungen angebracht haben und nächstens das Kind seines Geistes persönlich in die Welt einführen.

taperchа und Canevas genau in derselben Linie und Länge aufgehängt und dieselben am unteren Ende mit einem kleinen Gewicht, das keine andere Bestimmung hatte, als das Papier gerade und glatt zu erhalten, beschwert. — Unter allen diesen Papiergattungen trotzte das deutsche Fabrikat am meisten und längsten dem Einflusse der Atmosphäre und erlitt nach mehrmonatlichen Proben nur eine Expansion von $^{10}/_{100}$ Zoll, während alle anderen Gattungen bald zusammenschrumpften, bald sich ausdehnten, je nachdem dieselben einer wärmeren oder kälteren Temperatur ausgesetzt wurden.

Das Coast-Survey-Office ist auch mit Verfertigung der Maße und Gewichte zum officiellen Gebrauche für das ganze Bereich der Union betraut. Die Theilungsmaschine, mit welcher bei einer Temperatur von 62° Fahrenheit die Gradeintheilung der Waagen u. s. w. vorgenommen wird, ist ein wahres Meisterstück des amerikanischen Erfindungsgeistes, ebenso die „Tide-guage," ein ganz neues Instrument, um das Gesetz der Ebbe und Fluth zu bestimmen. Die verschiedenen uns vorgezeigten großen Waagen sind trotz der Gewichtsmasse, für die sie berechnet, so außerordentlich genau, daß das gewissenhaft sich neigende Zünglein selbst das leichteste Papierstreifchen anzeigt, das eine mißtrauische Hand versuchungsgelüstend auf den beweglichen Grund fallen läßt.

Eine Staatsanstalt, welche unsere Aufmerksamkeit in nicht minderem Maße in Anspruch nahm, ist die erst seit 1846 gegründete National-Sternwarte, welche unter der Oberleitung des Marine-Lieutenants Maury steht. Wir besuchten dieses interessante Observatorium des Nachts, um die verschiedenen Instrumente in Thätigkeit und Anwendung zu sehen. Auch hier erfreute uns der Anblick von mehreren astronomischen Instrumenten, die in Deutschland im Atelier von Ertl in München verfertigt waren. Außerdem besitzt die Anstalt auch einige werthvolle englische und französische Teleskope. Der Elektro-Chronograph von Dr. Locke in Cincinnati ist an und für sich eine höchst schätzenswerthe Invention, aber sie hat für die Wissenschaft noch mehr Bedeutung sowohl durch die Verbesserungen, zu denen sie den Weg bahnte, als durch das, was sie selbst gegenwärtig schon leistet.

Mehr als 8000 Individuen sind in den verschiedensten Himmelsgegenden mit astronomischen und meteorologischen Beobachtungen für das Observatorium zu Washington beschäftigt, und über 1200 Logbücher sind bereits im Archiv des Instituts deponirt, in welchen sich höchst interessante Naturerscheinungen von Schiffskapitänen aufgezeichnet finden, wie solche während ihrer verschiedenen Seereisen wahrgenommen worden sind.

Auch in publicistischer Beziehung hat dieses junge Institut bereits eine schöne Thätigkeit entfaltet. Die von Lieutenant Maury veröffentlichte Karte über Winde und Strömungen des atlantischen Oceans, so wie dessen Karte über die Region der Wallfische (Whale Chart of the World) sind uns von Fachmännern als ganz vortreffliche Beiträge zur Kunde der Navigation und des Wallfischfangs geschildert worden. Die letztere Karte ist neben ihrem wissenschaftlichen Interesse auch dadurch von hohem praktischen Nutzen, daß dieselbe auf Grund von mehr als 1300 Beobachtungen die Regionen anzeigt, in welchen die verschiedenen Wallfische erscheinen, und zugleich die Gränze bestimmt, welche diese für den Handel so wichtige Fischgattung niemals überschreitet.

Zu einer Bibliothek ist zwar der Grund gelegt, doch entbehrt die Anstalt noch gar viele wichtige Hülfswerke, und es wäre höchst wünschenswerth, daß dieses junge strebsame Institut in seinen Leistungen von seinen älteren und reicher dotirten Schwesteranstalten wenigstens durch Zusendung und Austausch der jährlich veröffentlichten Documente mehr als bisher unterstützt würde.

Nachdem wir der Besprechung der hervorragendsten Staats-Institute Washingtons jene Aufmerksamkeit gewidmet, welche ihr Einfluß auf die staatliche und geistige Entwickelung der Union beansprucht,

müssen wir noch eines wissenschaftlichen Etablissements gedenken, das zwar gleichfalls unter der Aegide des Staates steht, jedoch durch seine Gründung wie durch seine Organisation als eine Privatanstalt betrachtet werden muß.

Es ist dies die, durch das Vermächtniß eines Engländers, Namens Smithson, in der humanen Absicht „der Verbreitung des Wissens" gegründete „Smithsonian Institution", und die Umstände ihrer Entstehung sind so seltsam und die Grundsätze, die sie leiten, so schätzenswerth, daß wir nicht umhin können, dem Leser von diesem echten Tempel der Wissenschaft und Humanität das Ausführlichere zu erzählen.

Smithson war der Sohn des ersten Herzogs von Northumberland. Er wurde 1781 an einer Universität graduirt, lebte hierauf in bescheidener Zurückgezogenheit den Wissenschaften und starb 1829 kinderlos in Genua. Mehrere Jahre vor seinem Tode beabsichtigte Smithson der Royal Academy in London sein ganzes Vermögen von circa 100,000 Pfund Sterling unter der Bedingung zu vermachen, daß diese Summe zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet werde und die Stiftung für ewige Zeiten seinen Namen trage. Die königliche Akademie fühlte sich aber viel zu stolz, um sich solche Bedingungen vorschreiben zu

lassen, und schlug das ganze großmüthige Vermächtniß rundweg aus. Smithson trug jetzt mit verwundetem Ehrgeiz diese Schenkung einem anderen Welttheil an und vermachte, obwohl er selbst niemals den atlantischen Ocean überschifft hatte, den Vereinigten Staaten von Nordamerika unter Senatszustimmung sein ganzes großes Vermögen mit der einfachen und doch so inhaltschweren Widmung: „Um Wissen unter den Menschen zu vermehren und zu verbreiten" *).

Dieses Vermächtniß fiel zwar nicht sogleich nach dem Tode des Stifters seiner edlen Bestimmung zu, sondern verblieb noch eine Zeitlang seinem Neffen Henry James Hungerford zur Nutznießung; dieser starb indeß gleichfalls schon im Jahre 1835 zu Pisa, worauf die ganze reiche Erbschaft vom 515,169 Dollars nach Erfüllung gewisser gerichtlicher Förmlichkeiten am 1. Juli 1838 dem Senat der amerikanischen Union zur Erfüllung des humanen Stiftungszweckes überantwortet wurde.

Acht Jahre lang blieb das Kapital fruchtbringend angelegt, ehe man sich über die Art und Weise ver-

---

*) Der betreffende Paragraph im Testamente Smithson's lautet wörtlich: „to found at Washington under the name of the „Smithsonian Institution" an establishment, for the increase and diffusion of knowledge among men."

ständigen konnte, auf welche der Absicht des edlen Stifters am gewissenhaftesten und würdigsten entsprochen werden würde. Endlich im Jahre 1846 schritt man nach reiflichster Ueberlegung zur Organisation des Institutes, und als am 1. Juli desselben Jahres der Bau desselben in Angriff genommen wurde, hatten Kapital und Zinsen bereits eine Höhe von 757,298 Dollars erreicht. Mit der Ausführung und Leitung des Ganzen wurde ein Board of Regents betraut; die jeweiligen höchsten Staatsautoritäten von Washington wurden zu Ex-officio-Mitgliedern des Instituts ernannt. Zur Herstellung der Baulichkeiten bewilligte man zwar 250,000 Dollars; doch sollte die Vollendung des Gebäudes nur in dem Maße fortschreiten, als die Baukosten aus den jährlichen Einnahmen gedeckt werden können. In ökonomischer Beziehung war dies allerdings ein sehr vortheilhafter, klug berechneter Beschluß; derselbe erscheint aber in einem weniger günstigen Lichte, wenn wir die Folgen desselben auf das wissenschaftliche Gedeihen des Institutes näher in's Auge fassen.

Die Anstalt laborirt dadurch seit Jahren unter dem ungünstigen Einflusse eines unfertigen Gebäudes; man war zwar nicht gänzlich unthätig, aber man konnte sich auch nicht entfalten; man hat überall angefangen, aber nirgends vollendet; man hat den rauhen Grund zu einer Bibliothek, zu einem

chemischen Laboratorium, zu einem naturhistorischen Museum gelegt, aber der Fleiß, die Mühe, die Wissenschaft ruhen wohlverpackt in kolossalen Kisten und spiritusgefüllten Blechgefäßen tief unten im finsteren Kellerraume und warten sehnsuchtsvoll des Moments, der sie aus dieser bangen, müßigen Haft erlös't.

Die Anstalt hat zwar, was die Veröffentlichung von Denkschriften anlangt, während der zwei Jahre ihrer Inauguration unstreitig viel Verdienstliches geleistet; sie würde aber ihren Zweck noch weit großartiger erfüllt haben, wenn sie nach Vollendung eines entsprechenden Gebäudes mit ganzen Kräften hätte wirken können, und ihre Schätze, anstatt nutzlos in dunkler Stätte zu ruhen, dem wißbegierigen Menschenauge zum belehrenden Studium erschlossen gewesen wären.

Das Gebäude, dessen Vollendung nach dem einmal angenommenen ökonomischen Princip wohl noch mehrere Jahre in Anspruch nehmen dürfte, wird eine Front von 450 Fuß und eine Tiefe von 140 Fuß bilden und den Charakter des maurischen Baustyls tragen, weil diese Bauweise am leichtesten Anfügungen gestattet, ohne daß dadurch die Harmonie des Ganzen gestört wird.

Die Hauptaufgabe der Anstalt wird darin bestehen, durch Unterstützung geistiger Strebungen und

Veröffentlichung gediegener Schriften Wissen und Aufklärung immer mehr und weiter zu verbreiten. Diesem Grundsatze zufolge wird von derselben alljährlich nach Verhältniß ihrer Einnahmen eine Anzahl von Preisschriften gedruckt, veröffentlicht und an die verschiedenen wissenschaftlichen Institute der Union und des Auslands versandt.

Auf diese Weise hat das Smithson'sche Institut im Jahre 1852 nebst den einheimischen Versendungen 572 Packete ihrer Druckschriften an 362 diverse wissenschaftliche Anstalten in einem Gesammtgewicht von 9885 Pfund und einem Flächenmaße von 263 Quadratfuß nach Europa verschifft.

Von mehr als 300 verschiedenen Stationen erhält das Institut bereits allmonatlich meteorologische Berichte zugeschickt, deren Aufzeichnung meistentheils die Militär- und Marineposten der Vereinigten Staaten besorgen.

Außer dieser publicistischen Thätigkeit wird die Anstalt auch durch ein naturhistorisches Museum, durch eine wohleingerichtete Bibliothek, durch ein chemisches Laboratorium u. s. w. die Absicht ihres Stifters zu erfüllen suchen. Die Bibliothek soll durch Ankauf, durch Tauschsendungen, freiwillige Geschenke und jene Senatverordnung Vermehrung erhalten, laut welcher nur solche in der Union veröffentlichte Werke vor Nachdruck geschützt sind, von welchen bei

deren Erscheinen ein Exemplar in der Bibliothek des Smithson'schen Instituts deponirt worden ist.

In einer späteren Epoche, wenn sich der Wirkungskreis des Instituts noch mehr erweitert und dessen Mittel ausreichender gestaltet haben werden, beabsichtigt man auch die Organisirung einer Buchdruckerei mit allen verwandten Fächern.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß das Smithson'sche Institut zu Washington in nicht ferner Zeit den Centralpunkt aller geistigen Regung in den Vereinigten Staaten bilden und jenen imposanten Wirkungskreis einnehmen wird, zu welchem in Europa die Akademieen der Wissenschaften berufen sind. Seine Mittel, seine Stellung und der Geist, welcher die Männer beseelt, denen seine Leitung anvertraut ist, lassen von demselben die herrlichsten Erfolge für Kunst und Wissenschaft erwarten.

Die Brust des ernsteren Beobachters aber, der sich gern bei jeder Erscheinung auch über deren Wirkung und Vortheile bescheidet, muß beim Besuche des Smithson'schen Institutes, bei der Ueberlegung seines menschheitbeglückenden Zweckes, ein erhebendes Gefühl beschleichen, wenn er dieses Vermächtniß eines edlen geläuterten Geistes mit jenen gläubigen Stiftungen für Convente und Kapellen vergleicht, womit der bigotte Reichthum früherer Jahrhunderte

seine Gewissenscongestionen zu beschwichtigen sich beeiferte.

Wer Aufklärung und Wissenschaft fördern und verbreiten hilft, der fördert und verbreitet gewissermaßen auch Moral und Religion, und der sittliche und religiöse Culminationspunkt der Menschheit wird weit weniger von der Anzahl von Kirchen und Bethäusern abhängig sein, die sich über die weite Erde ausbreiten, als von jenem beseligenden Zeitpunkte, wo sich auf jedem Hügel und in jedem Thale ein Schulhaus erheben, wo es auch dem Schlichtesten im Volke vergönnt sein wird, sich in allen Zweigen menschlichen Wissens unterrichten zu können.

Auch vom Smithson'schen Institute zu Washington widerfuhr uns die Ehre, durch dessen Secretäre, die Professoren Henry und Baird, mit einem Geleitbrief an die Männer der Wissenschaft der Union versehen zu werden, welcher uns in der Folge während unserer langen Reisen im Norden und Westen ein Schlüssel zu vielen interessanten Bekanntschaften und Belehrungen, ein Talisman zur Erlangung vieler wichtiger Documente wurde.

Nirgends mehr als in der Capitolstadt, wo wir von den Autoritäten der Wissenschaft und Politik mit so viel Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden, fühlten wir die schwierige Aufgabe des Schriftstellers, den Ausdruck seiner wärmsten Verpflichtung mit einer strengen Selbstständigkeit seines

Urtheils in Einklang zu bringen, namentlich in Amerika, wo die krankhafte Empfindlichkeit seiner Bewohner jeden ausgesprochenen Tadel, jede hingeworfene Rüge als einen Undank für die genossene Gastfreundschaft zu betrachten geneigt ist. Das aber ist gerade die peinliche, aber ehrenhafte Pflicht des Reiseschriftstellers, daß er die wunden Flecken des staatlichen, wie des socialen Organismus eines Volkes mit kühner, aber gewissenhafter Hand aufdeckt und den Schmerz, den er dadurch vielleicht dem Volksgefühl verursucht, durch Vorschläge von Mitteln und Maßregeln zu ihrer Heilung zu mildern sich bemüht.

Die Auszeichnung und das Entgegenkommen, welche einem wissenschaftlichen Reisenden zu Theil werden, müssen ihn zwar noch mehr aneifern, auf das Treueste und Wahrhaftigste die empfangenen Eindrücke wiederzugeben, um die erlebten Thatsachen zu verzeichnen, aber diese Gastfreundschaft würde sich selbst ihres edelsten Schmuckes berauben, wollte sie Dienste, welche die Humanität unserer Zeit sogar als Pflicht betrachtet, nur mit Weihrauch und Lobgesängen bezahlt wissen! — Und wahrlich, das Volk der Amerikaner hat gerade am wenigsten Ursache, einer aufrichtigen Kritik seiner politischen und socialen Zustände abhold zu sein, bei denen sich das Rühmenswerthe so hoch über das Rügeverdienende erhebt.

Und so mögen denn unsere amerikanischen Leser in den von uns in diesem Werke niedergelegten Ansichten nur den Ausdruck einer Gesinnung erblicken, die es sich zur Ehrenaufgabe gestellt, mit strengster Wahrhaftigkeit die Verhältnisse eines Landes zu schildern, nach dem sich gegenwärtig die freiheitslüsternen Blicke eines ganzen Welttheils wie nach einer neuaufgehenden Sonne richten — und mögen sie aus unserem Tadel noch mehr als aus unserem Lobe die aufrichtigen Sympathieen erkennen, die wir für dieses schöne Staatengebiet und dessen kräftigstes Gedeihen empfinden. S.

X.

Philadelphia.

Es war gerade der vierte Juli, der Jahrestag, an dem vor sechsundsiebzig Jahren in der Stadthalle zu Philadelphia von einer ehrwürdigen Versammlung freiheitbegeisterter Bürger die Acte der Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet und von deren Stufen herab proclamirt wurde, als wir in der freundlichen Hauptstadt Pennsylvaniens ankamen und in einem bescheidenen Boardinghause der Market-Street unser Quartier aufschlugen.

Philadelphia gilt allgemein als eine stille, traurige, steifleinene Quäkerstadt mit pedantisch reinlichen Häusern, aus deren eleganten Fenstern statt heiterer Menschengesichter nur die Langweile in feinlackirten Stiefeln herausgucken soll. Ein Mal im Jahre scheint indeß Philadelphia von diesem traurigen Ansehen eine Ausnahme zu machen, nämlich

am Erinnerungsfeste ihrer Unabhängigkeit, und zwar ist dieselbe an diesem Tage so toll und ausgelassen, als wollte sie sich in dem flüchtigen Zeitraum von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang für ein ganzes langes Jahr des Ernstes austoben. — Millionen Knallkügelchen (crackers) wurden von der übermüthigen Jugend zur Feier der amerikanischen Unabhängigkeit mit einer Verpichtheit auf die harten Pflastersteine geschleudert, als sollte jeder dieser Kracher einen Engländer erschlagen, und in manchen Straßen entluden sich völlige Pelotonfeuer dicht vor den Ohren der arg gequälten Fußgänger. Sogar zarte Hände verschmähten nicht, von der Licenz des Tages Gebrauch zu machen, um Bekannten und Unbekannten eine donnernde Neckerei in's Ohr zu sagen, und gegen Abend, wo das Gewühl und das Gekrache noch zunahm, konnte sich ein Deutscher leicht in eine von ihren eigenen Bewohnern bombardirte Stadt des Heimathlands versetzt glauben.

Diese Knalleffecte werden aus China bezogen, wo dieselben ebenfalls eines der unentbehrlichsten Ingredienzen der dortigen Volksbelustigungen ausmachen sollen. Wieviel alljährlich am 4 Juli im weiten Bereiche der Union von diesen kleinen Krachern verpuffen, geht aus dem Umstand hervor, daß dieselben einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden, obschon hundert Stück nur einen Werth von vier Cents ha-

ben und ihr gesetzlicher Verkauf und Verbrauch sich blos auf den einen einzigen Tag im Jahre beschränkt.

Als es dunkel geworden war, versammelte sich eine unabsehbare Menge am Ende der Marktstraße, wo zum Schluß des Festtages auf Kosten der Stadt ein großartiges Feuerwerk abgebrannt wurde. Die Amerikaner und namentlich die unteren Volksklassen sind in ihren Genüssen so einfach und bescheiden, daß sie die geringste außergewöhnliche Erscheinung in Erstaunen und Bewunderung versetzt, und nur durch diesen unverwöhnten, leicht befriedigten Sinn der Zuseherschaft sind die zahllosen Ah! Ah's! und Oh! Oh's! der Bewunderung erklärbar, die jedesmal die Luft erschütterten, so oft eine einsame Rakete aufzischte und sich hoch oben in buntfarbige Sterne auflös'te, oder ein paar einfache Feuerräder wild schnurrend eine unschöne, gestaltlose Funkenmasse von sich sprühten.

Am Morgen nach diesem lärmenden Freudentaumel, wo in den langen, öden Straßen die alte Ruhe und Langweile wieder ihr Heimathsrecht behauptet hatte, war der Contrast desto augen- und ohrfälliger, und es wundert uns gar nicht, daß wir einem lebensfrohen italienischen Reisenden, der mit uns durch die einsamen Straßen wanderte, erst durch statistische Nachweise darthun mußten, daß Phila-

delphia 411,000 Einwohner zähle, die wirklich alle am Leben sind. Die fürchterliche erdrückende Sommerhitze, für welche Philadelphia und Washington berühmt oder vielmehr berüchtigt sind, und welche eben wieder das Quecksilber in dem Thermometer bis auf 97° sich erheben machte, trug noch mehr dazu bei, daß sich alle Bewohner, welche nicht der Drang momentaner Geschäfte oder die Noth des täglichen Erwerbes auf das heiße Steinpflaster trieb, in die kühlen verfinsterten Räume der 62,000 Steinhäuser zurückzogen, welche sich zwischen dem Schuykill und Delaware erheben und die Stadt Philadelphia bilden.

Viele Bewohner vertauschen auch während des nur für arme Stirnen unabwendbaren Sommerschweißes ihre Stadtresidenzen mit nicht minder eleganten luftigen Landsitzen oder lassen sich von der lieblichen Seebrise anfächeln, die am Cape May das ganze Jahr so wohlig kühl vorüber streicht. Andere ziehen mehr der Mode als der Kühle nach und ennuyiren sich in Saratoga oder in Brandywine-Springs, an deren Branntweinquellen selbst der stricteste Mäßigkeitsapostel schlürfen mag, ohne eines Gelübdebruchs gezeiht werden zu können.

Philadelphia ist eine der regulärsten Städte der Union. Die Straßen, welche mit dem Strom parallel laufen, sind mit Nummern benannt; diejeni-

gen, welche diese durchkreuzen, tragen die Namen von Bäumen, durch deren Bezeichnung William Penn nicht nur der Erinnerung zu Hülfe kommen, sondern auch schon der Jugend die verschiedenen Baumgattungen einprägen wollte, mit welchen die Stadt so schattenlieblich geschmückt ist.

Die große Reinlichkeit der zwischen 60 bis 120 Fuß breiten Straßen wird wesentlich durch die Wassermenge gefördert, welche die großartigen Wasserwerke von Fairmount dem Bedürfniß der Stadt auf so reiche und unkostspielige Weise zuführen. Die Herstellung dieses riesigen Wasserwerks, wodurch jedes einzelne Haus der ganzen Stadt mit frischem Wasser versehen wird, hat zwar einen Kostenbetrag von 400,000 Dollars verursacht, allein die Vortheile, welche dadurch sowohl in Sanitätsbeziehung, wie bei Feuersgefahr erzielt werden, lassen diesen Aufwand als eine der zweckmäßigsten Auslagen erscheinen, welche jemals ein Gemeinderath im Interesse seiner Mitbürger gemacht hat.

Aehnlich den Gasröhren können diese eisernen Wasserschläuche durch alle Bestandtheile eines Hauses geleitet werden und dasselbe auf jede gewünschte Weise mit Wasser versehen. Der Gebrauch einer jeden solchen Leitungsröhre (opening) kostet das ganze Jahr hindurch fünf Dollars. In fast keinem Hause bestehen weniger als zwei, in den meisten

sogar fünf bis sechs Oeffnungen, aus denen nach Belieben das Wasser abgezapft werden kann, wofür durchschnittlich fünfundzwanzig bis dreißig Dollars jährlich an die Fairmount-Wasserleitung entrichtet werden.

Auch die Gasbeleuchtung ist in Philadelphia schon bis in die Privathäuser gedrungen und durch deren allgemeine Verbreitung eine derartige Billigkeit erzielt worden, daß für das Tausend Cubikfuß nicht mehr als ein Dollar neunzig Cents bezahlt werden.

Die bedeutenden Summen, welche der Staat Pennsylvanien im Allgemeinen und die Stadt Philadelphia insbesondere zu gemeinnützigen Zwecken verausgabt hat, führen uns das seltsame Schauspiel vor Augen, in Pennsylvanien einen der verschuldetsten und gleichzeitig einen der gesegnetsten, wohlbegründetsten Staaten der Union zu sehen. Zu Ende des Jahres 1852 belief sich die öffentliche Schuld Pennsylvaniens auf nicht weniger als 40,114,236 Dollars, wofür dieser Staat jährlich 2,015,500 Dollars an Interessen bezahlt. Hingegen erreicht das steuerbare Eigenthum von Pennsylvanien einen Gesammtwerth von 492,898,828 Dollars, der jährlich an Taxen 1,529,757 Dollars entrichtet. Die Anzahl der steuerpflichtigen Einwohner des Staates beträgt 491,977 Seelen.

Die größte Sorge hat Pennsylvanien dem öffentlichen Unterricht zugewendet. Es bestehen im ganzen Staate 9,462 Schulen, in welchen durchschnittlich fünf Monate im Jahre 251,046 männlichen und 209,040 weiblichen Schülern, von 7677 männlichen und 3422 weiblichen Lehrern Unterricht gegeben wird. Der Gehalt der männlichen Lehrer beträgt 18 Dollars 19 Cents und der der weiblichen Lehrer 10 Dollars 91 Cents monatlich. — In sämmtlichen Schulen lernen 12,090 Schüler die deutsche Sprache. Die Unterrichtskosten beliefen sich im Jahre 1851 auf 711,643 Dollars; für Heizung, Zufälligkeiten und Bauherstellungen wurden davon 351,704 Dollars verausgabt.

Die Stadt Philadelphia und Umgebung zählt neben zahlreichen Privatlehranstalten 270 öffentliche Schulen, worunter eine Hochschule. Dieselben werden von 48,056 Schülern, nämlich 24,508 männlichen und 23,848 weiblichen besucht, und in denselben wird von 781 Lehrern (82 männlichen und 699 weiblichen) Unterricht ertheilt.

Von dem segensvollen Einfluß durchdrungen, welchen tüchtige Volksschulen auf die Ruhe, das Gedeihen und die Zukunft eines Staates ausüben, und im vollen Bewußtsein, daß die Vorzüglichkeit der amerikanischen Säcularschulen den Hauptschlüssel zu jenem wunderbaren Aufschwung giebt, welchen die

Union in den letzten dreißig Jahren genommen, haben wir dem amerikanischen Schulwesen die größte Aufmerksamkeit zugewendet, und indem wir uns vorbehalten, unsere Erfahrungen hierüber in einer besonderen Schrift der Oeffentlichkeit zu übergeben, wollen wir hier nur noch eines Besuches der Hochschule von Philadelphia gedenken, den uns die Zuvorkommenheit ihres Propstes Dr. Hart doppelt interessant und belehrend machte.

Die Schüler waren gerade zur halbjährigen Prüfung versammelt und eben im Begriff, sich der Lösung der ihnen schriftlich gegebenen Fragen und Aufgaben zu unterziehen. Die Lehrgegenstände, welche im Laufe eines Semesters in dieser Hochschule, für deren Besuch ein Alter von mindestens fünfzehn Jahren Bedingung ist, vorgetragen werden, sind englische und allgemeine Geschichte, englische Literatur, Algebra, Geometrie, Elementar-Astronomie, Chemie, Physiologie, Anatomie und populäre Medicin. Was das Sprachstudium betrifft, so bleibt es seltsamerweise der Vorliebe des Schülers überlassen, entweder Lateinisch und Griechisch, oder Spanisch und Deutsch zu lernen! — Welche classische Alternative!

Unter den Schulbüchern, die sämmtlich auf die Erlangung praktischen Wissens abzielen, fiel uns besonders eine populäre Darstellung der amerikanischen Verfassung auf, welche sich als Schulbuch in sämmt-

lichen höheren Unterrichtsanstalten (grammar schools) der Union in Gebrauch befindet und gleichsam eine andere Bibel, die Bibel der Freiheit, ist! Durch dieses Lehrbuch wird schon der Knabe über den Zweck, die Absicht und die Vortheile des politischen Staatsorganismus, über die Zusammenstellung der beiden gesetzgebenden Körper, über die Ursache der Beschränkung gewisser legislativer Rechte u. s. w. belehrt und dadurch schon in der empfänglichen Kinderbrust der Keim zu jener heiligen Gesetzachtung gelegt, welcher im reifen Mannesalter so herrliche Früchte bringt.

Die meisten Schüler entledigten sich ihrer Aufgaben mit großer Gewandtheit; man sah, daß sie sich des Gelernten völlig bewußt waren, daß das Gelehrte nicht unverdaut blieb, sondern als erworbene Kraft in ihr Fleisch und Blut überging. Wenn sich ein Schüler am Ende seiner Lehrjahre berufen glaubt, Andere zu unterrichten, so muß sich derselbe einem besonderen Examen unterziehen, und hierbei sind nebst der Berücksichtigung seiner Moral und seines Fleißes besonders drei Punkte für dessen Befähigung zum Lehramte ausschlaggebend: zuerst seine Kenntniß der Gegenstände, welche er zu lehren beabsichtigt, sodann die Fähigkeit, sein eigenes Wissen Anderen mitzutheilen, endlich seine allgemeine literarische Bildung.

In vielen unteren Schulen wird das Lehramt

durch weibliche Lehrer versehen, ein System, das nebst der vorzüglichsten Befähigung des geduldigen Frauengemüths für Kinderunterricht auch noch den Vortheil der minderen Kostspieligkeit für sich hat. Sowohl die weiblichen als die männlichen Lehrer werden von einer speciellen Prüfungscommission ernannt.

Auch in Philadelphia besteht wie in den anderen Städten der Union das System der Sonntagsschulen, in welchen theils durch Prediger, theils durch freiwillig sich meldende moralische Mitglieder der Gemeinde jeden Sabbath zwei Mal, des Morgens und des Nachmittags, die Bibel und der Katechismus gelehrt werden. Während in den gewöhnlichen Unterrichtsklassen funfzig Schüler auf einen Lehrer kommen, verhält sich die Zahl der Sonntagsschüler zum Unterrichtenden wie 5 zu 1, und fast neun Zehntel der täglichen Schulbesucher nehmen auch an diesen christlichen Sonntagsübungen Theil.

Die sämmtlichen Schulen werden theils durch Taxen, theils durch Staatsbeiträge erhalten und sind für alle Besucher frei; und die große Bedeutung des allgemeinen Schulunterrichts ist so tief in's öffentliche Bewußtsein übergegangen, daß stets mit der wohlwollendsten Municicenz für die Unterstützung jener Bewahranstalten der Freiheit Sorge getragen wird.

Als ein Ausfluß dieses Bewußtseins mag auch das Girard-College betrachtet werden, das, ein prachtvolles Ruhmdenkmal seines Gründers, zur Aufnahme und Erziehung von fünfhundert Waisenkindern bestimmt ist. Da man in Amerika so häufig die großen Vortheile herausheben hört, welche den einwandernden Fremden in diesem Lande der Freiheit und des gleichen Rechtes zu Theil werden, und nur höchst selten der vielfachen Verdienste gedacht wird, welche sich die europäische Emigration im Allgemeinen und die deutsche insbesondere um Amerika erworben, so können wir hier nicht die Bemerkung unterdrücken, daß gerade die drei großartigsten, humansten Anstalten der Union der Großmuth von Ausländern ihre Entstehung verdanken. Und wir verzeichnen diesen Umstand mit um so behaglicherer Genugthuung, als sich unter dieser edlen Zahl „drei" auch ein Deutscher befindet.

Diese drei imposanten Monumente philanthropischer Fremder sind Jakob Astor's Volksbibliothek in New-York, die größte Büchersammlung Amerika's, Smithson's Institut „zur Verbreitung des Wissens unter den Menschen" in Washington und Stephan Girard's Waisenasyl in Philadelphia*).

---

*) Während unseres Aufenthalts an dem Wunderfall des Niagara starb im Dorfe — denn man stirbt auch am

Nächst der glänzenden Pracht, mit welcher sich diese drei Humanitäts-Institute erheben, ist es die Besonderheit des Planes, welche namentlich bei den zwei letzten in's Auge sticht.

Stephan Girard war als armer Seemann zu Ende des vorigen Jahrhunderts vom südlichen Frankreich nach New-Orleans gekommen und hatte sich im Verkehr mit den Indianern des westlichen Missisippi und durch glückliche Handelsspeculationen mit Europa bald ein ansehnliches Vermögen erworben. Große Sparsamkeit, kluge Berechnungen, Ankauf handelsgünstig gelegener Ländereien, vortheilhafte Geldanlage und die Gunst der Zeitverhältnisse vermehrten sein Besitzthum in so reichem Maße, daß Stephan Girard, der „mariner and merchant", wie er sich selbst in seiner letztwilligen Anordnung nennt, als er im December 1831 zu Philadelphia einsam und kinderlos starb, ein Vermögen von nahe an acht Millionen Dollars hinterließ.

Niagara — dessen reichster Bürger, M. Delvaux, ein eingewanderter Engländer. Derselbe widmete 100,000 Dollars zur Gründung eines Waisenasyls, das auf seinem Grundstücke zwei Meilen vom Dorfe Niagara erbaut werden und unter der Controle der Episcopalkirche stehen soll. Das Testament enthält zugleich die seltsame Clausel, daß, wenn der Wille des Testators nicht innerhalb fünf Jahren seine Ausführung erhält, das Vermächtniß einem anderen Zweck anheim fällt.

Mit Ausnahme von mehreren im Verhältniß zur Kolossalität der Hinterlassenschaft geringfügigen Legaten widmete Girard den größten Theil seines Reichthums der Förderung humaner, wohlthätiger, gemeinnütziger Zwecke. Der Stadt Philadelphia, wo Girard den größten Theil seines Lebens zubrachte und das bedeutendste Besitzthum erwarb, gedachte er am großmüthigsten.

Auf einem großen Flächenraum erhebt sich das nach dem Plane der Madeleinekirche zu Paris erbaute Waisenasyl. Die Fürstlichkeit des zwei Millionen Dollars übersteigenden Vermächtnisses scheint Directoren und Architekten die Augen geblendet und der Ausführung des Baues eine Großartigkeit gegeben zu haben, wie sie nach den uns vorliegenden Documenten keineswegs in der Absicht des Gründers lag.

Die Menschen mitempfinden so selten, daß der Zweck, den ein Wohlthäter der Menschheit bei der Gründung einer Humanitätsanstalt vor Augen hat, seinem Herzen die befriedigendste Genugthuung giebt, nicht der äußerliche Glanz und Schimmer, mit welchem man die Ausführung seines Planes umgiebt. Und so imposant auch der erste Eindruck sein mag, den Girard's College als majestätisches Baudenkmal durch seine verschwenderische, harmonische Pracht in Anlage und Vollendung auf den Besucher hervor-

bringt, so wird dieses Gefühl doch bald durch den ernsteren Gedanken getrübt, daß jede dieser kostbaren Riesencolonnen den versteinerten Seufzer einer armen Waise vorstellt, welche diese marmorne Prachtverschwendung von der Theilnahme an den Segnungen dieses Instituts ausschließt.

Das Asyl besteht aus drei kolossalen Gebäuden, wovon das mittelste und kolossalste zum Unterricht, die beiden Seitenbauten zu Schlafstellen, Speisesälen, Badezimmern u. s. w. dienen. Dasselbe ist seit dem Jahre 1848 eröffnet und gegenwärtig für die Aufnahme von 308 männlichen Waisen eingerichtet. Die jungen Bewohner treten gewöhnlich mit sechs Jahren in die Anstalt und verbleiben daselbst bis zu ihrem achtzehnten Jahre. Der Erziehungsplan, welcher im Institut verfolgt wird, ist durch Girard's letzten Willen scharf vorgezeichnet. Die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse, in denen sich diejenigen Wesen befinden, welche die Gunst der Anstalt ansprechen, ließ dem Gründer eine einfache praktische Erziehung am erwünschtesten erscheinen; und da sich der Hauptwirkungskreis den Zöglingen muthmaßlich zum größten Theile auf dem Gebiete der Industrie eröffnet, so wird in Girard's College auf die Verbreitung alles praktischen Wissens die Hauptsorgfalt verwendet. Classische Erziehung bleibt in der Regel ausgeschlossen; doch verhindert dies keineswegs,

daß ganz besonders befähigte Naturen auch diesen Segen des Unterrichts genießen und in der Anstalt zugleich die gediegenste Universitätsbildung erhalten.

Das Bemerkenswertheste an den leitenden Grundsätzen des Instituts und was demselben viel Feindseligkeiten und sogar einen Gerichtsproceß zuzog, ist der dictatorische Ausspruch des Gründers, wonach nicht nur jeder Religionsunterricht von den Lehrgegenständen des Collegiums, sondern sogar jeder Geistliche, was immer für einer Glaubenssecte derselbe auch angehören möge, von dem Besuche des Waisenhauses, von der Betretung seines Grundbesitzes ausgeschlossen bleiben soll*).

Diese harte Verordnung verliert indeß ihren kirchenfeindlichen Anschein, wenn man aus der Nachschrift des Testators die humanen Beweggründe vernimmt, welche ihn zu diesem Geistlichkeitsausschluß veranlaßten. Girard wollte nämlich in einem Lande, wo das Sectenwesen und Proselytenmachen so ge-

*) Der bezügliche Testamentsparagraph lautet im Original wörtlich: „Secondly I enjoin and require that no ecclesiastic, missionary, or minister of any sect whatsoever, shall ever hold or exercise any station or duty whatever in the said college; nor shall any such person ever be admitted for any purpose, or as a visiter, within the premises appropriated to the purpose of said college.“

waltsam um sich greift, das Herz der Waisen vor dem Einfluß sectirischer Machinationen schützen, er wollte die zarten verlassenen Seelen, bei denen die waltende Hand der Anstalt gleichsam Elternstelle vertritt, durch allgemeine moralische Grundsätze ohne geistliche Dazwischenkunft auf jenen Lebensmoment vorbereiten, wo sie Herz und Geistesbildung zur freien Wahl ihres Glaubensbekenntnisses befähigen. — Jedoch werden die Zöglinge von den Lehrern des Instituts in der sittlichen Weisheit der heiligen Schrift unterrichtet und diese geistige Reliquie als Grundgesetz des moralischen Erziehungssystems der Anstalt betrachtet. Die Kinder sollen außerdem, wie es in einem erläuternden Paragraph des Testaments heißt, „in den reinsten Grundsätzen der Moralität unterrichtet werden, damit sie bei ihrem Scheiden aus der Anstalt durch Neigung und Gewohnheit mit einem warmen Wohlwollen für ihre Mitmenschen, mit einer tief wurzelnden Liebe zur Wahrheit, zur Mäßigkeit und Arbeit hinaus in das öffentliche Leben treten."

Der unparteiische Besucher der Anstalt, welcher dieselbe nicht mit religiös befangenem Sinne betritt, wird dem materiellen Wohlbehagen und der intelligenten Entwickelung seiner jungen Insassen gewiß die würdigste Anerkennung nicht vorenthalten können. Und vielleicht dürfte in einer späteren Epoche Girard's

College, dessen praktisches Erziehungssystem der Union gewiß viele strebsam-tüchtige sittliche Bürger heranbilden wird, den thatsächlichen Beweis liefern, daß sich wahre Religion, daß sich die Entwickelung moralischer, streng christlicher Grundsätze recht gut mit dem Ausschluß alles kirchlichen Kastenwesens verträgt.

Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Instituten, welche Philadelphia nicht minder schmücken, als die Städte Italiens die Menge ihrer prachtvollen Basiliken und Madonnen-Kirchen, sind es besonders das naturwissenschaftliche Institut, die philosophische Gesellschaft und das Franklin-Institut, welche für die Verbreitung des Wissens die regste Thätigkeit entfalten und sich die meisten Verdienste erwerben.

Dieselben besitzen alle mehr oder weniger großartige naturhistorische Museen und Bibliotheken, welche zur freien Volksbenutzung stehen, und die populären Vorträge, welche zeitweilig in den geräumigen Lesehallen von berufenen Sachmännern über Chemie, Mechanik, Nationalökonomie und Naturwissenschaften gehalten werden, haben den nachhaltigsten Eindruck auf die Bildung der Volksklassen.

Die würdigste Pflege wird der Wissenschaft durch die Academy of natural sciences zu Theil, welche die ausgezeichnetsten Naturforscher, Gelehrten und Aerzte zu Mitgliedern zählt und die verschiedenen Gebiete der Forschung alljährlich durch die Veröffent-

lichung werthvoller Documente bereichert. Doppelt schätzenswerth erscheint das Gebahren dieses Instituts, wenn man in Erwägung zieht, daß dasselbe in seinen Bestrebungen und Leistungen auf die bescheidenen Jahresbeiträge von ungefähr 150 Mitgliedern und die Vergrößerung seines Museums und seiner Bibliothek zumeist auf die wohlwollende Großmuth von Gelehrten und Mäcenen angewiesen ist.

Die ersten Elemente der Organisation dieser Gesellschaft müssen bis in das Jahr 1812 zurückverfolgt werden, wo sich an einem rauhen Januarabend in der Wohnung eines wissenseifrigen Apothekers, des jungen John Speakman, sechs strebsame Männer zusammenfanden, um eine „verständige Verwendung ihrer Mußestunden zu berathen." Unter diesen befand sich Dr. Troost, der später so berühmt gewordene Mineralog, der Freund des Exkönigs Louis Napoleon von Holland, der Uebersetzer von Humboldt's Ansichten der Natur in's Holländische. Eine offene Discussion brachte ihnen bald die Art und Weise klar vor Augen, auf welche sie den Wunsch und die Bedürfnisse ihres Geistes am besten fördern konnten, und schon in den nächsten Wochen entstand ein Freundschaftsverband zur Pflege der Naturwissenschaften, der alle nationalen, religiösen und politischen Fragen um so mehr aus seiner Discussion verbannte, als er dadurch am sichersten seine Absichten

zu erreichen und durch Beitritt von Gleichgesinnten sich desto kräftiger zu gestalten hoffte.

Was das beharrliche Verfolgen eines Zweckes vermag, sehen wir in den Resultaten des stillen Zusammenfindens sechs wissensbegeisterter Männer nach einem für wissenschaftliche Leistungen nur flüchtigen Zeitraume von vierzig Jahren.

Das naturhistorische Museum enthält zwar werthvolle Collectionen aus allen Departements der Schöpfung, aber dessen größter scientifischer Reichthum besteht in seinem mineralogischen und paläontologischen Cabinet und in Dr. Morton's kraniologischer Sammlung von 918 Menschenschädeln, auf deren eifriges Studium das interessante ethnologische Werk des Dr. Morton, seine vortreffliche „Crania Americana," basirt ist. — Die Bibliothek enthält nahe an 14,000 Bände, von denen 4000 Bände Naturwissenschaften behandeln.

Seit ihrer Gründung sind stets die ausgezeichnetsten Männer der Zeit, wie Dr. Wilson, Troost, Maclure, Say, Audubon und Andere, ihre eifrigsten Förderer gewesen, und einheimische wie fremde Mitglieder haben durch die freie Ueberlassung chemischer Apparate, ausgezeichneter physikalischer Instrumente, Zusendung und Austausch von Werken u. s. w. ihre Sympathie für das Gedeihen der Anstalt auf die ehrendste Weise bethätigt.

Gleichwohl ist das Institut bisher von der öffentlichen Theilnahme weniger begünstigt worden, als es durch die gewaltigen Anstrengungen und die edle Aufopferung, mit denen es sich durch alle Zeitungunst der letzten vierzig Jahre behauptet, verdient, und es ist daher fast ausschließlich dem unermüdlichen Eifer weniger Hunderte in allen Theilen des Globus zerstreuter gelehrter Forscher zuzuschreiben, wenn die Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia eine so hervorragende Stelle einnimmt.

Und hier, wo wir auf dem Felde der Wissenschaft schweifen, sei uns noch einer kurzen Denkschrift zu erwähnen gestattet, welche Dr. P. A. Browne in Philadelphia soeben über die Classification des Menschengeschlechts nach Kopfhaaren veröffentlicht hat. Dr. Browne hat mit einem jedenfalls schätzenswerthen Fleiß und einer unermüdeten Ausdauer zahllose Kopfhaare der verschiedenen Menschenracen gesammelt und dieselben zum Gegenstand der ernstesten Untersuchung gemacht. Wir fühlen weder Beruf, noch Muße, uns in Speculationen über ein System zu verlieren, bei dem es sich thatsächlich nur um ein Haar handelt; aber es schien uns gleichwohl Pflicht, von einer mit so viel Liebe und Wissenschaft angestellten Untersuchung Akt zu nehmen.

Da wir den Leser in der Betrachtung der Herrlichkeiten Philadelphia's nicht nach riesig sich wölben=

den Domen, nach bewunderungswerthen Kunstgalerieen, imposanten Schaumalen oder reizenden Parkanlagen zu geleiten vermögen, so mag er dafür im Besuche der großartigen Tempel der Humanität einigen Ersatz finden, mit denen die ernste Quäkerstadt allein so überreich gesegnet erscheint. Denn es ist eine seltsame Wahrnehmung, daß die so fromme, gottesfürchtige und reiche Gemeinde der Hauptstadt Pennsylvaniens nicht ein einziges großartiges, architektonisch imposantes, in die Augen stechendes Kirchenmonument besitzt, daß es nur ganz simple Hallen mit glatten weißen Wänden sind, in denen sich die christlichen Gemeinden Philadelphia's zur Gottesverehrung versammeln, schmucklose unansehnliche leere Räume, in denen es ein guter, an die Gesellschaft vergoldeter Heiligenfiguren gewöhnter Katholik nicht einmal zu einem anständigen Ave Maria bringen würde. Ja an den Versammlungshäusern der doch so frommen Quäker fehlt sogar am Dachgiebel das blanke schimmernde Kreuz, wohl in Erinnerung des Wahlspruchs ihres Gründers, des Gründers des blühenden Gartens Pennsylvanien: „no cross, no crown!“

Wenn das Armenasyl und Hospital zu Philadelphia (alms-house) den Humanitätsanstalten auf Blackwell-Island auch an Flächenraum nachsteht, so übertrifft es dieselben doch weit an Pracht und Ko-

lossalität der Gebäude. Selbst die englische Schriftstellerin Miß Martineau, diese Philanthropin vom reinsten Wasser, war beim Besuche dieser Armenanstalt so sehr überrascht von dem Luxus der Bauart, daß sie dieselbe einen „Palast der Paupers" nannte. Die Amerikaner fühlen sich indeß keineswegs durch diesen Tadel betroffen, vielmehr erzählen Aerzte und Leiter der Anstalt den besuchenden Fremden mit Vorliebe diesen Vorfall und bilden sich sogar etwas darauf ein, daß bei ihnen zu Hause, das heißt, in Amerika, die Paupers in einem Gebäude wohnen, dessen Pracht selbst eine englische Philanthropin überraschte, und das „auf der anderen Seite" nur die Reichsten und Vornehmsten des Landes unter seinen eleganten Säulengängen beherbergt.

Aber diese äußere Pracht kann nicht die Noth und die Körpergebrechen Derjenigen mildern, welche unter diesem riesenhaft sich wölbenden Säulendache ein Asyl suchen. Dieselbe contrastirt zu schroff mit ihrem inneren Unglück; es läßt sie nur noch schmerzlicher empfinden, daß alles Gemach, alle Eleganz und aller äußerer Reichthum nicht ersetzen kann den einen und einzigen Reichthum — die Gesundheit.

Die Gesammtheit der Bauten, des Armenhauses, Hospitals, Irrenasyls und Findlingshauses, kann ungefähr 3000 Bewohner fassen, von denen 650 allein in

den Spitalräumen untergebracht werden können. Die Abtheilung für Irrsinnige ist der am wenigsten nach den Fortschritten der Heilwissenschaft geleitete Theil der Anstalt. Man bedient sich daselbst noch immer des Anschnallens der Handschellen und der finsteren Absperrung als Strafen für tobende Patienten. In den Irrenhäusern von Paris sahen wir schon vor vielen Jahren tobende Irrsinnige, mehr in der Absicht, sie unschädlich zu machen, als sie für eine unzurechnungsfähige Handlung zu bestrafen, nackt in eine lichte Zelle sperren, deren Wände gleich der Decke und dem Boden wohl ausgepolstert waren, so daß sich die Tobenden nicht das geringste Leidwesen zufügen konnten, ohne deswegen außer der brennenden Qual eines verwirrten Sinnes noch den Schmerz eiserner Handschellen oder straffer Angürtung erdulden zu müssen. Auch hier ist das kalte Wasser ausschließlich nur zur Züchtigung in Anwendung. Sind unter solchen Verhältnissen die Heilresultate nur wenig erfreulich, so muß dies viel mehr auf Rechnung der beobachteten Behandlungsmethode geschrieben, als, wie man sich in der Anstalt beschwichtigt, der Incurabilität der Kranken zur Last gelegt werden. Bei unserem Besuch befanden sich 134 männliche und 215 weibliche Irrsinnige in Behandlung. — Die Aufnahme in die Findlingsanstalt sowohl, als die Verpflegung der Säuglinge geschieht unentgeltlich; jedoch

für den Fall, daß der Vater eines Kindes bekannt ist, muß derselbe während der Dauer von sieben Jahren wöchentlich 62 Cents an das Institut entrichten, wofür dem Kinde die vollkommenste Pflege und Elementar-Erziehung zu Theil wird.

Am behaglichsten dürften sich in diesem Pauper-Palaste die eigentlichen Paupers, die arbeitsunfähigen und altersgebrechlichen Armen der Stadt Philadelphia, fühlen, welche sich in räumlichen, wohnlichen Zimmern bewegen und sogar einen recht zierlichen Garten zur Promenade und Cultur eingeräumt besitzen. Wir sahen daselbst eine 105jährige Matrone, welche durch die Last der Jahre zwar an das Zimmer gefesselt war, aber sich noch so wohlig und geschwätzig im sanften Wiegenstuhl schaukelte, als fühle sie sich wieder Kind geworden und fange nochmals ein neues junges Leben an! Welch ein schrecklicher Gedanke für die ökonomische Verwaltung des Armeninstituts! — —

Außer diesem großartigen Asyl der Armuth befinden sich in Philadelphia noch verschiedene kleinere Anstalten zur Aufnahme von Kranken und Hülflosen, wie z. B. das Stadtspital, welches ausschließlich durch Privatunterstützung erhalten wird und 250 Krankenbetten nebst einer Bibliothek von mehr als 10,000 Bänden enthält; ferner Dr. Kirkright's Irrenasyl, für 236 Patienten eingerichtet, das seiner

praktischen Einrichtungen wegen den besten derartigen Anstalten Amerika's an die Seite gestellt zu werden verdient; desgleichen ein Taubstummen-Institut für 150 Kinder unter einer vortrefflichen Leitung; ein Rettungshaus für verwahrlos'te Kinder u. s. w. Eine Abtheilung dieser letzteren Anstalt, diejenige nämlich, welche zur Aufnahme unterstandsloser „Negerkinder" bestimmt ist, dürfte schon aus dem Grunde eine ausführlichere Erwähnung entschuldigen, weil deren Resultate die vielfach angefochtene Ansicht wohlwollender Menschenfreunde, daß auch die äthiopische Race eines höheren Bildungsgrades und der Erlangung industrieller Fertigkeiten fähig sei, zum thatsächlichen Beweis erheben. Wir sehen hier 124 farbige Kinder, nämlich 91 Knaben und 33 Mädchen, sowohl in allgemeinen Lehrgegenständen, als auch in verschiedenen Industriezweigen unterrichtet. Lernen wechselt mit Handarbeit, und dazwischen ist alle zwei bis drei Stunden eine Erholung von zehn Minuten. Alle Kinder haben ein vortreffliches gesundes Aussehen, und ihre Kenntnisse, ihre industrielle Gewandtheit, ihre moralischen Gefühle prägen sich in der Intelligenz ihrer Züge aus, die sich in gar vortheilhafter Weise von dem verthierten Aussehen der absichtlich entmenschten Negersklaven des Südens unterscheiden.

Die Mittheilungen der Lehrer über die Auf-

fassungsfähigkeit und die Fortschritte der Zöglinge sind um so befriedigender und tröstlicher, wenn man berücksichtigt, daß auf deren geistiger Entwickelung nebst dem Fluch der Farbe auch der Druck der Armuth und des Unglücks lastete. Und es ist wirklich rührend, die dem Report an die Staatsverwaltung beigefügten Zeilen des Dankes und der Liebe zu lesen, welche ausgetretene Zöglinge an den Vorstand der Anstalt sowohl als an ihre früheren Lehrer richteten und die wohl gegen alle Inferioritätsanklagen schwarzherziger Sklavenzüchter das schlagendste Zeugniß geben, daß auch unter der dunklen Negerhaut eine lichte Seele wohnt.

In der Nähe des House of refuge breitet sich über zehn Acres Flächenraum das State Penitentiary (Staats-Gefangenhaus), dessen Einrichtung eine gewisse Weltberühmtheit erlangt hat und zu großen Reformen im Gefängnißwesen Veranlassung gab. Dasselbe ist nach dem sogenannten pennsylvanischen System gebaut und beabsichtigt die sittliche Besserung der Gefangenen durch einsame Absperrung.

Die ganze Anstalt ist zwar rings herum mit hohen fensterlosen Mauern und vielen eisernen Zuthaten vor Ausbruch und Ueberfall wohl geschützt, aber dennoch muß es beim Eintritte in dasselbe auffallen, an der schwerfälligen, nur allmälig sich öffnenden Eisenpforte blos einem einzigen Wächter zu

begegnen, und selbst dieser unter Belästigung eines Stelzfußes nur langsam daherhinkend! O du liebes, gutes amerikanisches Vertrauen, das sich bis in die schaurig schnarrenden Thürangeln der Gefängnißpforte verliert, wo doch in der ganzen übrigen Welt Treu und Glauben ein Ende hat! — Das sämmtliche Dienstpersonal besteht nur aus 22 Aufsehern und Wärtern, welche über 500 Gefängnißzellen und deren unglückliche Bewohner Wache und Ordnung halten.

Mit freundlicher Zuvorkommenheit zeigte uns Herr Halloway, welcher seit 22 Jahren dieser Staatsanstalt theils in der Eigenschaft eines Beamten, theils als Vorstand dient, persönlich die ganze Anstalt in allen ihrer Einzelheiten und gab außerdem die geeigneten Befehle, damit uns nach Belieben jede Zelle geöffnet und der völlig freie Verkehr mit den Gefangenen ohne Beisein eines Beamten gestattet werde.

Bei unserem Besuche im Monat Juli 1852 befanden sich 284 männliche und 18 weibliche Züchtlinge in einer Durchschnittsstrafzeit von fünf Jahren im Gefängniß. Unter diesen 302 Gesammtgefangenen waren 34 deutsche und 32 irländische Einwanderer. Jeder Sträfling, der nach Richterspruch die Schwelle dieser Sühnungsbaute des Verbrechens überschreitet, erhält eine mit der Zahl der im Laufe eines

Jahres eingetretenen Züchtlinge correspondirende Nummer und wird sofort von zwei Wärtern mit verhülltem Gesichte nach dem Badezimmer geführt, wo demselben nach genommenem Reinigungsbade Gefängnißkleider angelegt werden. Hierauf tritt er in die einsame Zelle, um sie (mit Ausnahme des zeitweiligen Badebesuches) erst am Ende seiner Strafdauer wieder zu verlassen.

Die peinliche Abgeschiedenheit dieser Haft wird gemildert durch Beschäftigung und die abwechselnden Besuche der Aufseher, des Arztes, des Geistlichen, des Directors und menschenfreundlicher Bewohner Philadelphia's. Wir ließen uns zunächst die Zellen unserer deutschen gefallenen Brüder öffnen und suchten durch Töne aus der Heimath wenigstens einen flüchtigen Sonnenblick in die Nacht ihrer Gefangenschaft scheinen zu lassen. Was uns gleich von vornherein auffiel, war der seltsame, unerklärliche Umstand, daß die meisten deutschen Bewohner des Gefängnisses nicht gerade wegen schwerer Verbrechen, sondern größtentheils wegen Pferdediebstahls in Haft saßen. Es klang wie eine Manie, eine Anzahl von zwanzig Gefangenen immer wieder dieses in Amerika so strenge geahndeten Verbrechens halber in so peinlicher Haft zu sehen. Man sieht, wie es den armen Deutschen auch in Amerika ergeht, wenn es ihnen einmal einfällt, sich auf's Roß zu schwingen.

In Berücksichtigung dieses eigenthümlichen Umstandes läßt auch der humane Director diesen unglücklichen Inhaftirten jede mögliche, mit den Grundsätzen der Anstalt verträgliche Strafmilderung zu Theil werden, und alle von uns besuchten Gefangenen sprachen sich mit gleicher Verpflichtung über die humane Behandlung des Vorstandes sowohl wie des Verwaltungspersonals aus.

Einen flüchtigen Blick in diese Schauerstätten des Unglücks können wir dem Leser nicht vorenthalten, und wir wählen dazu aus der großen Zahl der besuchten Gefangenen jene zwei Zellen, welche uns die meisten und interessantesten psychologischen Beobachtungen darboten.

In der ersten dieser Zellen begegneten wir einem Deutschen aus Rheinhessen, einem kräftigen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren, den ebenfalls Pferdediebstahl zwei lange Jahre in diesen engen dumpfen Raum bannte. Er sah unendlich bleich aus und schien tief bewegt, als er sich in den Lauten seiner Kindheit ansprechen hörte. Vielleicht mahnten ihn dieselben an seine damalige Unschuld und an den schönen Rhein und die frische, freie Luft seiner Berge!

Wir unterhielten uns lange mit ihm über seinen gegenwärtigen Zustand, riethen ihm, durch anhaltenden Fleiß, durch Handarbeit, Lesen und Schrei-

ben sich die Einsamkeit weniger fühlbar zu machen, und verwiesen ihn mit seinem Kummer, wie dies gewöhnlich geschieht, wenn der Mensch selbst nicht zu helfen weiß, auf Gott und den beseligenden Trost seiner Offenbarungen, der wie sanfte Balsamtropfen auf das gläubige Herz des Leidenden und Verzagenden fällt. — Er erzählte uns hierauf, daß er Katholik sei, daß er in der Heimath zwar lesen, aber nicht schreiben gelernt und hier im Gefängniß nebst anderen Büchern auch die heilige Schrift gefunden habe. Denn in jeder Zelle liegt neben dem dürftigen Strohlager des Sträflings eine Bibel, wie ein goldener Schlüssel, dessen weiser Gebrauch allmälig nicht nur die kleine Zellenthür in der Strafanstalt zu Philadelphia, sondern auch die eiserne Pforte jenes anderen Gefängnisses für immer erschließt, in welchem Unwissenheit und Leidenschaft den Menschengeist so oft mit eisernen Fesseln gefangen hält!

Der arme Gefangene, den das Unglück noch zaghafter und rathloser gemacht hatte, fürchtete sich wie ein schwächlicher Reconvalescent vor dem leisesten sittlichen Rückfall und bat uns mit einer Einfalt, wie wir sie eher von einem Kinde als von einem Verbrecher erwartet hätten, ihm zu sagen, wie er wohl den Geist des zwanzigsten Capitels vom zweiten Buch Mosis und dessen vierten und fünften Vers mit der katholischen Priesterlehre in Einklang bringen könne.

Er sagte, er habe die Bibel hier zum ersten Male zu Gesicht bekommen und großes Herzgefallen an ihrer Durchlesung empfunden, aber der Pfarrer, der zeitweise die katholischen Sträflinge besucht, habe ihm — er wisse nicht aus welcher Ursache — das Lesen der heiligen Schrift verboten.

Wer diese gebrochene Seele erblickte, wie sie, gleich dem Blinden, der das Sehvermögen wieder erlangt und sein Auge zu urplötzlich an den hellen Tag wagt, statt an dem verklärenden Strahl göttlicher Offenbarung sich aufzurichten, daran erblindete und in die noch tiefere Nacht des bangen Zweifels sank, der mußte fast ein Verbot gut heißen, welches in katholischen Ländern einer für den Eindruck solcher Geistesstrahlen unvorbereiteten Masse das Lesen und Studium der Bibel kirchengesetzlich untersagt. Ja wir selbst gaben nach den Erfahrungen der letzten Stunde, ohne Furcht, mit unseren früheren Trostworten in Conflict zu gerathen, dem einsamen Zellenbewohner den Rath, das Lesen der Bibel auf eine Zeit zu versparen, wo er wieder im freien, klaren Himmelsblau athmet, und der kleine Diamantdruck des heiligen Buches seinen Geist und seine Augen nicht so stark angreift und überfließen läßt, wie hier in der finsteren, dumpfen, einsamen Zelle im Staatsgefängniß zu Philadelphia.

Der zweite Besuch, auf dem wir noch das Ge-

leite des Lesers nachsuchen, gilt einem jungen preußischen Fähnrich, den die Sehnsucht nach Amerika seine Standarte verlassen ließ, und der dafür unerwartet in trauriger Zellenhaft büßt. Es ist ein hübscher, gebildeter Mann, und auch sein Vergehen ist — wie sich fast von selbst versteht — Pferdediebstahl! Derselbe hatte zwei harte Jahre für den tollen Streich einer unehrlichen Minute zu büßen und befand sich bereits 13 Monate im Gefängniß. Durch seinen hohen Bildungszustand schien uns derselbe zu einer verläßlichen Auskunft über den Einfluß der einsamen Haft im Vergleich zum gemeinsamen Gefängniß auf Gemüth, Körper, Moralität, über Kost, Behandlung u. s. w. besonders befähigt, und wir unterließen daher nicht, die mannigfaltigsten Fragen an ihn zu richten.

Vor Allem gestand derselbe, daß, so peinlich und qualvoll auch die Zellenhaft und deren schaurige Einsamkeit sein mag, dieselbe für einen gebildeten Gefangenen doch weitaus der gemeinsamen Zusammensperrung vorzuziehen sei. Das gleiche Urtheil hörten wir von fünf anderen Zellenbewohnern, welche der gebildeteren Gesellschaftsklasse angehörten. Wahnsinnsausbrüche und Schwermuth sollen sich zwar nicht selten ereignen (im Jahre 1851 kamen unter 400 Gefangenen 8 Anfälle vor), aber dieselben sind gemeiniglich weniger die Folge der Einsamkeit als

einer Vergehung gegen die Sittlichkeit, welche in Gefängnissen aller Systeme gleich einem Giftinsect unausrottbar zu nisten pflegt. Was die Kost und Behandlung betrifft, so meinte der Befragte, sie seien beide besser als die eines preußischen gemeinen Soldaten.

Die meisten Gefangenen haben anstoßend an ihre Zelle einen schmalen Streif Garten, den sie bebauen und der ihnen einigermaßen den Genuß der Bewegung in der frischen Luft gestattet. An Sonntagen, wo die Arbeit gänzlich ruht und der Sträfling, an's Eisengitter der Zellenthür sich klammernd, dem Wort Gottes lauscht, das ein protestantischer Prediger im Mittelpunkte des Gebäudes verkündet, werden den Sträflingen aus der Gefängnißbibliothek Bücher ausgefolgt; auch dürfen sie schreiben und mit ihren Verwandten correspondiren. In den Abendstunden der Woche ist ihnen Musik und Gesang gestattet, und mancher Sträfling soll schon in seiner unheimlichen Zelle auf einer Geige gar elegische Töne hervorgebracht haben. — Die Strafen bestehen in Nahrungsentziehung, Absperrung in völlig finsterem Raum und kaltem Sturzbad; doch findet sich nur selten eine Ursache ihrer Anwendung.

Am Schlusse unseres Besuches, den wir indeß noch zu verschiedenen Malen wiederholten, hatte der dienstgefällige Director die Güte, uns verschiedene

Jahresberichte der Anstalt zu überreichen und uns außerdem noch mehrere interessante persönliche Mittheilungen zu machen. Als von allgemeinerem Interesse und für die Veröffentlichung geeignet wollen wir daraus nur hervorheben, daß sich seit dem 22jährigen Bestande der Anstalt nicht mehr als 5 Selbstmorde ereigneten, obschon den Sträflingen der Gebrauch von Rasirmessern und je nach ihrem Handwerke die Benutzung aller Arten scharfer und spitziger Werkzeuge gestattet ist.

Vorherrschende und für die Gefangenen tödtliche Krankheiten sind Consumtion und Skrophelsucht; doch hat sich die Sterblichkeit in den letzteren Jahren von 4 auf 2 Procent vermindert. Die Beerdigung verstorbener Gefangenen geschieht auf dem gewöhnlichen Friedhofe der Stadt.

Wahnsinnsanfälle sind, wie schon bemerkt, ein weit seltneres Ereigniß, als es die Gegner des Systems in die Welt schreien; sie betragen jährlich ungefähr 2 Procent und kommen mehr unter Gebildeten als Unwissenden, häufiger während der ersten Zeit der Haft als gegen das Ende derselben vor. Wir sahen viele Sträflinge, welche schon 5 Jahre hier zugebracht hatten, und einen Neger, der sich sogar schon 10 Jahre in Einzelhaft befand, ohne daraus einen wesentlichen gesundheitlichen Nachtheil zu ziehen.

Was endlich unseren eigenen Eindruck betrifft, so

hat der mehrmalige Besuch dieser Strafanstalt nur noch kräftiger in uns die Ueberzeugung gereift, daß eine gründliche, dauernde Besserung von Verbrechern ausschließlich nur durch das pennsylvanische System, nämlich durch die Einzelhaft der Gefangenen bewirkt werden könne. Der Umgang mit seines Gleichen, sei es nun ohne alle Restriction, oder mit der Auburn'schen Beschränkung, wird auf den Sträfling immer eine schädliche und oft sogar eine peinliche Wirkung haben. Wir wollen dabei nicht leugnen, daß die Einzelhaft Schauer hat, die in der Verbrecherbrust oft Wunden zurücklassen, welche über die Absicht des Strafausmaßes hinausreichen, aber diese können durch Arbeit, durch zeitweiligen Wechsel der Zellen (je nach ihrer Lage, Ventilation u. s. w.) und hauptsächlich durch häufigeren Besuch von Angestellten und Aufsehern, von Aerzten, Geistlichen und philanthropischen Bürgern wesentlich gemildert werden. Ein solcher steter Verkehr mit moralischen Personen würde nicht nur von den erwünschtesten sittlichen Resultaten begleitet sein, sondern auch den Vortheil haben, daß man einzelne Fälle von Trübsinn und Schwermuth leichter wahrnehmen und durch geeignete Maßregeln, wie z. B. Zusammengesellung mit Gefangenen im Zustande moralischer Besserung, einen ernsteren Ausbruch sicherer abwenden könnte. Gleichzeitig sollte die längste Strafdauer auf 2 Jahre

festgesetzt werden. Denn in einer einsamen Zelle sind 2 Monate schmerzlicher und bringen bessernd ere Wirkung hervor, als 12 Monate, in Verbrechergemeinschaft zugebracht.

Aber noch ein anderes Bewußtsein hat der Besuch dieser und ähnlicher amerikanischen Strafanstalten tief in unsere Seele geprägt: die Ueberzeugung nämlich, daß die meisten der von ihren unglücklichen Bewohnern begangenen Verbrechen nur die Folge verwahrlos'ter Erziehung sind, und daß Laster und Verbrechen in dem Maße abnehmen und von der Erde verschwinden werden, als die Leuchte des Geistes Unwissenheit und Irrglauben verscheucht und den Segen des Wissens und der Aufklärung über alle Glieder der großen Völkerfamilie in gleicher liebevoller Weise strahlen läßt.

Ehe wir von der Hauptstadt Pennsylvaniens scheiden, wollen wir noch in flüchtigen Zügen der deutschen Einwandererschaft gedenken, welche dieses reiche Staatsgebiet zuerst besiedelt und demselben bis auf die Gegenwart ein so vorherrschend deutsches Gepräge gegeben hat. Und wenn wir den Deutschen und ihren Zuständen in Amerika nicht jene ausführ-

lichere Besprechung widmen, zu welcher ihre Zahl*) und ihre gesellschaftliche Bedeutung berechtigen, so mag dies nächst der Beschränktheit des uns gegebenen Raumes auch dem Umstand zugeschrieben werden, daß eben erst ein warm fühlender Germane die Zustände der Deutschen in Amerika geschildert und sich dieser edlen Aufgabe mit einer Wahrheitstreue und einer Gründlichkeit entledigt hat, wie sie nur die Hingebung eines deutschen Patrioten und deutschen Gelehrten zu lösen im Stande war.

In diesem Werke**) finden sich alle die verschiedenen zahlreichen Verdienste der deutschen Ansiedler um die Freiheit, das Christenthum, die Cultur und die Civilisation der Vereinigten Staaten von ihrer ersten Einwanderung (1630) bis auf die jüngste Zeit mit emsigem Fleiße aufgezeichnet und, was noch mehr ist, mit Documenten belegt und bekräftigt. Wir wollen somit die Verdienste der Deutschen um die sittliche und staatliche Entwickelung Amerika's von dem Zeitpunkt ihrer massenhaften Einwanderung und der ersten Landung frommer Herrnhuter in Georgien

*) Man rechnet die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen auf nahe an fünf Millionen. In vielen Staaten bilden sie ein Fünftel und in manchen sogar ein Drittel der Gesammtbevölkerung.

**) Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika von Franz Löher. Cincinnati. 1847.

(1736) an bis zu den Unabhängigkeitskriegen mit England, an welchen die deutschen Emigranten nicht nur als tapfere Kampfsoldaten, sondern auch als kühne Heerführer ausschlaggebenden Antheil nahmen, blos flüchtig berühren, auch die Ruhmesthaten eines Conrad Weiser, Ludewich, Muhlenberg, Ottenbein, Kalb und Steuben und vieler Anderer nicht des Weitläufigen erzählen, dagegen etwas länger bei jener Mission verweilen, zu welcher Gegenwart und Zukunft die deutsche Emigration vorzugsweise zu berufen scheinen.

Die Deutschen sind vor Allem vortreffliche Agriculturisten; durch ihre Stetigkeit, ihre Ausdauer, ihre Emsigkeit und Liebe zur Scholle, die sie bebauen, eignen sie sich weit besser als die Amerikaner zur Cultur und Pflege des Bodens. Dies beweis't am besten der landwirthschaftliche Zustand des Staates Pennsylvanien, welcher am meisten und längsten von Deutschen besiedelt ist und im ganzen weiten Erdtheil als der „Garten der Union" gilt. — Wo sich immer Deutsche als Ackerbauende niederlassen, kommt wie mit dem Anflug nistender Schwalben der Segen in den Ort. Schon sind viele von ihnen nach dem Westen gezogen, um durch ihren Fleiß und ihre Ausdauer jenseits des Mississippi auch die Urwälder Jowa's und Minesota's in ein zweites Pennsylvanien, in einen blühenden Garten zu verwandeln.

Während so die Energie und Arbeitsliebe deutscher Agriculturisten unabsehbare Länderstrecken urbar und für Industrie und Handel empfänglich machen, gründen sie sich zugleich durch ihr sparsames und mäßiges Leben eine schöne freie Selbstständigkeit und bereichern nicht nur das Land, sondern auch sich selbst. Ihre ächt deutschen Tugenden, ihre Biederkeit, Gewandtheit, Strebsamkeit und Nüchternheit bringen gleichzeitig eine wohlthätige moralische Wirkung auf ihre Umgebung hervor, mit welcher sich der biedere deutsche Sinn so leicht verfreundschaftet.

Nächst dieser Hauptaufgabe der deutschen Emigration, der Cultur des Bodens, eröffnet sich derselben noch in der Eigenschaft als Handwerker, als Lehrer, als Kaufleute und Aerzte ein reiches Feld der Thätigkeit. Die tüchtigsten Handwerker, die geachtetsten Schullehrer, die angesehensten Aerzte*) sind Deutsche, und man könnte gewiß auch von vielen der reichsten

---

*) In Pennsylvanien und namentlich in Philadelphia lebt eine große Anzahl hochangesehener deutscher Aerzte, darunter selbst in Europa vielberühmte Namen, wie z. B. Keller, Tiedemann, Hering. Letzterer ist Homöopath und seinem Eifer verdankt die Hahnemann'sche Heilmethode, ihre schönsten Erfolge in der Union Unter den amerikanischen Aerzten genießt Dr. J K. Mitchell durch seine Kenntnisse und seine Verdienste um Wissenschaft und Humanität den verbreitetsten Ruhm.

und bedeutendsten Kaufleute der Union leicht deren deutsche Abstammung nachweisen, wollte man sich die Mühe geben, deren Namen zu entamerikanisiren. Denn die Fügsamkeit und Gefälligkeit der guten Deutschen geht so weit, daß sie selbst ihre guten nationalen Namen der amerikanischen Aussprache zungengerechter formen und dieselben durch ein hartes „ton" oder „son" verenglischen und abkunftsunkenntlich machen.

Außer dem bedeutenden Einfluß der Deutschen auf die Culturzustände im Allgemeinen dürften dieselben aber auch mehr als jede andere Emigration berufen sein, zur sittlichen und geistigen Entwickelung der Union beizutragen und durch ihre Vermischung mit dem amerikanischen Stamme in einer späteren Generation jene glücklichen Vorzüge zu vereinen, welche eine allweise Natur dem Deutschen in seinem Gemüth, seiner Idealität und seinen geistigen Strebungen, dem Amerikaner in seinem Selbstbewußtsein, seinem Unabhängigkeitsdrang und seiner Freiheitsliebe in so scharfem Gepräge verliehen hat. Es wird vielleicht wenig national erscheinen, daß wir das Glück der Zukunft mehr von einer Verschmelzung beider Racen als von einer schroffen Trennung und einer abgesonderten Wirkung erwarten, daß wir nicht mit in jene Nationalitätsposaune stoßen, durch deren Lärm und Schall man in Amerika ein

Neu-Deutschland zusammenzutrompeten glaubt! Wir haben aber zu nahe den Todesstoß gefühlt, den der Kampf um nationale Unabhängigkeit der deutschen Freiheit in ihrer schönsten Blüthe beigebracht, um auch in Amerika den mächtigen Freiheitsriesen durch das schneidige Goliathschwert kleinlicher nationaler Gehässigkeiten tödten sehen zu wollen! — Auch giebt die Zerfahrenheit, wie sie unter den Deutschen seit dem ersten Landungsmoment bis auf die heutige Stunde in Amerika geherrscht, nicht die geringste Gewähr, daß selbst die eifrigsten Anstrengungen Einzelner jemals einen Gemeinsinn hervorzurufen im Stande sein werden, welcher die Gründung eines großen deutschen Separatstaates in Amerika in Aussicht stellen ließe. Wenn es aber Millionen Deutschen bis jetzt nicht geglückt ist, was doch 15,000 energischen Mormonen, wenigstens für den Moment, gelungen: einen selbstständigen Staat zu begründen, so wird die Lösung dieses Problems jetzt, wo einmal die Zersplitterung um sich gegriffen, noch viel schwieriger sein, und diese Einsicht von der Unausführbarkeit desselben ist es hauptsächlich, was uns der innigsten Verbindung beider Nationalitäten das Wort reden läßt! Wir wollen weder ein gänzliches Aufgehen des deutschen Elements im fernigen, energischen amerikanischen Charakter, noch ein Verschwinden des praktischen zähen Yankeegeistes in der weichen deutschen Idealität.

Wir möchten eine glückliche Verschmelzung der Glanztheile beider großen Nationen zu einem edleren vollkommneren Ganzen! Uns scheint das Volk der Deutschen in Amerika mit seinen tüchtigen und biederen Eigenschaften eine höhere, heiligere Mission erfüllen zu können, als sie der starre Sinn des engherzigen Separatisten ihm vorzeichnet, die nämlich: durch die bienenähnliche Verbreitung über einen ganzen gewaltigen Continent auch deutsche Emsigkeit, deutsches Gemüth, deutsches Wissen, deutschen Kunstsinn und deutsche Tiefe wie ein Füllhorn des Segens über den ganzen großen Erdtheil zu tragen und in dem Wohlbehagen, in der Bildung und dem geistigen Aufschwung der Menschheit sein Glück und seine nationale Befriedigung zu finden!

S.

XI.

Ueber die Alleghanies nach Pittsburg.

Um von Philadelphia nach der Hauptstadt des westlichen Pennsylvaniens zu gelangen, muß man zwischen Hollidaysbourg und Johnstown die Appalachen oder Alleghanies überschreiten, jene mächtige Gebirgskette, welche, mit einer leichten Erhebung am Alleghanyfluß im Staate New-York beginnend, sich vom 33. bis zum 53. Breitegrade hinzieht und die östliche Begränzung des großen Thalbeckens von Nordamerika bildet. Der gewöhnliche Lauf dieser interessanten Wasserscheide, welche die Tributäre des Missisippi von jenen des Oberen Sees trennt, ist nordöstlich und fast parallel mit dem Westufer des atlantischen Oceans. Ihre Ausdehnung und Breite ist zwar nur ein Dritttheil und deren Höhe nur ein Viertheil so groß, als jene der Rocky-Mountains, aber doch erreichen einige ihrer Gipfel im Süden und Norden den

dritten Theil der höchsten Punkte der Chippewayan oder Felsengebirge. Die Durchschnittshöhe der Alleghanies ist 1400 Fuß, aber dieselben sind häufig durch Flächen unterbrochen und verlieren sich bei ihrem Ende, wie bei ihrem Beginn in eine völlige Ebene.

Der Landstrich, welchen das Locomotiv von Philadelphia nach Pittsburg durchbraust, gehört vielleicht zu den lieblichsten und reizendsten Nordamerika's. Dort, wo die Axt der Cultur noch nicht ihren verheerenden und doch so nutzbringenden Einfluß geübt, erblickt das Auge des Reisenden üppige Wälder mit dem reichsten Gehölze geschmückt, und wo sich auf fruchtbarem Grund eine kleine Ansiedelung gebildet, grünt und duftet der Segen des menschlichen Fleißes in seiner herrlichsten Pracht. Die Ansiedler sind meistentheils Deutsche und Irländer, was sich schon aus der Construction ihrer Waldhütten, der Einfriedungsart ihrer Gehöfte und der Culturweise des Bodens kundgiebt. Die Wohnhäuser erscheinen nicht mehr so zierlich und elegant angestrichen wie die Farmerhäuser im Staate New-York oder New-Jersey, sie sind aus übereinander gelegten rohen Baumstämmen gebaut und deren breite, lichte Klinsen nur dürftig mit Lehm verkittet; aber sie blicken dennoch aus dem frischen Waldgrün gar malerisch hervor, und der Naturreichthum, der sie umgiebt, läßt die

freudige Ahnung durch ihre breiten Fugen schimmern, daß diese provisorischen Blockhütten gar bald durch stattliche Häuser mit zierlichen Riegelwänden ersetzt sein werden!

Die Fahrt von Philadelphia nach Pittsburg, eine Entfernung von nahe an 400 Meilen, wird binnen 20 Stunden zurückgelegt. Und diese Reise würde in noch kürzerem Zeitraum gemacht werden, wenn nicht die vielen Anhaltspunkte (stoppings), die bedeutenden Krümmungen und die zeitweise so erhebliche Steigung der Bahn der vollen Schnellkraft der Maschine vielfach hindernd in den Weg träten. In Amerika ist die Eisenbahn nicht wie in Europa gleichsam das letzte Wort der Cultur, sondern das erste; sie ist häufig nicht nur der erste, sondern auch der einzige Lichtstreif, der sich durch unendliche Wildnisse und Wälderstrecken hinzieht. So besteht diese Bahnlinie bereits seit dem Jahre 1834, wo die Gegend noch viel mehr als jetzt einen unwirthlichen wüsten Anblick geboten haben mag. Die Ansiedler stehen durch die Eisenbahn allein mit der übrigen Welt im Verkehr, und dies erklärt auch das zahlreiche Stationiren, oft mitten im Urwald, vor einer einsamen Breterhütte.

Der Uebergang über die Alleghanies wird durch eine sogenannte Portage-Railroad bewerkstelligt, auf welcher während einer Dauer von 36 Meilen die

Fortbewegung der Eisenbahnwaggons mittels 10 an verschiedenen Höhepunkten stationirter Maschinen (station engines) geschieht, ähnlich jenen Einrichtungen, wie solche z. B. in Belgien zwischen Herbesthal und Achen bestehen. Steigung und Fall betragen zusammen 2570 Fuß, von welchen 1398′ die östliche und 1172′ die westliche Seite des Berges bilden. Der höchste Punkt ist 2700 Fuß über der niedrigsten Wassermarke in Philadelphia. Die Gesammtkosten dieser 36 Meilen langen Bahn, nebst den zehn Stations=Maschinen, welche die Eisenbahnwaggons auf die verschiedenen künstlichen Flächen ziehen, belaufen sich auf 1,850,000 Dollars. Trotz dieser enormen Verausgabung will man in Folge des großen Zeitverlustes den Verkehr auf dieser Bahn völlig eingehen lassen und durch einen Umweg von 9 Meilen diese zeitraubende Anwendung stationärer Maschinen völlig beseitigen. Diese Verkehrsbeschleunigung wird neuerdings eine Summe von 1½ Million Dollars in Anspruch nehmen *).

---

*) Die sämmtlichen Eisenbahnen der Vereinigten Staaten bedecken einen Flächenraum von 21,712 englischen Meilen und stellen ein Actien=Capital von 371,770,000 Dollars vor, welches den Theilhabern durchschnittlich 6.20 bis 7.5% abwirft. — Davon sind bereits 10,814 Meilen dem öffentlichen Verkehr übergeben und 10,898 Meilen noch in Ausführung begriffen. Die durchschnittliche Schnelligkeit, mit

Einzelne Ansiedelungen, die wir passirten, nahmen durch ihre Ausdehnung bereits das Ansehen niedlicher Städtchen an, wie z. B. Hollidaysbourg, das schon 3500 Bewohner zählt, oder Johnstown mit einem Jesuitenseminar und 1200 Seelen. Bizarr sind die oft classischen Namen, mit welchen erste Ansiedler den Fleck ihrer Niederlassung taufen. So sahen wir z. B. zu verschiedenen Malen ein paar kleine, unansehnliche Breterbuden von deren Bewohnern Petersburg, Syrakus, Rom u. s. w. benannt. Auch ein Florenz war darunter, aber es hatte noch nicht seinen Cosmo de Medicis gefunden.

Nächst der physischen Fortbewegung ist es der geistige Verkehr, welchen der Amerikaner auf jede mögliche Weise zu fördern bemüht ist, und darum durchzieht den Urwald nicht nur die zeitbeflügelnde Maschine, sondern auch der magnetische Draht, welcher in noch zauberhafterer Schnelle die Gedanken nach den fernsten Regionen trägt. Ueber mehr als 12,000 Meilen spannt sich bereits der magnetische Sprechapparat, dessen nicht unbedeutende Herstellungskosten

---

welcher die Reisenden auf den amerikanischen Eisenbahnen befördert werden, beträgt 20 englische Meilen per Stunde. Die Expreßtrains hingegen legen 40—45 Meilen per Stunde zurück. Der Durchschnittsfahrpreis auf sämmtlichen Bahnen der Union ist $2^{20}/_{100}$ Cent per Meile; es giebt aber Strecken, wo derselbe nur 1 Cent per Meile beträgt.

ausschließlich durch Privatmittel bestritten worden sind. Man bezahlt durchschnittlich für die Mittheilung von 10 Worten in eine Entfernung von 100 Meilen 25 Cents und für jedes überzählige Wort ein Supplement von 2 Cents.

Je größer die Entfernung ist, desto mehr verringern sich die Kosten. So z. B. würde die Vermittelung einer telegraphischen Nachricht aus 10 Worten von Philadelphia nach New-Orleans, 2000 englische Meilen, nicht mehr als 2 Dollars betragen. — Die Telegraphen sind in Amerika der freiesten Benutzung überlassen und stehen unter keinerlei Staatscontrole; doch werden sie durch Staatsgesetze gegen jede Art muthwilliger Beschädigung geschützt.

Obwohl wir erst spät des Nachts in Pittsburg einfuhren und der Fleiß seiner Bewohner bereits in wohlthätiger Ruhe zur neuen Kraft für den nächsten Arbeitsmorgen erstarkte, so ließ uns doch die dicke, kohlenriechige Atmosphäre errathen, daß wir uns im „Birmingham" der neuen Welt befänden. Ja die Luft, wenn man nach einer vielstündigen Eisenbahnfahrt durch frisches Urwaldgrün in Pittsburg anlangt, ist so compact und räucherig, daß man die braunen Aethiopier, die einem bei der Ankunft im Monongahela-House entgegenspringen, im ersten Augenblick leicht für eingeräucherte Kaukasier halten könnte, deren beständige Bewegung in diesen schwar-

zen Nebelschichten auf ihre Haut einen so dunkelfärbenden Einfluß geübt habe.

Die Masse bituminöser Kohle, welche in den Fabriken von Pittsburg verbrannt wird, ist größer als an irgend einem anderen Ort der Union, sie soll jährlich über 10 Millionen Bushel betragen. Der Kohlendunst, welcher durch diese kolossale Feuerung entsteht, verdichtet die Atmosphäre unaufhörlich mit Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas und schwefelsaurem Gas, und diese stoffliche Masse hängt um so schwerfälliger über der Stadt, als die freie Luftcirculation durch die Hügel der Umgebung wesentlich behindert wird.

Die westliche Metropole Pennsylvaniens ist auf einer vorragenden Landzunge erbaut, an deren Ende sich der Monongahela und der Alleghanyfluß vereinigen und jetzt den Namen Ohio annehmen. Dieselbe liegt unter dem 40° 35′ nördlicher Breite und dem 80° 14′ westlicher Länge, und die verschiedenen Flächen und Terrassen, auf welchen sich die Stadt und die sie umgebenden Vorstädte erheben, wechseln von wenigen Fuß bis zu 50 Fuß über der höchsten Flußwassermarke. Die üppigen fruchtbaren Hügel der Nachbarschaft ragen bis zu 467 Fuß über den Ohio und 1100 Fuß über den Ocean empor.

Pittsburg ist die älteste anglo-amerikanische Stadt im Becken des Ohio. Im Jahre 1754 bauten die

Franzosen von Canada an der Vereinigung der beiden Flüsse, welche den Ohio bilden, das Fort Du Quesne. Vier Jahre später, 1758, wurden sie von den englischen Colonisten vertrieben, und das Fort erhielt nun den Namen Pitt. Im Jahre 1760 begannen die ersten bürgerlichen Ansiedelungen, und schon 1765 wurde der Landstrich, auf dem sich die jetzige Stadt ausbreitet, gesetzlich bemessen (surveyed). Die reichen Eisenbergwerke seiner Umgebung und noch mehr seine unerschöpflichen Kohlengruben machten die kleine unansehnliche Ansiedelung bald zur bedeutendsten und großartigsten Fabrikstadt Nordamerika's. Eisen- und Stahlwaaren sind zwar ihre Hauptmanufacturen, aber es ist kein noch so kleiner Industriezweig, der nicht von dem Ameisenvölkchen der Pittsburger betrieben und ausgebeutet würde.

Die westliche Metropole zählt gegenwärtig mit den Städten und Dörfern ihrer Umgebung ungefähr 100,000 Einwohner, die zum größten Theil durch Geburt oder Abstammung Irländer sein sollen. Die daselbst lebenden Deutschen betragen ungefähr 30,000 Seelen.

Da die Mehrzahl der katholischen Kirche angehört, so wird hier auch viel zu ihrer Ehre und Größe beigetragen, und eben ist an Grant's Hill dem höchsten Punkte der Stadt, eine durch Stiftungen und Sammlungen gegründete katholische Kirche

der Vollendung nahe, welche wohl mit den prachtvollsten religiösen Baudenkmälern der Union einen Vergleich aushalten dürfte. Ihr Kostenaufwand soll über 2 Millionen Dollars in Anspruch nehmen. Ein anderes schönes Gebäude an Grant's Hill ist das Stadthaus mit Kuppel und Säulenportal, das durch seine hohe Lage den weitesten Blick über Stadt und Umgebung gewährt.

Die eigentliche Stadt, welche circa 50,000 Seelen zählt, ist in 9 Wards oder Bezirke eingetheilt, und jeder dieser Bezirke hat für seine Jugend eine eigene öffentliche Schule. Es kommt somit auf jeden Bezirk von 6000 Einwohnern ein bequemes Schulgebäude mit dem nöthigen Lehrerpersonale. Auch hier ist der Unterricht unentgeltlich; auch hier ist praktisches Wissen Hauptgrundsatz des Lehrsystems; und die Fabrikjugend von Pittsburg gewährt einen weit gesünderen, intelligenteren Anblick als die bleichen, abgezehrten, unwissenden Kindergestalten von Manchester oder Leeds.

Von Pittsburg führt eine imposante Hängebrücke über den Monongahelafluß nach der Kohlenregion am linken Ufer. Die Kohlengruben von Coalhill haben bereits zu einer Tiefe von 100 Meilen landeinwärts Ausbeute gefunden. Es wird hier ausschließlich nur bituminöse oder Steinkohle gewonnen. Die bituminöse Kohle erscheint am Coalhill ungefähr

200—300 Fuß über der niedrigsten Wassermarke, in Schichten von 4—5 Fuß Durchschnittsdicke. In Brownsville, 30 Meilen südöstlich von Pittsburg, findet sich die gleiche Kohlensorte bis zu 10 Fuß Dicke. Der Arbeitslohn der hiesigen Kohlengrubenarbeiter wechselt zwischen 75 Cents und $1^1/_4$ Dollar. Ein Bushel Kohlen (76 Pfd.) hat in Pittsburg einen Werth von 4 Cents. Viele Eisenwerke sind das Ufer des Monongahela entlang erbaut, so daß das zur Eisenfabrikation benöthigte Brennmaterial aus den Kohlengruben heraus sogleich in breiten langen Schläuchen nach den verschiedenen Gewerken befördert werden kann.

Die Kohlenlager Pennsylvaniens theilen sich in zwei verschiedene Regionen, in die bituminöse Kohlenregion, welche auf der Westseite der Alleghanies lagert, und in die Anthracitkohlenregion, die zwischen der blauen Bergkette und dem Susquehannah auf der Ostseite der Alleghanies liegt. Die erstere wird auf 15,000, die letztere auf 400 Quadratmeilen Ausdehnung geschätzt *). Bis zum Jahr 1749 blieb der

*) Nach einem dem Congresse zu Washington abgestatteten Bericht umfaßt das ganze sogenannte „Alleghanische Kohlenlager," das Pennsylvanien, Ohio, Maryland, Virginien, Kentucky, Tennessee und Alabama durchzieht, einen Flächenraum von 65,300 Quadratmeilen. Davon kommen

größte Theil dieser reichen Minerallager im Besitz der Indianer. Im Jahre 1768 kaufte einer der Erben William Penn's die Landstrecke, welche fast die ganze bituminöse Region Pennsylvaniens umfaßt, für 10,000 Dollars; denn damals wußte man noch nichts von den Kohlenlagern des Westens, und vielleicht schwankte sogar das Urtheil des Käufers, ob wohl ein Landstrich in solch unwirthsamer, rauher Wildenei so viele blanke Dollarstücke werth sei. — Die erste mit bituminöser Kohle beladene Barke fuhr den Susquehannah im Frühling 1803 hinab; im Jahre 1837 überstieg die Production dieser Kohlenart in den Vereinigten Staaten bereits 1,750,000 Tonnen.

Der Grubenbau der Anthracit- oder Glanzkohle auf der Ostseite der Alleghanies, dessen Beginn sich in das Jahr 1813 verliert, hat die frühere Wildniß in eine der bevölkertsten und reichsten Landschaften Amerika's verwandelt. Selbst die großartigsten Kosten wurden nicht gescheut, um durch ein wohlberechnetes Canal- und Eisenbahnsystem die Kohlenregion mit den bedeutendsten Verladungs- und Verschiffungsplätzen in leichte, schnelle und möglichst

---

auf Virginien 21,000, auf Ohio 11,000, auf Kentucky 9000 Quadratmeilen mit diesem bituminösen Producte von der Natur gesegneten Flächenraums.

billige Verbindung zu bringen. So wurden ausschließlich zu diesem Zwecke 536 Meilen an Eisenbahnen und 623 Meilen an Canälen gebaut, welche zusammen einen Aufwand von 40 Millionen Dollars erforderten. Während im Jahre 1820 aus der ganzen Anthracitregion Pennsylvaniens nicht mehr als 365 Tonnen in Handel kamen, wurden seit jener Zeit bis heute blos von dieser einzigen Kohlenart über 30 Millionen Tonnen zu Tage gefördert, die zusammen einen Werth von mehr als 100 Millionen Dollars darstellen.

Der Anthracitkohle wird in vielfacher Beziehung vor der bituminösen Kohle der Vorzug eingeräumt, und in einem vom Chef des Ingenieur-Corps der amerikanischen Marine im Mai 1852 an den Senat erstatteten Bericht über den vergleichenden Werth der bituminösen und der Anthracitkohle wird der letzteren als ausschließlichem Brennstoff auf den Marinedampfern entschieden der Vorzug gegeben. Die Gründe, welche nach zahlreichen Experimenten zu dieser Entscheidung veranlaßten, sind: die größere Schnelligkeit, mit welcher die Anthracitkohle Dampf erzeugt, worin sie die bituminöse Kohle um 36% übertrifft, ferner die langsamere Evaporation der ersteren, welche gegen die Steinkohle eine Ersparniß von 66% erzielt, und endlich ihre völlige Rauchlosigkeit, wodurch die Bewegung von Kriegsdampfern dem feind-

lichen Auge völlig verborgen bleibt, indeß der schwarze Qualm der bituminösen Kohle schnell zum Verräther wird.

Werfen wir von den Kohlenlagern Pennsylvaniens noch einen flüchtigen Blick auf die gesammte Kohlenregion der nordamerikanischen Vereinigten Staaten, so erfahren wir durch Sachkundige, daß sich diese unterirdischen Schätze, die mehr als Gold und Silber das Land, in dem sie sich finden, bereichern, über einen Flächenraum von mehr als 130,000 Quadratmeilen ausdehnen, daß die Kohlenregion der Vereinigten Staaten 12 Mal so groß ist, als jene von ganz Europa, und 35 Mal so groß als die von England, Schottland und Irland zusammengenommen.

Das größte der 18 Eisenwerke von Pittsburg sind die Sligoworks am linken Ufer des Monongahela, deren gastfreundlicher Besitzer Mr. Lyon uns persönlich durch das ganze großartige Etablissement geleitete.

Eine Dampfmaschine von 180 Pferdekraft setzt die zahlreichen einzelnen Räderwerke in Bewegung, von denen die größeren 75, die kleineren 250 Umdrehungen in der Minute vollenden sollen.

Das Eisen wird in diesem Etablissement in 700 verschiedenen Größen und Formen erzeugt. In den kolossalen Magazinen sahen wir 4000—5000 Tonnen fabricirtes Eisen für alle erdenklichen industriellen

Zwecke vorräthig. Das gewöhnliche Eisen (butling iron) kommt auf 2½ Cent, das Holzkohleneisen (bloom) auf 4 Cents per Pfund zu stehen. Bedeutende Kunden genießen überdies den Vortheil eines fünfprocentigen Discontos und eines sechsmonatlichen Credits. Die Dampfschiffsfracht von Pittsburg nach St. Louis (1300 Meilen) beträgt 4—5 Dollars per Tonne Eisen (2280 Pfd.), die Lieferzeit 6 Tage. — Seltsamerweise sind die hiesigen Eisenfabriken trotz allen diesen localen Vortheilen nur durch den größten Schutzzoll im Stande mit der englischen Industrie zu concurriren, woran wohl hauptsächlich der hier noch so hohe Arbeitslohn Schuld tragen mag.

Die 200 Arbeiter verdienen durchschnittlich des Tags je nach ihrer Leistungsfähigkeit 75 Cents bis 2½ Dollar. Eine vortreffliche Einrichtung sind die von Herrn Lyon in der Nähe seiner Eisenwerke erbauten Arbeiterwohnungen, in welchen seine sämmtlichen Arbeiter ebenso bequeme als billige Unterkunft finden. Jede Arbeiterfamilie bewohnt ein einstöckiges Häuschen von 2 Fenstern Front mit einem kleinen Garten im Vordergrund, wofür dieselbe je nach theilweiser oder ganzer Benutzung 30—84 Dollars jährliche Miethe bezahlt.

Im Ganzen hatten sowohl die Arbeiter als ihre Familien ein gehäbigeres, gesünderes und sittlicheres Aussehen als die industrielle Bevölkerung Europa's

und namentlich der Fabrikstädte des nördlichen Englands.

Nächst den Eisenwerken ist die Glasfabrikation der am ausgebreitetsten betriebene Industriezweig. Es giebt in Pittsburg im Ganzen 14 Glasfabriken, von denen sich 6 blos mit der Erzeugung feinerer Glaswaaren für ausschließlich inländischen Gebrauch beschäftigen. Obschon die hiesigen Glasfabriken nebst jenen von Boston sich zu den vorzüglichsten der Union zählen, und wir eines der großartigsten Etablissements von Pittsburg besuchten, so blieben doch dessen Erzeugnisse weit hinter unserer Erwartung zurück und hielten nicht mit den gewöhnlichsten Fabrikaten der böhmischen Glasindustrie den Vergleich aus. Die Preise sind allerdings für die hiesigen Verhältnisse außerordentlich billig, so z. B. kostet ein Wasserkrug gewöhnlichster Sorte 15 Cents, ein Dutzend Trinkgläser $1\frac{1}{2}$ Dollar, eine Wasserflasche 25 Cents oder 10—15 Cents per Pfd. u. s. w., und dabei werden den Käufern im Großen noch außerdem $^{40}/_{100}$ Abzug gegen baare Zahlung bewilligt. Aber selbst im Vergleich mit diesen unansehnlichen Waaren haben die böhmischen Erzeugnisse den Vorzug der reineren, geschmackvolleren und zierlicheren Ausführung.

Auch einige großartige Dampfsägemühlen breiten sich am rechten Ufer des Monongahela hin. Sie verwenden meistens das Holz von Fichten, Eichen

und wilden Kirschbäumen (wild cherries) und verkaufen 1000 Quadratfuß Sägeholz in einer Dimension von 1 Zoll Breite und 12 Fuß Länge für 24 Dollars.

Von dem geselligen und geistigen Leben Pittsburgs bleibt uns nur wenig zu berichten übrig. Fabrikstädte sind viel zu sehr mit dem Ringen nach materieller Unabhängigkeit beschäftigt, um ein Hort für Geselligkeit und Wissenschaft zu sein. Alles will nur verdienen, Alles betrachtet sich nur in einem provisorischen Zustande, und je mehr man sich aus demselben wieder heraussehnt, je mehr man Einzelne sich rasch bereichern sieht, desto lebhafter erwacht die Begier nach Erwerb und Selbständigkeit. Die wohlhabenderen Fabrikherren der Stadt flüchten aus den künstlichen Wolkenschichten, die unaufhörlich über dem Horizont der düsteren westlichen Metropole lagern, nach ihren in freundlicherer Atmosphäre gelegenen Landsitzen in Alleghany-City am rechten Ufer des Alleghanyflusses, welche vorstadtähnliche Ansiedelung durch eine lange, breite, überdachte Brücke mit Pittsburg in Verbindung steht.

Der amerikanische Kaufmann ist das ungeselligste aller zweifüßigen Wesen. Die ganze Woche bis über den Kopf in Geschäften und für Alles abgestumpft außer materiellem Erwerb, nimmt er an nichts Theil, was über Rechentafel, Check und Store hinausgeht,

und selbst der Sonntag dient nur zu neuen Combinationen für die nächsten Arbeitstage. Dies erklärt auch, namentlich in Handelsstädten, den totalen Abgang aller freundlichen Anlagen und Spaziergänge, wo sie nicht, wie z. B. in New-York, die Natur von selbst aufdringt. Die Menschenhände haben in Amerika in Vergleich mit europäischen Städten nur an wenigen Punkten zur Anlage und Verschönerung öffentlicher Promenaden beigetragen.

Auch das Hotelleben entbehrt in Pittsburg aller Annehmlichkeit und alles geselligen Verkehrs. Die meisten Reisenden sind Kaufleute und Geschäftsmänner, die jeden Augenblick ihres Aufenthaltes gewinnbringend machen wollen und die verschiedenen Mahlzeiten nicht als eine angenehme Erholung, sondern als eine lästige Nothwendigkeit betrachten. Von den 200 Gästen, welche an der langen Wirthstafel im Monongahela-House Platz nahmen, sprachen die wenigsten mehr als ein paar flüchtige, halb mit den Speisen verschluckte Worte, und selbst diese belebten weniger die Conversation, als die ohnedieß geschäftigen, in blendend weißen Jacken aufwartenden Neger, welche durch den sie häufig treffenden Tadel der Langsamkeit in der Herbeischaffung der verschiedensten Tafelgänge noch mehr befeuert wurden. Ein Jeder aß mit einer Hast, als gälte es einen Todfeind zu verschlingen. Kaum war das Mahl zur

Hälfte servirt, so verließen bereits die Meisten wieder die Tafel.

Die Geschäfte mögen allerdings durch solche Lebensweise gewinnen und die Geldtaschen sich immer reicher füllen, aber die Geselligkeit, die Gemüthlichkeit, der Sinn für alles Schöne und Höhere muß dabei Bankerott machen — — —

Unter den zahlreichen in Pittsburg erscheinenden meist bedeutungslosen Tagblättern befinden sich drei in deutscher Sprache, wenn man den englisch-deutschen Jargon, in dem sie meist geschrieben, so nennen kann. Aber nicht nur ihre Schreibweise ist schlecht, auch ihr Inhalt ist es, und was am schlechtesten ist, sie verkaufen sich sehr billig und bringen daher viel Unlauteres und vielen Hader unter die deutsche Bevölkerung der Hauptstadt des westlichen Pennsylvaniens. S.

XII.

Ein Besuch bei den Rappisten in Economy.

Unter den vielen socialistisch-communistischen Gemeinden, welche in den letzten fünfzig Jahren auf dem freien, für jedes sociale Experiment so empfänglichen Boden Amerika's eine Stätte zur Ausführung ihrer neuen Gesellschaftstheorieen gesucht, haben nur jene Ansiedelungen ein materielles Gedeihen gefunden, deren Grundsatz der Gütergemeinschaft nicht blos auf politischer, sondern auch auf religiöser Ueberzeugung beruhte. Von den zahlreichen im Laufe unserer vieltausendmeiligen Reisen durch die Staaten der Union besuchten Gemeinden „auf breitester socialistischer Basis" fanden wir nur zwei in behaglicher Wohlhabenheit, die Rappisten oder Harmonie-Gesellschaft in Economy im westlichen Pennsylva-

nien und die Inspirirten in Ebenezer fünf Meilen von Buffalo im Erie-County im Staate New-York.

Georg Rapp, der Bauerssohn aus Ipfingen in Würtemberg, welcher die Gemeinde der Rappisten vor mehr als einem halben Jahrhundert gründete, war im Herbst 1847 als 90jähriger Greis in Economy gestorben und Romelius Langenbacher durch Gemeindebeschluß zum Vormann und Vorsitzenden des Rathes „der Neune" ernannt worden.

Wir hatten Pittsburg erst mit dem letzten Abendtrain verlassen, und die Dämmerung lagerte sich bereits in breiten Schatten über die ganze Landschaft, als uns der rasch wieder weiter eilende Bahnzug in einer einsamen, verlassenen Stationshütte am rechten Ufer des Ohio absetzte. Alles um uns her war stumm, traurig, einsam. Niemand war anwesend, der unsere Gepäckstücke in Empfang genommen oder uns auch nur den Weg nach Economy gewiesen hätte. Als wir endlich die Anhöhe von vielleicht 70 Fuß erstiegen, sahen wir auf einer prächtigen Hochebene des Ohio die freundliche Ansiedelung der Rappisten vor unseren Augen sich ausbreiten.

Die Empfehlung eines Pittsburger Freundes und vielleicht noch mehr die vaterländischen Laute verschafften uns bald die Bekanntschaft des gegenwärtigen Vormannes der Rappisten, Romelius Langenbacher, oder vielmehr des Mr. Backer, wie er sei-

nen Namen der amerikanischen Zunge zurecht gekürzt hat. In einem niedlichen Zimmer des Wirthshauses, das in Economy ausschließlich zur Beherbergung von Fremden von einem Rappisten gehalten wird, erzählte uns der Oberälteste der Gemeinde, nachdem er die grünen Jalousieen der Fenster noch undurchsichtiger zugeklappt hatte, bei einem Glase selbstgepreßten Catawba-Wein*) Folgendes:

Die Rappisten, auch Separatisten genannt, gehören zu jenen zahlreichen religiösen Secten, welche sich zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Würtemberg bildeten und die Gesellschaft zur einfachen Lebensweise der ersten Christen zurückzuführen beabsichtigten. Im Februar 1805 wanderte Rapp mit 800 Gliedern dieser Sondergemeinde nach Amerika aus und gründete im Butler-County in Pennsylvanien die Ansiedelung von

*) Die Rappisten haben auf einer sonnebegünstigten Anhöhe die beiden einheimischen Weinrebensorten, nämlich die Catawba- und die Isabella-Traube, gepflanzt und ernten jährlich ungefähr 30 Barrils oder 960 Maß Wein. Außerdem bereiten sie aus Johannisbeeren und Aepfeln ein säuerliches Getränk, um in den heißen Arbeitstagen des Sommers das matte, trübe Quellwasser einigermaßen erfrischender und gaumenbeliebter zu machen. Im Allgemeinen aber ist Wein von der Tafel und dem Plaudertisch der Rappisten verbannt.

„Harmony", 10 Meilen östlich von der gegenwärtigen Niederlassung entfernt. Alles Privatvermögen mußte in die Gemeinde abgeliefert werden, welche allein für das Bedürfniß jedes Einzelnen zu sorgen hatte. Jede Arbeit, jeder Dienst geschah nur zur Ehre Gottes und zum Besserbehagen der Gesammtheit. Verheirathete, die mit ihrer Familie dieser Secte beigetreten waren, löſ'ten freiwillig ihr mit den Grundsätzen der Gemeinde nicht länger vereinbares eheliches Band; es gab nun nur Brüder und Schwestern, und Rapp war ihr geistlicher Vorstand. Die Folie ihrer religiösen Versammlungen war die Bibel, deren einzelnen dunklen Weissagungen der begeisterte Glaube des schlichten, vielverehrten Sectirers noch dunklere Deutungen gab.

Ihr Fleiß, ihre Sparsamkeit, ihre Nüchternheit und ihre strenge Zucht ließen die Rappisten bald ein freudiges Gedeihen finden, und als sie im Jahre 1814, verleitet durch die Gunst localer Verhältnisse, ihre erste Ansiedelung verließen, um in einer blühenden fruchtbaren Gegend am Wabashflusse im Staate Indiana eine neue Niederlassung zu gründen, waren sie bereits eine Gemeinde von Wohlhabenheit und großem bürgerlichen Ansehen. Zehn Jahre blieben sie in der jungen Gründung. Aber je mehr sie von der ungewohnten Hitze des Klimas und der Ungesundheit des Bodens zu erleiden hatten, desto sehn-

süchtiger und unwiderstehlicher wurde ihr Verlangen nach der Rückkehr in die gesundere und gemäßigtere Zone am Ohio. Sie verkauften jetzt den größten Theil ihres erworbenen Grundbesitzes an den edlen Philanthropen Robert Owen und wanderten wieder ostwärts, wo sie im Herbst 1824 jene Hochebene am rechten Ufer des Ohio besiedelten, welche sie seither durch ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit in einen der blühendsten Landstriche der Union verwandelt haben.

Aber Tod, freiwillige Trennung und der Mangel an frischem Zuwachs hatten die Gemeinde allmälig gewaltig gelichtet, und statt sich wie eine auf dem Naturgesetze begründete Gesellschaft binnen zwanzig Jahren zu verdoppeln, war sie zur Zeit unseres Besuches, im Herbst 1852, nach mehr als vierzig Jahren auf dreihundert Mitglieder zusammengeschmolzen. Die Emsigkeit, die Strebsamkeit und die sittlichen Grundsätze jedes Einzelnen sind zwar dieselben geblieben, aber das Alter ist unbemerkt herangebrochen und macht manchen arbeitsmunteren Arm untauglich, manches emsige Auge sehunfähig. Und jetzt, wo sie ein Besitzthum von mehr als 3000 Acres schuldenfrei ihr eigen nennen, und ihr Gesammtvermögen mehr als 2 Millionen Dollars beträgt, fragt wohl mancher im Schweiß der Arbeit grau gewordene Hagestolz und manche alt gebetete Jungfer,

wenn sie lebensmüde auf schlichtem Lager sterben: „für was? für wen?“ — —

Am Morgen nach unserer Ankunft führte uns Herr Langenbacher im ganzen Dorf herum und machte uns mit vielen der Brüder und Schwestern bekannt. Sie sind wie die Glieder einer Humanitätsanstalt ganz gleichmäßig gekleidet; der Schnitt, den die ersten Ansiedler vor einem halben Jahrhundert aus Schwaben mit herübergebracht, dient noch immer dem socialistischen Gemeindeschneider zum Muster. Die Männer tragen insgesammt blaue Zwilchhosen, blaue Jacken und breite runde Strohhüte. Die Frauen haben ebenfalls blaue lange Kleider mit kindisch kurzen Leibern und schwarze schwabenlandsittliche Strohhauben.

Da es keine Herren giebt, so giebt es auch keine Diener, keine Knechte und keine Mägde; jeder schafft und wirkt, wo es eben etwas zu schaffen und zu wirken giebt. Die Männer bringen den ganzen Tag auf dem Felde oder mit einer anderen landwirthschaftlichen Beschäftigung zu und sind gleichwohl nicht im Stande, ihr ganzes großes Besitzthum ausschließlich durch Gemeindeglieder ohne fremde Beihülfe zu bebauen; denn während sich mit jedem Jahr ihre Mitgliederzahl vermindert, nimmt der Segen ihrer zeitlichen Güter immer mehr zu, und so finden sie sich genö-

thigt, fremde Hände zu dingen, um nicht den größten Theil ihrer Felder brach liegen lassen zu müssen.

Die Frauen versehen zumeist das Hauswesen; sie scheuern, waschen, kochen und bringen manchen abgerissenen Knopf und manches fadenscheinige Leinwandstück wieder in Ordnung.

Es stehen im Ganzen 130 Häuser im Dorfe, von denen aber kaum noch viel mehr als die Hälfte bewohnt ist. Ihr Baustyl, ihre reinliche Niedlichkeit, das schmucke Blumengärtchen im Vorgrund, in dem auch ein paar Obstbäume nicht fehlen dürfen, und die trauliche Ruhebank vor der Hausthür erinnern vielfach an die gehäbigen Bauernwohnungen im biederen Schwaben; auch die Holzumfriedung, der Kuhstall und der Taubenschlag erinnern daran. Im Allgemeinen wohnen Brüder und Schwestern getrennt; doch finden sich einzelne Ausnahmen, wo Familien, die sich der Gemeinde angeschlossen, auch nach ihrem Beitritt ein gemeinsames Hauswesen fortgesetzt haben.

In dem frisch grünenden Garten einer solchen Familien-Behausung war es, wo wir ein zehnjähriges Mädchen sich um eine Blume bücken und mit rosenfarbenem Schrecken auffahren sahen, als wir sie deutsch anredeten. Sie war — vermuthlich durch einen wunderkräftigen Zufall, wie solcher zuweilen auch in Nonnenklöstern vorkommt, — im Dorfe zur

Welt gekommen und das jüngste, einzige und folglich auch das hübscheste Kind der Gemeinde. Obwohl sie das deutsche Mutterland niemals gesehen, ja nicht einmal ihr stilles Dorf je verlassen hatte, so schien sie doch gar freudiges Gefallen zu empfinden, von einem fremden Herrn deutsch angesprochen zu werden. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in der Sprache der Heimath. Ein heimathlicher Ton, in der Fremde vernommen, hat eine magnetische Gewalt; Personen, die sich zu Hause gar gleichgültig begegnet sein würden, macht die gemeinsame Sprache in der Fremde zu vertrauten Freunden; und klingt gar vom Vaterland ein trauliches Lied an unser Ohr, so zittert wohl dem Männlichsten und Willensstärksten eine erinnerungsschwere Thräne im Auge.

Die Gemeinde speist nicht an gemeinschaftlicher Tafel; jeder empfängt nach Bedarf Fleisch, Brod, Gemüse u. s. w. und mag sich deren Zubereitung nach Belieben besorgen lassen. Nur zwei- oder dreimal im Jahre vereint man sich in einer großen Halle, welche von Rapp zu einem Museum erbaut wurde, zum gemeinsamen Mahl. Es war in diesen schönen lichten Räumen in früheren Jahren eine recht hübsche Sammlung naturwissenschaftlicher Gegenstände zur Kunde und Belehrung aufgestellt, auch eine wohleingerichtete Bibliothek darin untergebracht, aber der

Gemeindearzt, der darüber Aufsicht und Sorge hatte, starb, und das ganze naturhistorische Cabinet nebst dem meisten Büchervorrathe wurde verkauft.

Die gegenwärtige Bibliothek der Rappisten besteht außer einer großen Zahl religiöser Schriften nur noch aus den Werken von Schiller und Göthe, von Jakob Böhme und Jung-Stilling, sowie aus einigen deutschen Pittsburger Journalen, die noch die meisten Leser finden. Neue Bücher werden fast gar nicht mehr angeschafft.

Auch befand sich sonst in dieser Halle eine kleine Buchdruckerei, in welcher die Rappisten die Drucklegung von religiösen Werken für ihren Gebrauch selbst besorgten. Aber auch diese ist zum Trödler gegangen, und in der großen weiten Halle des früheren Museums sieht es unheimlich leer und öde aus. Nur ein paar alte stimmungverlorene Instrumente lehnen noch unbrauchbar geworden in einem staubigen Winkel, und an einer der langen glatten Seitenwände hängt die farbengebleichte Darstellung des Fegefeuers von einer mehr christlich gläubigen als künstlerisch vollendeten Malerhand.

Die interesseerregendste Erscheinung des ganzen Dorfs ist die Mahlmühle und der bei der Bereitung dieses Nahrungsstoffes beobachtete Proceß, der, so weltlich er auch aussieht, gleichwohl einen tiefen religiösen Grund hat. — Nach der Lehre der Rap-

pisten gehen nämlich der allgemeinen Seligkeit noch sieben Hungerjahre voraus, und die Anhänger derselben waren daher trotz ihrer Todesmuthigkeit und ihrer Erwartung vom Jenseits dennoch stets eifrig bemüht, solche Vorkehrungen zu treffen, um während jener unfreiwilligen Fastenepoche nicht diesseits zu verhungern. Sie hatten daher seit ihrer ersten Ansiedelung die Gewohnheit, alle Jahre einen Theil ihrer Ernte für jene prophezeiten Tage der Noth aufzuspeichern. Aber das Mehl verdarb viel schneller, als die so gefürchtete Zeit erschien, und sie hatten durch Jahre das Verfaulen der vorzüglichsten und kostbarsten Gottesfrucht zu beklagen.

Diese Verwüstung und Vergeudung so edler Gabe brachte sie auf den Gedanken, das Mehl in großen eisernen Cylindern eine Stunde lang zu rösten und sodann in Fässer zu pressen, wodurch jene Feuchtigkeit, welche hauptsächlich die Fäulniß herbeiführte, dem Mehl entzogen wurde und dasselbe nun dauernd seine Güte behält. Wenigstens hat man seit den 6 Jahren, als dieses Verfahren in Anwendung ist, kein Verderben von Mehlvorräthen mehr zu beklagen gehabt. Die aus dem Mehl gepreßte Flüssigkeit soll einen widerlichen Geschmack haben und eine giftartige Substanz enthalten, welche durch ihre Eigenschaften, wie uns später ein berühmter Jünger Hahnemann's versicherte, sich als

eine nicht unwichtige Vermehrung der homöopathischen Heilmittel erweisen dürfte. Durch diese Röstungsmethode verliert indeß das Mehl über 5 Procent an seinem natürlichen Gewicht; die Rappisten rösten daher nur die nöthigste Provision und verkaufen trotz ihrer Hungersnothahnung der sündhaften Welt das Mehl ganz wie früher mit derselben feuchten Eigenschaft, als ob nur sie allein eine Zeit der Noth zu befürchten und ein Leben zu verlieren hätten! —

Das Bethaus, in welchem sich die Christengemeinde am Sabbath und zuweilen auch an Wochenabenden versammelt, ist ein überaus einfaches, schmuckloses Holzgebäude. In der Mitte und an den Wänden hängen einige verrostete Kerzenleuchter von der bescheidensten Blechform; auf der rechten Seite steht auf einer hölzernen Erhöhung ein Tisch, und darauf liegt eine alte, abgegriffene Lutherbibel vom Jahre 1745, jener Seelentrost und jener goldene Himmelschlüssel nicht nur für die gläubigen Zuhörer, sondern auch für den Prediger, wenn seine Beredtsamkeit stockt oder seine Begeisterung schwankt. Herr Bäcker stieg auf die Erhöhung und sang einige geistliche Verse in deutscher Sprache, wie er solche am Sabbath, ohne irgend eine musikalische Begleitung, der Gemeinde vorzusingen pflegt. Die Verse hatte noch Rapp geschrieben, es war der fromme Erguß

einer gläubigen Seele, die ihr ganzes Vertrauen auf die Welt der Zukunft setzt.

Ein derbgestaltiger, hochstämmiger Amerikaner, ein Speculant aus Pittsburg, der mit uns diese verschiedenen Ruinen einer einstmaligen schönen Regsamkeit besuchte, fand Alles prächtig und staunenswerth und konnte des Lobes nicht satt werden; aber man merkte es seiner Bewunderung an, daß sie nicht aus dem Herzen, sondern aus der egoistischen Absicht entsprang, durch seine geheuchelte Sympathie mit den schlichten Ackerleuten in Economy um so größere und einträglichere Geschäfte machen zu können. Ja wir glauben, er wäre zur leichteren Erreichung seiner Geldzwecke sogar Rappist geworden, wenn nicht die Gemeinde eine solche beneidenswerthe Abneigung gegen neue Hinzukömmlinge hätte.

Vom Bethaus führte uns der freundliche Vormann nach dem Begräbnißplatz, wo auch Rapp's Gebeine ruhen. Auf dem Wege dahin begegneten wir mehreren Rappisten, die, Schaufel und Hacken über die Achsel gelegt, gerade nach einem Acker gingen, um, wie sie sagten, ihren Brüdern und Schwestern bei der Arbeit zu helfen. Als sie hörten, daß wir ganz frisch aus Deutschland kämen, nahmen sie uns zutraulich bei der Hand und befühlten unseren Rock, als läge in seinen Falten ein Gruß aus Deutschland verborgen, und mancher Wunsch und

manche Frage wurde noch in der alten Emigrantenbrust rege. — Fast alle waren reife Funfziger, die schon mit Rapp herübergekommen waren und nur noch dunkle, aber doch theure Erinnerungen an die Heimath bewahrten. So antwortete uns einer dieser wackeren Männer, dem wir von dem Mangel an Waldsängern und von dem geringeren Duft der vegetabilischen Natur in Amerika sprachen, mit echt deutscher Biederkeit: „Ach, hier in den Wäldern herrscht bei Weitem nicht der gute Geruch, wie bei uns zu Haus in Schwaben. Ein Büschel Veigerl giebt bei uns mehr aus als hier ein ganzer Wald!" —

Im Allgemeinen erschienen uns Männer und Frauen unwissend und theilnahmlos für weltliche Verhältnisse; das einzige Feld, auf dem sich ihr Streben bewegt, sind die Kornäcker in Economy und der „Weinberg des Herrn." Daß sie mit ihrem Zustande zufrieden sind, sagt deutlich ihr gesundes, heiteres, behagliches Aussehen; doch klärt sich ihr Gesicht ganz besonders auf, wenn von der anderen Welt und ihren Seligkeiten die Rede ist. Sie glauben alle an eine fleischliche Auferstehung und körperliche Purification. Häufig sprechen sie vom frohen Wiedersehen jenseits, ohne das in ihren Augen alles diesseitige Leben nicht viel werth wäre.

Als wir an dem Begräbnißplatz, einem grünen,

mit Obstbäumen bepflanzten Wiesengrund, auf dem sich ohne alle Ostentation einzelne Erdaufwürfe ohne Kreuz und Umfriedung erhoben, ankamen, führte uns Herr Bäcker zu einem einfachen, grasüberwachsenen Erdhügel und bezeichnete uns selben als Rapp's Grab. Die Gemeindeglieder, die mit uns waren, äußerten sich auf die liebevollste Weise über die edlen, frommen Vorzüge ihres Gründers. Sie betrachten ihn indeß keineswegs als einen Propheten oder als ein Wesen von übernatürlichen Gaben, sondern als einen schlichten Christen, der sich Gott durch seinen Glauben und seine Frömmigkeit gefällig machte und der den wahren Pfad des Heils in deutlicheren Spuren erkannte, als die gewöhnlichen Menschen mit ihrer weltlich-sinnlichen Natur.

Die Sterblichkeit ist in Economy bei der mäßigen Lebensweise seiner Bewohner äußerst gering; es kommen im Jahre kaum mehr als 5 Todesfälle vor. Aber in der nächsten Zeit wird der lässige Sensenmann wohl fleißiger aufräumen, denn viele Lebensgarben sind schon überreif. Einige Schwestern haben bereits ein Alter von neunzig, viele von siebzig Jahren; die meisten Brüder zählen schon über funfzig Jahre. — Sie nehmen ungern neue Mitglieder auf, weil sie fürchten, diese könnten die gegenwärtige Eintracht stören, und besonders gegen den Beitritt von Gebildeten hegen sie großen Widerwil-

len. „Wir wollen keine G'studirten," sagte uns ein alter ehrlicher Schwabe, dem wir vorschlugen, die sinkenden Kräfte der Gemeinde durch frischen Zuwachs von Gleichgesinnten aus der Heimath zu stärken. Auch setzen sie seltsamer Weise nicht viel Vertrauen in die Empfänglichkeit der sinnlichen Welt für ihre Grundsätze und deren Verbreitung. Sogar der alte offenherzige Romelius Langenbacher meinte, „solche Gemeinden könnten nur durch ein streng religiöses Band gedeihen, und selbst dann dürften dieselben aus nicht mehr als höchstens 1000 Individuen bestehen. Der wahre Friede sei auch bei ihnen erst eingekehrt, als die Bruderschaft auf ein klein's Häuflein Getreuer zusammengeschmolzen wäre, als Zeit, Alter und Gewohnheit die Neigungen immer mehr geregelt und ihrem ganzen Streben, Dichten und Trachten eine mehr geistliche, mönchische Richtung gegeben.

Und so wird wohl schon nach einem Vierteljahrhundert das jetzt noch blühende Economy den traurigen Anblick einer ausgestorbenen Ansiedelung bieten, und der Letzte der Rappistenbrüder, nachdem er alle anderen zur Ruhe begleitet, wird wohl seinen eigenen Todtengräber machen müssen, wenn er nicht schon früher, verführt durch den Gemeindereichthum, welcher nach dem Grundsatze der Brüder dem zuletzt Lebenden zufällt, diese einsame Traurig-

keit verläßt und sich lieber in den Genüssen einer lebensfrohen Welt begräbt.

Dem krankhaften Nachdenken der unaufhörlich simulirenden und speculirenden Amerikaner konnte unmöglich der Gedanke an jenen seltsamen Fall entgehen, wo der Letzte der Rappisten einsam und erbenlos in christlicher Resignation im Schwabendorf zu Economy stirbt und das ganze kolossale Vermögen von mehreren Millionen Dollars unverwendet und besitzerlos zurückläßt. Ja die Erwägung und kritische Section dieses Ereignisses dürfte wohl schon mehr als einmal das Gehirn eines Speculanten der Umgebung beschäftigt und erhitzt haben, wenn er am Sonntag, unter dem Einfluß des Verbotes aller bürgerlichen Arbeit, in einem bequemen Schaukelstuhl vor der Hausflur saß und seine Gedanken in weite Zukunft schweifen ließ.

Am wahrscheinlichsten fällt wohl das ganze reiche Vermögen dem Staate Pennsylvanien zu, und da bleibt nur zu wünschen, daß die Schätze, welche der Fleiß, die Sparsamkeit und die Ausdauer einer biederen Schwabengemeinde der fruchtbaren Erde entlockt, zur Kultur eines nicht minder dankbaren Gebietes, zur Pflege des Geistes, verwendet werde, ohne die, wie uns Economy lehrt, selbst der emsigste Fleiß und das sittlichste Streben den Segen eines

edleren Fortschrittes, einer imposanteren Zukunft einbüßt. —

Ein ähnliches, wenngleich durch ihre mehr naturgemäßen Grundsätze erfreulicheres Bild bietet die gleichfalls auf Gütergemeinschaft begründete deutsche Ansiedelung der Inspirirten zu Ebenezer im Staate New-York dar. Die ersten Mitglieder dieser religiösen Gemeinde, deren Stifter Eberhard Ludwig Gruber und Johann Friedrich Rock waren, lebten seit dem Beginn des 18ten Jahrhunderts zerstreut in allen Theilen Hessens und Badens. Im Jahre 1842 versuchte Christian Metz aus Hessen die letzten Elemente dieser allmälig abgestorbenen Glaubenssekte zu sammeln und zu einer Auswanderung nach Amerika zu bewegen.

Im Verein mit zwei anderen Inspirirten, dem Wilhelm Mörschel und Carl Winzenried, geschah im Jahre 1843 fünf Meilen von Buffalo auf einem durch Billigkeit des Ankaufs und Fruchtbarkeit des Bodens vortheilhaften Landstriche von ungefähr 7000 Aeckern die erste Ansiedelung. Es fanden sich damals gegen 1000 Gleichgesinnte aus Baden, Hessen, Würtemberg und Baiern auf der Gründung, die sie Ebenezer nannten, zusammen. Sogar einige Franzosen und Oesterreicher sollen unter den Ansiedlern gewesen sein. Die Gemeinde beschäftigte sich weniger mit Ackerbau als mit Industrie, und ihrer deut-

schen Tüchtigkeit ist es gelungen, im Zeitraume von ungefähr zehn Jahren eine Tuchfabrik, Kattunfabrik, Färberei, Gerberei und Bierbrauerei zu gründen und in den blühendsten Gang zu setzen. Auch eine kleine Buchdruckerei besitzt die Communität, in welcher Andachtsbücher und die berühmten Beschreibungen der „Liebesmahle" gedruckt werden. Vergebens bemühten wir uns aus historischem Interesse um ein Exemplar der letzteren Druckschrift, indem eine solche Verhandlung, wie uns der Rathsälteste auf unser dringendes Ansuchen beschied, „nur für die Gemeinde und ihre Glieder bedacht ist."

Neuen Zuwachs von Gleichgesinnten aus Deutschland hat die Gemeinde seit ihrer Einwanderung nicht erhalten; da aber ihre religiösen Grundsätze eheliche Verbindung nicht verbieten, so hat sich die Mitgliederschaft auf diese weit natürlichere Weise um ungefähr 100 kleine inspirirte Weltbürger vermehrt.

Die weltlichen Angelegenheiten leitet ein auf Lebensdauer gewählter Bruderrath aus 38 Mitgliedern. Es herrscht in der Gemeinde nach, wie uns ein Aeltester sagte, „ächt christlichen Grundsätzen" völlige Gemeinschaft der Güter, und obschon manche „Inspirirte" ein Vermögen von 15,000 Thalern mitbrachten, so haben sie gleichwohl nicht mehr Ansprüche oder Rechte als der arme Bruder, dem vielleicht sogar seine Reisespesen nach Amerika

vorgeschossen werden mußten. Solche Schulden sollen aber nach gesetzlicher Bestimmung binnen sieben Jahren durch der Gemeinde besonders zu leistende Dienste wieder abbezahlt werden.

Ueber die Ausführung der socialistischen Grundsätze machte uns der Agent der Gemeinde, ein Herr Ludwig Mayer, folgende Mittheilungen: Jedes Mitglied besitzt ein Büchelchen, eine Art von Conto-Corrent, in welchem dasselbe eine gewisse Verbrauchssumme vom Bruderrath creditirt erhält. So oft nun ein Mitglied irgend ein Kleidungsstück oder eine sonstige Waare für's Haus benöthigt, wird der dafür entfallende Betrag von der creditirten Summe abgeschrieben. Bleibt nach Verlauf eines Jahres durch Sparsamkeit des Mitgliedes noch ein Rest im Haben stehen, so erhält dasselbe diesen Betrag baar hinausgezahlt. Die sämmtlichen Erhaltungskosten eines Mitgliedes wechseln je nach Alter und Beschäftigung zwischen 25 und 60 Dollars des Jahres. Im Falle ein Mitglied aus der Gemeinschaft scheidet, erhält es die Einlage ohne Interessen baar zurück und empfängt außerdem eine dem Gutdünken des Bruderraths überlassene Vergütung für die während der Dauer seines Beitritts der Gemeinde geleisteten Dienste. — Seit den zehn Jahren der Gründung kamen nicht mehr als fünf Austritte vor. Im Ganzen genießt die Gemeinde (trotzdem, daß zwei

Aerzte, ein Allöopath und ein Homöopath, Mitglieder der Commun sind) eine ziemlich dauerhafte Gesundheit. Die vorherrschende Krankheit ist kaltes Fieber. Todesfälle ereigneten sich seit 1843 im Ganzen 61.

Der jährliche Verkehr und Geldumsatz der Gemeinde beträgt 150,000 Dollars; dabei ist aber der Ertrag der Felder nicht mit gerechnet, weil die Gemeinde denselben größtentheils für ihren eigenen Bedarf verwendet.

Der geistliche Vorstand ist gegenwärtig Herr Christian Metz aus Hessen. Sonntags, Mittwochs und Freitags versammelt sich die Gemeinde im sogenannten „Versammlungshaus“ zur religiösen Andacht. Es ist dies eine einfache geräumige Halle ohne Schmuck oder Verzierung und hat in Bau und Einrichtung viel Aehnliches mit dem Bethaus der Rappisten in Economy. Als wir den Aeltesten um ihre Glaubensgrundsätze fragten, antwortete uns derselbe: „Unsere religiösen Statuten sind die evangelischen Wahrheiten, die Lehre Jesu Christi und seiner Apostel, das heilige Schriftwort alten und neuen Testaments.“ — Die Predigt bildet den Hauptabschnitt jeder kirchlichen Versammlung. Das Recht jedes Gliedes, einen religiösen Vortrag zu halten, wenn es sich dazu inspirirt fühlt, gab der Gemeinde den Namen der Inspirirten. Sie lie-

ben aber nicht mit diesem Titel benannt zu werden und ziehen es vor, die Ebenezer zu heißen. Außer religiösem Gesang ist jede andere Musik völlig ausgeschlossen.

Die Gemeinde besitzt keinerlei gedruckte Constitution oder Gesellschaftsstatuten; das Grundeigenthum ist auf den Namen des Gemeindeältesten geschrieben, und es dürfte am besten sowohl das strenge Rechtlichkeitsgefühl des Vorstandes, als das blinde Vertrauen und den schlichten Biedersinn der Gemeinde beurkunden, daß bisher noch nicht die leiseste Klage oder Unzufriedenheit über die Gebahrung mit dem Gemeindevermögen vorgekommen ist.

Obschon die deutschen Socialisten in Ebenezer durch ihren jungen kräftigen Nachschub nicht den traurigen Anblick einer hinsterbenden Klostergemeinde bieten, wie die „Harmonie-Gesellschaft" in Economy, so gleicht doch ihr Zustand mehr einem stillen Vegetiren als einer freudig gedeihenden, geistig und sittlich sich entwickelnden Existenz. Durch unermüdeten Fleiß, durch Beschränkung auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, durch die Unterordnung des Eigenwillens unter den Willen der Gesammtheit, durch ihre industrielle Emsigkeit, haben es zwar auch die Inspirirten gleich den Rappisten zu Vermögen und bürgerlichem Ansehen gebracht, aber an geistiger

Regsamkeit sind sie vielleicht ärmer als zur Zeit, wo sie mit Christian Metz aus Hessen eingewandert sind.

Aehnliche deutsche Colonieen nach christlich-socialistischen Grundsätzen, wie die eben beschriebenen, trifft man noch in Zoa im Staate Ohio im Tuscarabas-County, wo sich 150 Zoariten oder Patrioten unter der Leitung des Vormanns Bäumler (englisch Bimler) seit 1817 als Agriculturisten niedergelassen haben, dann in Bethel am Missouri, 100 Meilen von Saint-Louis, wo gleichfalls einige hundert Separatisten mit ihrem Vormann oder Aeltesten Keil der Cultur des Bodens leben.

Auch die Amerikaner hat dieser Verwirklichungsdrang des Socialismus mit religiöser Uebertünchung experimentlustig gemacht, und es entstanden nach einander, freilich theilweise unter englischer Führung, die Shakers in Lebanon im Staate New-York und die Mormonen in Illinois, auf welche beide Gemeinden wir bei einem späteren Besuche ausführlicher zurückkommen werden. Auch diese beiden Ansiedelungen erfreuen sich eines materiellen Gedeihens, aber nur durch das streng religiöse Band, das sie knüpft, und durch den gedankenlosen blinden Glauben, der jede ihrer Handlungen, jede ihrer Regungen beherrscht.

Das erste socialistische Experiment ohne allen Religionszwang war die im Jahre 1826 durch den

edlen Philanthropen Robert Owen in New-Harmony im Staate Indiana gegründete Gemeinde. In einer freundlichen, gesunden, fruchtbaren Hochebene des Wabashflusses kamen zu dieser Zeit mehr als 1000 Personen zusammen, welche größtentheils den gebildeten Ständen angehörten und unter denen sich sogar Ansiedler wie Dr. Troost, Say, Lesueur, Maclure, die edelsten und geistreichsten Männer ihrer Zeit, befanden. Dennoch scheiterte das ganze Experiment schon nach zwei Jahren (1828) und zwar, wie uns einer der Söhne des edelherzigen Owen erst kürzlich versicherte, an der Unfügsamkeit und Vielköpfigkeit des menschlichen Charakters.

Ein anderer von Franzosen unternommener socialistischer Versuch, gleichfalls ohne bigotten Kitt, fällt in die neueste Zeit. Es ist die Besiedelung von Nauvoo im Staate Illinois durch 300 Ikarier im Jahre 1848. Auch dieser Gemeinde, die gleichfalls eher in der Auflösung als im Gedeihen zu betrachten sein dürfte, wird der Leser später, während unserer Reisen im Westen, wieder begegnen, wo wir ihn sogar mit dem alten Vater Cabet, dem Ober-Ikarier und Urcommunisten, bekannt machen wollen.

Noch einige andere deutsche erzcommunistische Versuche durch Weitling, Koch und Consorten in Communia, Guttenberg u. a. O. sind eben so schnell

wieder untergegangen, wie aufgetaucht, und wir wollen sie eben nur aufführen, um dem Leser zu zeigen, daß es in Amerika keineswegs an Versuchen gefehlt hat, die Grundsätze des Socialismus auszuführen und zur Geltung zu bringen.

Gleichwohl sehen wir den Socialismus entweder, wie es bei den Rappisten, Shakers, Patrioten, Inspirirten und Anderen der Fall ist, nur durch die Anlegung einer geistigen Zwangsjacke, durch religiöse Tyrannei, kurz mit so viel widerlichem Beigeschmack verwirklicht, daß derselbe für das Aufgeben seines edelsten Ichs, außer der Sorglosigkeit des materiellen Lebens, keinerlei würdige Entschädigung und Genuß bietet; oder wir sehen das socialistische Princip blos in seiner politischen Bedeutung durchgeführt, wie z. B. bei den Owenisten, und dann erscheint ein solcher Versuch stets als ein verunglücktes Experiment.

Wenn es aber dem Socialismus auch in Amerika nicht gelingt, Boden zu gewinnen, so liegt die Ursache davon keineswegs in den Männern, welche den Versuch unternommen, denn einige von ihnen gehören zu den edelsten, rechtlichsten und gelehrtesten Menschenfreunden, die je gelebt. Auch nicht am Lande liegt die Schuld, wo diese socialen Experimente unternommen wurden; denn nirgends in der Welt vermag jede sich regende Kraft sich freier, sicherer und ungestörter zu entwickeln und auszubreiten, als

auf dem freien, reichen Boden Amerika's. Der Grund des Falliments ist tiefer zu suchen, er liegt in der Unmöglichkeit, in der Unausführbarkeit der socialistischen Lehren selbst.

Möchte doch Jeder, dem das Wohl und Gedeihen der Menschheit und namentlich der niederen Volksklassen wirklich am Herzen liegt, durch einen Blick auf den Zustand des Socialismus im freien Amerika zur Ueberzeugung gelangen, daß das Glück der Masse in einer anderen Weise angestrebt werden muß, als durch die Verwirklichung Fourieristischer und Saint-Simonistischer Ideen; ja es klingt fast etwas tollköpfig, in einem politisch völlig freien Lande das Wohlbehagen der Einzelnen gerade durch die Aufgebung dieser schwererrungenen Freiheit, durch die Unterordnung seines Eigenwillens unter den Willen der Gesammtheit erzielen zu können zu glauben. Je schneller man von dieser Richtung sich abwendet, desto besser für die Menschheit, desto fördernder für andere, vielleicht ausführbare Grundsätze.

Uns scheinen die Nächstenliebe, von welcher alle Theorieen des Socialismus doch nur der Ausfluß sind, und die humanen Zwecke, welche dieselbe anstrebt, nur auf eine Weise verwirklichbar, und das ist mit Abstreifung alles politischen Parteigewandes, durch die immer größere Verbreitung jener menschenfreundlichen Gesellschaften, wie solche in den Ver-

einigten Staaten und auch in einigen Theilen von Europa unter der Bezeichung der „Odd fellows“ und der „Freimaurer“ bekannt sind.

Die Grundsätze dieser Gesellschaften verwirklichen den reinsten christlichen Socialismus, ohne gleichwohl die freieste Selbstständigkeit des Individuums irgendwie zu beeinträchtigen oder mit dessen religiösen und politischen Ueberzeugungen in Conflict zu gerathen. Vielmehr tragen sie durch die Vorliebe, mit der sich Gemeindebrüder im Handel, in der Industrie und den Gewerben unterstützen, wesentlich zur Kräftigung und Erstarkung der materiellen Unabhängigkeit des Einzelnen bei.

Die Gesellschaften der Odd fellows sowohl, als der Freimaurer ziehen hauptsächlich das Aufsuchen und die Unterstützung des Unglücks, die Pflege der Kranken, die Versorgung der Waisen, kurz jede Pflicht der Humanität, in das Bereich ihrer edlen Wirksamkeit. Dabei suchen sie, wie schon bemerkt, den Gemeinsinn durch eifriges Zusammenhalten in allen materiellen Beziehungen zu bewahren und zu befestigen; doch ist jeder politische Einfluß streng aus den Gesellschaftsstatuten verbannt, und ein Mitglied, das in irgend einer Weise dieses Verbot verletzte, zöge sich unerbittlich den augenblicklichen Ausschluß zu.

Aber nicht nur im kleineren Kreis des Ordens, überall im Weltall, soweit die Saat dieser Gesell-

schaften reicht, findet der Odd fellow und der Freimaurer, der in die Ferne zieht, Brüder und brüderliche Unterstützung; er fühlt sich nicht fremder und verlassener viele tausend Meilen von der Heimath als wie zu Haus am väterlichen Heerd. Es herrscht zwar unter ihnen keine Gütergemeinschaft, aber Herzensgemeinschaft, es besteht zwar keine Gleichheit in Arbeit, Tracht und Lebensweise, aber Gleichheit in Zucht, Wohlwollen und Gesinnung, und diese Grundsätze machen auch ohne moralischen Zwang, auch ohne decretirte Gütergemeinschaft allen Segen, alle Freuden und alle echten Genüsse des Lebens zu gemeinschaftlichen Gütern.

Der Orden der Odd fellows*) wurde zuerst im Jahre 1825 in den Vereinigten Staaten eingeführt. Im Jahre 1832 bestanden erst 93 Logen mit zusammen 5956 Mitgliedern. Gegenwärtig zählt der Orden bereits 2729 Logen und mehr als 200,000 Mitglieder, die sich über den ganzen weiten amerikanischen Continent, wie eine christliche Brüderge-

*) Ueber die Etymologie des Wortes Odd fellow (seltsamer Gefährte) herrschen zwei verschiedene Ansichten. Die Einen schreiben die Bezeichnung „odd“ der „Abweichung vom Gewöhnlichen“ zu, während Andere darin eine Corruption des Wortes „oath“ (Schwur) erblicken, als Anspielung auf den Schwur, welchen die Mitglieder bei ihrer Aufnahme leisten.

meinde verbreiten und das Panier der Nächstenliebe nach allen Himmelsgegenden flattern lassen. Im verflossenen Jahre (1852) wurden im Ganzen 514,721 Dollars als Unterstützung (relief) an hülfsbedürftige Mitglieder vertheilt.

Von allen freien und humanen Institutionen, welche Amerika so glänzend auszeichnen, üben die Orden der Odd fellows und Freimaurer sicherlich den wesentlichsten Einfluß auf das öffentliche Wohl, und sie können mit um so besserem Gewissen auch der Nachahmung in Europa empfohlen werden, als sich diese Gesellschaften durch den strengsten Ausschluß aller politischen und religiösen Tendenzen auch für solche Länder eignen, in welchen noch nicht, wie in Amerika, jedes Problem auch das Recht des Experiments hat. S.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1-3

120.-

Wagner, Moritz, 1813-1887

Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853

Bd.: 1

Leipzig (1854)

It.sing. 1195 sh-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468582-6